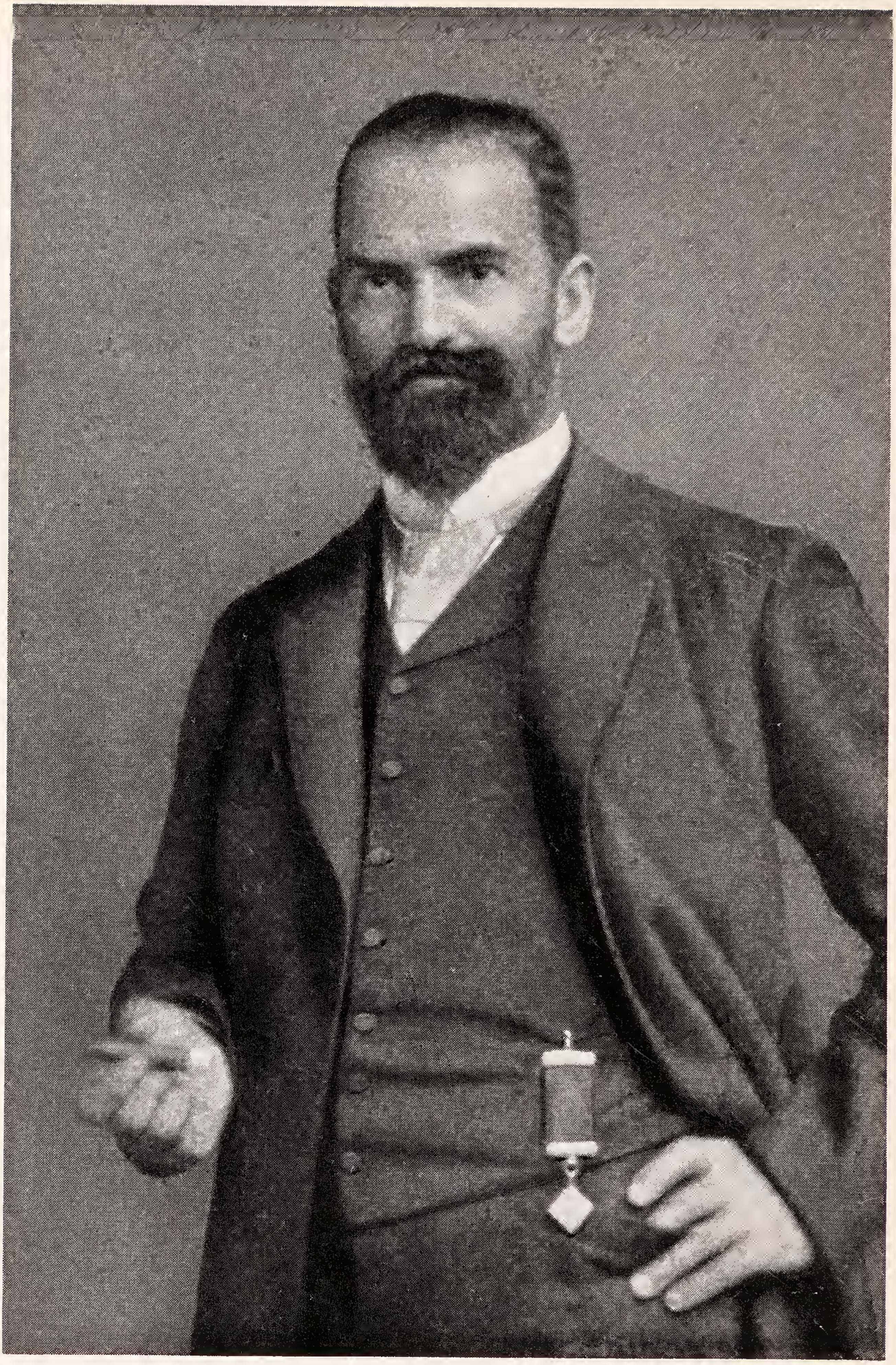
Schweninger

Georg Schwarz: Ernst Schweninger



Ernst Schweninger

GEORG SCHWARZ

Ernst Schweninger

BISMARCKS LEIBARZT

Mit 10 Abbildungen

VERLAG PHILIPP RECLAM JUN.
LEIPZIG

Printed in Germany. Reclam-Druck Leipzig. Verlagsarchiv Nr. 146

Wer war Schweninger?

Der große Arzt Ernst Schweninger ist für die Öffentlichkeit schon zu seinen Lebzeiten endgültig abgestempelt worden als der Leibarzt Bismarcks. Auch heute denken wohl noch viele unwillkürlich, wenn der Name Schweningers genannt wird, an das bekannte Bild, das den Altreichskanzler im Kreise seiner Familie und der nächsten Freunde in Friedrichsruh zeigt; aus dem blassen Dämmer der Erinnerung erhebt sich dann vielleicht über der konventionellen weißen Weste das kühne, energische Gesicht eines schwarzbärtigen Mannes von südländischem Aussehen, der die linke Hand, die eine Zigarre hält, lässig auf den Ofensims stützt. Auch auf die Bühne ist er so gekommen, als einer der Getreuen des Bismarckschen Exils, entsprechend der Legende, für die er nun einmal „der Medizinmann des Sachsenwaldes" ist.

Jede Legende stützt sich auf eine Wahrheit, mag sie diese auch im Laufe der Zeiten abwandeln oder umbilden. So auch hier. Der zum Mythos gewachsene Schöpfer des aus siegreichen Kriegen geborenen Reiches hat mit dem Glanze seines Namens nur wenige Männer seines Umkreises verklärt, da die kräftefressende Macht seiner Persönlichkeit alle anderen erdrückte; zu den wenigen aber, die sich in ihrem Bannkreise behaupteten, gehörte sein Arzt, der vielleicht, außer der Fürstin Johanna, der einzige Mensch war, der sich rühmen konnte, Einfluß auf Bismarck aus-

zuüben. Es ist bezeichnend für ihn, daß er sich dessen niemals gerühmt, sondern immer nur betont hat, wie sehr die entscheidenden Jahre seines Lebens unter dem Eindruck der gewaltigen Gestalt seines Fürsten standen.

Aber Schweninger war nicht nur der Arzt Bismarcks. An seinem größten Patienten konnte er zeigen, daß er ein bedeutender Arzt war, der kraft seiner Berufung zu vollbringen vermochte, was anderen nicht gelungen war: den von den medizinischen Autoritäten aufgegebenen Kanzler zu heilen. Damit errang er in kurzer Zeit einen Sensationserfolg, so daß ihm bald die Leidenden zuströmten. Aus Indien wurde er telegraphisch um Rat angegangen, wohlhabende Kranke aus beiden Hemisphären scheuten die Überquerung der Weltmeere nicht, um von ihm behandelt und geheilt zu werden, und wenn einen seiner Schüler dienstlicher Auftrag oder ehrenvolle Berufung nach Ostasien oder Argentinien verschlug, konnte der Meister ihn dort an Patienten verweisen, die gern bereit waren, dem Helfer aus Krankheit und Schmerz durch Förderung des empfohlenen Gastes noch einmal zu danken.

Die Sensation des Erfolges hat Schweninger nie erstrebt. Er kannte nur einen Erfolg: die Heilung des kranken Menschen, mochte er nun ein millionenschwerer Bankier oder ein armer Tagelöhner sein. Sein großes, aus Erfahrung und Intuition gewachsenes heilerisches Können befähigte ihn dabei zu Leistungen, die einzigartig und für seine ärztliche Mitwelt häufig kaum zu fassen waren. Wo andere eine Krankheit behandelten, kämpfte er um die Gesundung eines kranken Menschen. Kranksein war für ihn nämlich, nach einem Wort von Gaub, „ein Leben unter veränderten Bedingungen"; Gesundheit und Krankheit also nicht durch feste Grenzen voneinander getrennt.

Solche Anschauung, die sich über die enge Spezialisierung des Fachwissens erhob und statt erkrankter Zellen die Konstitution des ganzen Menschen für Diagnose und Therapie in Betracht zog, stellte Schweninger weit über seine Kollegen, für die das

große Jahrhundert der Erfindungen auch eine ärztliche Betrachtungsweise geformt hatte, an der nicht gerüttelt werden durfte. In gleichem Maße, wie die junge Technik das Denken ihrer Ingenieure normte und die liberalen Staatslehren das Handeln auch konservativer Politiker beeinflußten, hielt starrer Formelkram die Ärzte am wissenschaftlichen Gängelbande, das sie vorbeileitete an den tiefen Erkenntnissen uralter ärztlicher Weisheit eines Hippokrates und Paracelsus, an die Schweninger wieder anknüpfte, heutigen Gedankengängen vorausgreifend und von seiner Zeit dafür zum Ketzer gestempelt.

Die Unduldsamkeit, die Schweninger aus der Fachwelt gelegentlich entgegenflammte, trieb es zuweilen soweit, daß sie die Tatsachen in ihr Gegenteil verkehrte, um sein Ansehen herabzusetzen; und als eines Tages der Angefeindete als Sachverständiger vor Gericht sich gegen einen Kurpfuscher aussprach, war bald darauf in einer ärztlichen Wochenschrift zu lesen, daß der sattsam bekannte Professor Schweninger sich für den Kurpfuscher unter heftigen Ausfällen gegen die „Schulmedizin" eingesetzt habe. Zu einer Berichtigung kam es in diesem Falle nicht, da der Angegriffene sich zur Zeit der Veröffentlichung im Ausland aufhielt und nach seiner Rückkehr, wie es seinem Wesen entsprach, lieber arztete als polemisierte.

Wenn er schon vor der Öffentlichkeit in die Schranken trat, dann geschah dies nicht aus persönlichen Beweggründen, sondern zum Wohle leidender Menschen, und der Antrieb dazu war nicht eitle Selbstgefälligkeit, sondern die große Humanität, die ihn erfüllte.

Der Arzt Schweninger hat durch seine von tiefem Ethos getragene Wirksamkeit und durch die Erkenntnisse, die er in seinen Vorträgen und Schriften den Mitlebenden und der Nachwelt übermittelte, einer ganzen Generation von Ärzten, die jenseits der Schulmauern noch Neuland zu gewinnen hofften, entscheidende Anregungen gegeben. Seine temperamentvoll und mit großer Ge-

dankenfülle vorgetragenen Darlegungen „Zur Krebsfrage" fassen den Krebs nicht als eine örtliche Geschwulst, sondern als eine Allgemeinerkrankung auf und sehen in der örtlichen Erkrankungsstelle gleichsam eine Abladestelle für böse Stoffe.

Solche gänzlich undogmatischen, aus einer so umfangreichen Praxis, wie sie nur wenigen Ärzten zuteil wird, herauskristallisierten Einsichten mußten in einem festgelaufenen gesellschaftlichen Getriebe wie revolutionäre Fanfaren wirken, um so mehr, als Schweninger eine Erneuerung der ganzen Lebensweise forderte, die den Menschen bisher von seinen natürlichen Gegebenheiten abgesondert hatte. Aber seine weltoffene Künstlerseele bewahrte ihn vor einem Fanatismus, der alles Heil der Welt von der verschmähten Zigarre und dem zurückgewiesenen Glase Wein erwartete.

Schweningers physikalisch-diätetische Lehre, die er auch die biologische nannte, betrachtete den Menschen nicht nur als Objekt ärztlicher Fürsorge, sondern sah als ihr Ideal die Selbsthilfe des erkrankten Körpers; sie empfahl für jeden einzelnen Fall eine individuell verschiedene Behandlung. Und der Verfechter dieser Lehre setzte es sich nicht zum Ziel, Schutzmittel gegen Krankheiten zu suchen, sondern bei seinen Patienten die Abwehrkräfte zu stärken. Seine Pfleglinge sollten keine ergebenen Dulder sein, die es mit Leidensmiene hinnahmen, daß der Arzt an ihnen herumkurierte; er wollte sie zu Bundesgenossen machen in seinem Kampf gegen alle Übel der Krankheit, die den Menschen bedrohen. Weit vorausschauend hat er vor vier Jahrzehnten verkündet:

„Nach dieser Richtung — sie ist noch jung, und keineswegs herrschend — wird im 20. Jahrhundert der Weg weitergebahnt werden ... Bleiben wir ... in der biologischen Richtung, dann werden wir in weiser und vorurteilsloser Ausnützung der glänzenden Ergebnisse einer mit allen Mitteln fortschreitender Technik arbeitenden und alle Hilfsmittel: Luft, Licht, Wasser, Nahrung, Arzeneien, Serum, mechanische und physische, chemische, thermitische, bakterielle und nervöse Einwirkung in ihre

Betrachtung ziehenden Forschung zweifellos in Krankenbehandlung, persönlicher und öffentlicher Hygiene reiche Früchte ernten."

Schweninger ist in seiner Richtung geblieben. Daraus erwuchs ihm zwar manche Anfeindung, die er zu ertragen hatte, aber auch sein Glück, das er in dem gewonnenen Vertrauen eines neuen Patienten, in der Heilung eines Schwerkranken, in dem Glück, das er anderen bringen konnte, fand.

Das sinnvoll erfüllte Leben dieses Mannes, an dem sich nicht nur ein Teil der Geschichte, die für Deutschland entscheidend war, sondern auch der Zustand der Gesellschaft einer heute abgeschlossenen Epoche in all ihrem Reichtum und mit all ihren Widersprüchen spiegelt, ließ es lohnenswert erscheinen, seinen Ablauf aufzuzeichnen. Dieses bewegte und seine Umwelt bewegende Dasein strahlt noch immer vorbildliche Kraft genug aus, um das ewige Streben des Menschen nach Vollkommenheit zu beflügeln.

An erster Stelle hat der Verfasser der Familie Schweninger, insbesondere dem ältesten Sohne Ernst Schweningers, dem Major Dipl.-Ing. Carl Ernst Schweninger, für das liebevolle Verständnis und die Förderung der Arbeit zu danken; er stellte aus dem Familienarchiv wichtige Dokumente, bisher unveröffentlichte Aufzeichnungen, Briefe, Photographien und Abbildungen zur Verfügung.

Für Hinweise, einschlägige Berichte und Mitteilungen dankt der Verfasser den Herren Geheimrat Professor Dr. Martin Faßbender, Generalkonsul Albert Heilmann, Graf Hermann Keyserling, Geheimrat Professor Paul Lindenberg, Hofrat Max von Millenkovich-Morold, Dipl.-Ing. Wilhelm Müller, Marine-Generalarzt a. D. Dr. Albrecht P. F. Richter, Dr. Hans Ruederer, Dr. Wilhelm Winsch und dem Ruederer-Archiv bei den Städtischen Bibliotheken in München.

Bei der Gleichgültigkeit, die Schweninger allen Dingen gegenüber walten ließ, die ihn persönlich betrafen, mußte das Material

für seine Biographie unter den schwierigsten Umständen stückweise zusammengetragen werden, um ein möglichst umfassendes Bild seines Lebens zu geben. Dank dem freundlichen Entgegenkommen, das der Verfasser auch bei anderen Persönlichkeiten und Stellen gefunden hat, die hier nicht im einzelnen aufgeführt werden können, hofft er, daß ihm dies gelungen ist. Für weitere Hinweise ist er dankbar.

Krummhübel (Riesengebirge), im Sommer 1941.

G. Sch.

Jugendzeit

Am Nachmittage des 15. Juni 1850 wurde dem praktischen Arzt Dr. Franz Seraph Schweninger zu Freystadt in der Oberpfalz der vierte Sohn geboren. Das Kind erhielt in der Taufe die Namen Johann Baptist Ernst. Die heilige Handlung fand in der Pfarrkirche statt, deren starker, spitz zulaufender Turm vom Alter des Baues zeugt und deren Altar mit einem Kruzifix geschmückt ist, das ebenso wie die Figuren der beiden Heiligen Johannes und Christophorus von der begnadeten Hand des Veit Stoß stammen soll.

Das kleine Landstädtchen mit vielleicht einem halbenTausend Einwohnern, noch von der alten Ringmauer umgeben, strahlte mit seinem torgeschmückten Marktplatz, dem die Stadtwürde selbstbewußt verkörpernden Rathaus und seinen behaglichen Giebelhäusern die gemächliche Ruhe und Zufriedenheit eines halbländlichen Daseins aus, das jedem Bewohner seinen Anteil an Arbeit und Lebenserfüllung sichert, unbeirrt vom lauten Treiben der großen Welt. Seit fünf Jahrhunderten, von dem Tage an, da die Grafen von Stein den Flecken gegründet hatten, war die Abgeschiedenheit, in der das Städtchen die Zeiten verträumte, kaum gestört worden. Seine adligen Herren hatten es an andere Herren verkauft, es war wie ein Schacherobjekt von Hand zu Hand gegangen, ohne daß Bürgersinn und Gewerbefleiß seiner Bewohner darunter gelitten hätten; und als im Dreißigjährigen Kriege über seine Mauern die Brandfackel geworfen wurde, die Kirche und Wohnstätten bis auf geringe Reste vernichtete, mach-

ten sich fleißige Hände, gleich nach dem Abzug der Schweden, unverdrossen an die Arbeit, damit die Beständigkeit triumphiere über die Wirrnis des Krieges und die Verwirrung der Herzen.

Aber der Arzt Dr. Franz Seraph Schweninger war ein Fremder in den wie auf dem Reißbrett säuberlich mit Lineal und Winkelmaß gezogenen Straßen und Gassen. Sein Vater stammte aus Tirol, wo die Familie seit langem auf bäuerlichem Besitz gewirtschaftet hatte. In der Familienüberlieferung lebte noch das Gedenken an einen Ahn, der fürstlicher Mundschenk gewesen war und Schwäne im Wappen geführt hatte. Der Vater des Arztes verließ unternehmungslustig seine dörfliche Heimat, Reith am Zirler Berg, zwischen Mittenwald und Innsbruck, wanderte nach Regensburg und begründete einen Fruchthandel. Der Sohn, der den zähen Tiroler Bauernfleiß und den Aufstiegswillen der Vorfahren geerbt hatte, verwirklichte die Träume seines Vaters und studierte. Nach seiner Approbation ließ er sich in Freystadt als praktischer Arzt nieder; er hatte jedoch nicht die Absicht, sich in dem Landstädtchen für die Dauer seines Lebens ansässig zu machen, und bezog deshalb nur ein Haus zur Miete, statt selber ein Heim zu bauen oder käuflich zu erwerben: das Burksche Benefiziatenhaus, das gerade wegen einer längeren Vakanz der Pfründe seinem eigentlichen Zweck entzogen war.

Alle beruflichen Hindernisse hatte der junge Arzt leicht überwunden; die Schwierigkeiten, die jedem Leben beschieden sind, lernte er erst kennen, als er seine geliebte Braut Fanny heimführen wollte, die damals Hofdame der Fürstin von Thurn und Taxis war. Sie entstammte der freiherrlichen Familie von Schacky, einem adelsstolzen Geschlecht, das seine Heimat Cremona verlassen hatte, um in die Dienste deutscher Fürsten zu treten; die Vorfahren sollen dort angesehene Geigenbauer gewesen sein. Jedenfalls erhoben die Eltern der schönen und liebreizenden Baronesse Fanny — deren Großvater Regierungskanzler in Burghausen an der Salzach gewesen war — lebhaften Widerspruch gegen den ihnen zugemuteten bürgerlichen Schwie-

gersohn. In der bei aller scheinbaren Liberalität wohlgeordneten bayrischen Hierarchie, die durch den Einfluß der Kirche erhalten und womöglich noch gestärkt wurde, war eine solche Verbindung zweifellos ungewöhnlich. Doch alle ernstlichen Vorstellungen waren ebenso zwecklos wie inständige Bitten, gütiges Zureden und die Beschwörungen der Verwandtschaft. Standesvorurteile konnten den festen Entschluß der Liebenden nicht erschüttern. Das zarte, feingliedrige Mädchen hatte nicht nur die südländische Lebhaftigkeit von seinen Cremonenser Ahnen geerbt, sondern auch ihr eigensinniges Festhalten an dem, was sie für gut befanden. Und wenn sich der Brautstand auch über Jahre erstreckte, so hielten doch beide in unbeirrbarer Liebe zueinander fest, bis der junge Doktor der Medizin sich eine Stellung geschaffen und die Baronesse alle Widerstände ihrer Familie überwunden hatte.

Als große romantische Leidenschaft begann die Liebe der jungen Menschen, aber als sie ihre Erfüllung gefunden hatte, wurde Fanny Schweninger eine gute Gattin, die auch einmal herzhaft zupacken konnte, wenn es nottat. In einem Arzthaushalt ist das Leben der Frau eng mit dem Berufe des Gatten verbunden. Und erst recht in einem kleinen Ort, wo sein Wirkungsbereich weit über die Stadtmauern hinausgreift bis in entlegene ländliche Bezirke und die Frau über alle Fälle der Praxis unterrichtet sein muß, um während der Abwesenheit des Mannes auch in schwierigen Lagen einen Ausweg zu wissen. Wenn dazu noch vier Kinder mit ihren kleinen Leiden und Freuden zu der Mutter gelaufen kommen, das Hauspersonal zu unterweisen ist, der Mann am Abend müde und abgespannt von seinen Krankenbesuchen heimkehrt, dann hat die Arztfrau wenig Anteil an der Beschaulichkeit, die Einheimische und Fremde als höchsten Reiz der kleinen Stadt empfinden.

Die vier Buben des Doktors Schweninger, diese lebendige Verkörperung eines geduldigen Werbens um die geliebte Frau, wurden von der Mutter zärtlich umsorgt; den Vater leiteten bei der Erziehung strengere Grundsätze. Er hing gewiß nicht weniger an

den Knaben als die Mutter, aber von frühester Jugend an hatte er gelernt, daß Kinder der Härte des Lebens einst leichter begegnen, wenn elterliche Nachsicht ihnen nicht allzu reichlich zuteil wird. So sorgte er dafür, daß seine Jungen sich frühzeitig daran gewöhnten, kleine Pflichten, die ihnen aufgetragen wurden, selbstverständlich zu übernehmen, auch wenn dadurch ihr Spiel zuweilen eine Unterbrechung erfuhr. Ebensowenig wie der Doktor Schweninger Selbstherrlichkeiten seiner Patienten duldete, litt er von seinen Söhnen den geringsten Widerspruch. Aber er war ein gerechter und gütiger Vater, kein düsterer Tyrann, und da er an seiner Heimat hing, weckte er auch in seinen Söhnen die Liebe zu der bayrischen Landschaft. So unternahmen die Doktorskinder von Freystadt bald auf eigene Faust Streifzüge durch die alten Gassen, bestaunten die drei großen Figuren über dem Eingang der Apotheke und liefen wohl auch nicht selten durch das gotische Stadttor hinaus auf die schattige Lindenallee, die an den bäuerlichen Fluren entlang zum Möninger Berg führte, von dessen Wallfahrtskirche der Blick weit hinaus ins Land schweift bis zu den Dächern von Nürnberg. An den Tagen, die für die Gläubigen heilbringend waren, zogen die Pilger hier hinaus unter den Kirchenfahnen, fromme Gesänge und die Wolken des Weihrauchs stiegen in die Luft, und Büßer am Wege fielen zerknirscht auf die Knie.

Eines Tages erfuhren die Knaben, daß sie nun ihren Heimatort verlassen müßten, um nach Neumarkt zu übersiedeln. Frau Fanny war darüber von Herzen froh. Das Benefiziatenhaus war mittlerweile ein wenig zu eng geworden für die große Familie. Doch mehr als diese äußerlichen Verbesserungen, die in Aussicht standen, freute sie die Ehrung, die ihrem geliebten Manne widerfahren war. Die wissenschaftliche Gründlichkeit und die glückliche Hand des Arztes von Freystadt war nicht nur seinen Mitbürgern bekannt; es hatte sich sogar bis zu den Behörden herumgesprochen, daß der Doktor Schweninger ein tüchtiger und unermüdlicher Mann sei, dem man wohl die Stelle eines be-

amteten Bezirksarztes anvertrauen könne, und die zuständigen Kreise zögerten nicht, ihm den Bezirk Neumarkt zu übertragen, ebensowenig wie der Fürst von Thurn und Taxis zögerte, ihn zu seinem Hausarzt zu bestellen.

Den Kindern war Neumarkt eine Welt, die neu entdeckt werden mußte. Zwar erinnerte sie der breite Marktplatz mit dem Rathaus, der wuchtigen Pfarrkirche und seinen schönen alten Giebelhäusern an das verlassene Freystadt, aber hier war alles viel großzügiger und weiträumiger als in dem früheren Zuhause. Manchen Winkel galt es zu durchforschen, viele Gassen zu durchstreifen, bis sie alles Merkwürdige ihrer neuen Heimat kennengelernt hatten, deren rotleuchtende Ziegeldächer dem Wanderer, der sich über die umgebenden Hügel der Stadt näherte, schon von weitem den Weg wiesen. Erregend und geheimnisvoll erschien ihnen vor allem das Leben des Türmers, der oben auf dem siebzig Meter hohen Turm der Stadtkirche hauste. Und doch war es beruhigend zu wissen, daß nachts aus seiner Wohnung das Licht des immer Wachsamen Geborgenheit verkündend hinausstrahlte über die schlafende Stadt und den von der Dunkelheit in Wald oder Flur Überraschten den Weg wies.

Bald kamen die Buben darauf, daß mit diesen vielen neuen Eindrücken, die in ihr Leben getreten und schnell Alltäglichkeiten für sie geworden waren, die Stadt Neumarkt ihre Reize noch nicht erschöpft hatte. Jede Jahreszeit brachte neue Überraschungen. In den ersten Monaten des Jahres stellten sich die Züchter und Liebhaber von Tauben ein, um die gurrenden Vögel in den geflochtenen Weidenkäfigen feilzubieten oder zu erwerben. Wenige Wochen später stampften die Hufe feuriger Rosse und bäuerlich schwerer Ackergäule das Pflaster des Städtchens, das Feilschen und Handeln des Pferdemarktes erfüllte mit seinem Gelärm Gassen und Wirtsstuben, die Gans, Ente oder Schwan als Wahrzeichen draußen über dem Eingang führten. Dann folgten die Großviehmärkte, bei denen es nicht weniger lebhaft zuging. Höhepunkte aber bildeten die Jahrmärkte, die im Laufe des

Jahres regelmäßig wiederkehrten, und die mit ihrem Kasperletheater, der Tierschau und dem Mann mit dem türkischen Honig für die Arztsöhne die gleiche Anziehungskraft hatten wie für die Bauernjungen.

Der Vater hatte neben seiner Privatpraxis nun auch die Pflichten zu erfüllen, die ihm sein Amt auferlegte. Dennoch fand er immer wieder die Zeit, die Erziehung seiner Söhne zu leiten, die ihm an Begabung nicht nachstanden. So glitten bei Arbeit und Spiel für den Jüngsten die sorglosen Kindertage, da er die Wunder der Jahrmärkte bestaunen konnte, rasch vorüber, noch ehe er in Neumarkt recht heimisch geworden war. Die Brüder saßen schon über der lateinischen Grammatik, und bald schlug auch für Ernst die Stunde, in der er das väterliche Haus verlassen mußte, um das Gymnasium in Regensburg zu beziehen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Verhältnis zwischen heranreifenden jungen Menschen und Erwachsenen von anderen Spannungen beherrscht als heute. Die Eltern, die Erzieher, die „Großen" waren für die Jugendlichen nicht eine fremde und versteckte Welt voller Uneinsichtigkeit und schlecht verhehlter Feindschaft, die dem himmelstürmenden Drang der Nachkommen die hemmenden Hürden der Überlieferung, wie sie sie verstanden, entgegenstellten; sie waren ihnen auch nicht gleichgesinnte Kameraden, die den Jüngeren, ohne den Unterschied der Jahre zu betonen, den Weg in die Verantwortlichkeit und den Daseinskampf des Lebens erschlossen; sie waren das Vorbild, dem sich so zeitig wie möglich anzugleichen das Bestreben jedes jungen Menschen war. Und die Großen kamen dem Wunsche der Kleinen gern entgegen. Beide taten es nicht mit Absicht. Sie folgten, unbewußt und ohne sich Gedanken darüber zu machen, dem Gesetz der Zeit. Die Kinder waren wie kleine Erwachsene gekleidet und wurden auch angehalten, sich so zu benehmen. Kleine Mädchen trugen schon die Krinoline ganz wie die Mama, dazu hochgeknöpfte Stiefeletten und Sonnenschirm-



Ernst Schweninger als Schüler

chen, später den Cul de Paris und das Schnürleibchen; die Knaben stolzierten in Stulpenstiefeln und lang darüberfallenden Hosen, die Jünglinge im Gehrock, steifem Kragen und womöglich den Zylinder auf dem Kopf einher. Mit ernsten würdigen Mienen begleiteten sie den Vater auf dem Sonntagsspaziergang, und wenn irgendwo eingekehrt wurde, saßen sie schweigend und gesittet am Tisch, immer darum bemüht, in Geste und Wort ein Abklatsch ihres Erzeugers zu sein. Es war eine Welt der Erwachsenen, unjugendlich und fern der ungehemmten Heiterkeit der Kinder unserer Tage. Die Kindheit, die sich heute bis an die Schwelle des Erwachsenendaseins ausdehnt, wurde damals meist schon abgeschlossen, wenn der Knabe seine ersten Lateinstudien begann.

Die neue Welt, in die er nun eintrat, war schon bestimmt durch den wohlgeordneten gesellschaftlichen Aufbau, der sich durch Jahrhunderte hindurch bewährt hatte und vorläufig immer noch unerschütterlich zu sein schien. Der Besuch der Lateinschule bedeutete die Zugehörigkeit zu einer Kaste, die berufen war, die entscheidenden Stellen im staatlichen, bürgerlichen und wissenschaftlichen Leben zu besetzen. Aber wenn auch die Trennung der Kasten überall streng eingehalten wurde, so kannten die Süddeutschen doch niemals den Dünkel, mit dem die schwerfälligeren und nüchternen Norddeutschen ihre Kastenvorrechte gegenüber den vom Schicksal weniger Bevorzugten zur Schau stellten. In Bayern besonders wurden die sozialen Gegensätze schon durch den Dialekt gemildert, der allen gesellschaftlichen Schichten gemeinsam war und dessen hemdsärmelige Jovialität im Verkehr miteinander keine Überheblichkeit aufkommen ließ. Dieses durch die besonderen bayrischen Verhältnisse bedingte Stammeseigene war im späteren Leben Ernst Schweningers oft von ausschlaggebender Bedeutung und erklärt manche Erfolge, die ihm scheinbar mühelos zufielen.

Aber auch der Gymnasiast stand unter dem Einfluß seiner Umgebung und der alles beherrschenden Zeitströmungen. Die Frühreife allerdings, die durch Erziehung und Vorbild gefördert

wurde, mag noch andere Ursachen gehabt haben: vor den großen medizinischen Entdeckungen, deren entscheidende in das vorige Jahrhundert fallen, war die mittlere Lebensdauer infolge der Seuchengefahr, mangelhafter Hygiene und unzureichender Abwehrmittel im Kampf gegen die Krankheiten wesentlich niedriger als heute; so erklärt es sich wohl, daß im einzelnen Menschen Ehrgeiz und Leistungswille sich schon zeitiger und stärker bemerkbar machten und früher Erfolge erzwangen als in einer Epoche, welche die kindliche Ungebundenheit länger ausschwingen läßt. Und auch wenn dem einzelnen ein hohes Greisenalter beschieden war, das weit über dem Durchschnitt lag, band ihn dennoch in der Jugend das Entwicklungsgesetz, dem alle unterlagen.

Was Ernst Schweninger in der Schule leistete, erscheint heute völlig ungewöhnlich, ja unverständlich. Auch seine Eltern und Lehrer waren oft erstaunt, wenn er in einer verblüffend überlegenen Art Fragen stellte, die sie selber nicht zu beantworten wußten. Ein lebendiger, aufgeschlossener und wissensdurstiger Geist kam da zum Vorschein, der die Grenzen des in starre Schemata gepreßten Schulwissens zu überspringen suchte. Er war kein kalter Streber, dem es nur um den Erfolg zu tun war, aber in Dingen, die es ihm angetan hatten, von einer bohrenden Gründlichkeit und von brennendem Eifer erfüllt, bis zum Kern vorzustoßen.

Diese geistige Energie prägte schon frühzeitig die charakteristischen Züge des Jünglings. Trotzig und selbstbewußt leuchteten die dunklen Augen unter den eigenwillig zusammengezogenen Brauen, der kräftige sinnliche Mund war in der Abwehr gegen fremden Widerspuch oft mürrisch zusammengekniffen, und darunter sprang das breite, bäuerliche Kinn herrisch und machtbewußt hervor. Glatte Schönheit konnte man diesem asymmetrischen Gesicht keineswegs zusprechen, aber der schwarze, mühsam mit Kamm, Bürste und viel Wasser gebändigte üppige Haarschopf milderte die scharfe Ablehnung, die für gewöhnlich

auf diesem Jünglingsantlitz lag, und die lebhafte Anteilnahme, die es oft beseelte, verklärte dann seine unkindlichen Züge.

Aber wenn der Knabe, der mühelos zweimal während seiner Gymnasiastenjahre in Regensburg eine Klasse übersprang, seiner näheren Umgebung auch mehr als alltäglich begabt erschien, so war er dennoch, gemessen an dem Durchschnitt, kein Wunderkind. Gewiß, er versprach mit seinen hervorragenden Anlagen eine gute Entwicklung und in der Geschlechterfolge einen neuen Aufstieg für die Familie, doch auch seine älteren Brüder standen wenig hinter ihm zurück, sie hatten in ihren Berufen Aussicht auf guten Erfolg und stetiges Vorwärtskommen, und die Grundsätze des Vaters erlaubten es dem jüngsten Sohne nicht, sich wegen einer außergewöhnlichen Begabung zu überheben.

Aber in einem übertraf Ernst Schweninger gewiß seine Brüder: in der Hartnäckigkeit und Ausdauer, mit der er eine Sache durchfechten konnte, wenn er von ihrem Rechte überzeugt war. Und als ihm einmal von einem Lehrer bitteres Unrecht widerfahren war und die geforderte Genugtuung dem Knaben verweigert wurde, rief er voll flammender Empörung seine Mitschüler dazu auf, dem Unterricht fernzubleiben. Dieser Aufruf dürfte im allgemeinen auf Schüler seine Wirkung nicht verfehlen. Doch Ernst Schweninger war es nicht darum zu tun, sich von der Arbeit zu drücken, sondern er organisierte für die „Streikenden" einen eigenen Unterricht, bei dem noch mehr als in der Schule gebüffelt werden mußte, um jedem Vorwurf begegnen zu können. Diese Protestaktion, die in der Stadt Regensburg ein lebhaftes Für und Wider entfachte, wurde erst dann mit der Aufnahme des ordentlichen Unterrichts wieder abgebrochen, als Ernst Schweninger die gewünschte Genugtuung erhalten hatte.

Bei dieser Gelegenheit trat zum erstenmal ein wesentlicher Charakterzug des später so berühmten Arztes hervor: die Selbstherrlichkeit des Menschen, der von seinem Werte überzeugt ist; aus dieser Überzeugung heraus schöpfte er die Kraft, auch anerkannten Größen zu widersprechen, wenn bessere Erkenntnisse

ihn leiteten, und aus ihr erwuchs sein Mut zur Einsamkeit, der das Wesen der Größe ausmacht.

Aber trotz aller Eigenwilligkeit war Ernst Schweninger, als er seine Reifeprüfung bestand, äußerlich in die Konventionen seiner Zeit hineingewachsen.

Als der jüngste Sohn des Bezirksarztes von Neumarkt sich darauf vorbereitete, die Schule zu verlassen, erschütterten die ersten Stöße der nahenden politischen Einigung Deutschlands das Gefüge der süddeutschen Staaten. Preußen hatte gegen Österreich mobil gemacht, Bayern leistete dem habsburgischen Nachbarn Waffenhilfe, und im Juli 1866 wurde die bayrische Armee bei Dermbach und Kissingen geschlagen. Welchen Eindruck diese Ereignisse auf den jungen Ernst Schweninger machten, wissen wir nicht. Aber wir können mit Gewißheit annehmen, daß der Name Bismarck, der in jenen Tagen bis in das entlegenste Dorf gedrungen ist, sich schon dem Jüngling unvergeßlich einprägte.

Der werdende Arzt

»Nun will auch der Ernst Arzt werden“, schrieb Frau Fanny Schweninger bekümmert an ihren Sohn Franz, der sich in München auf den Beruf des Vaters vorbereitete.

Sie hatte aus nächster Nähe das Leben eines Arztes kennengelernt, sie wußte, daß er niemals sich selber oder den Seinen gehörte. Tagsüber war seine Sprechstunde erst dann zu Ende, wenn der letzte Patient mit Rat und Hilfe versehen war, und wenn sie kaum das Essen auf den Tisch gebracht hatte, stand das Gespann schon vor der Tür, das den Gatten an das Lager eines Schwerkranken entführte. Selbst nach des Tages Last mußte sie immer darauf gefaßt sein, daß die Nachtglocke in Bewegung gesetzt wurde, weil ein Ungeborenes ins Leben verlangte, oder weil der Tod an irgendeine Pforte pochte. Nein, die Frau Bezirksarzt war nicht damit einverstanden, daß es in ihrem Hause nun noch einen dritten Arzt geben sollte.

Aber die Vorstellungen der Mutter halfen nichts. Ihr Jüngster hatte immer seinen eigenen Kopf gehabt, und er ließ sich, bei aller schuldigen Ehrerbietung, in seiner Berufswahl keine Vorschriften machen. Frau Fanny Schweninger blieb mit ihrem Vorurteil gegen den ärztlichen Stand in ihrer Familie allein. Ihr Gatte liebte seinen Beruf viel zu sehr, um seinem Sohn Hindernisse zu bereiten; der Vater spürte, daß Ernst in seinem begeisterten Eifer alle Voraussetzungen hatte, sich zu einem tüchtigen Arzt zu entwickeln.

Dr. Franz Schweninger kannte seine Neumarkter und wußte,

daß er für sie gleich nach dem Herrn Pfarrer kam. Und das wollte etwas heißen; denn er wußte auch, daß Ärzte zuweilen anders eingeschätzt werden. In dieser Rangordnung kam das unbegrenzte Vertrauen zum Ausdruck, das ihm von seinen Patienten entgegengebracht wurde. Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß der Kranke im Arzt nicht den Handwerker suchte, der mit Medizinen und Instrumenten, so gut er es eben gelernt hatte, der Krankheit zu Leibe ging, sondern den Helfer, die überragende Persönlichkeit, die, wie der Pfarrer um die Seele, um die leiblichen Nöte, und manchmal sogar auch um die seelischen, besorgt war. Das Wissen allein blieb nur Stückwerk, wenn der Mensch, dem es gehörte, nichts ausstrahlte, das dem Kranken Zuversicht und Lebenswillen gab. Dabei kamen ihm seine Menschenkenntnis und seine gutartige bayrische Grobheit zustatten, ja, sie erschlossen ihm oft erst den Zugang zu den widerborstigen Bauern, mit denen er in seiner Praxis häufig zu tun hatte.

Berühmt geworden ist später die Anekdote von dem Bezirksarzt Dr. Franz Schweninger und dem oberpfälzischen Ortsschulzen, an dessen Krankenbett er gerufen worden war: Das Dorfoberhaupt, gegen dessen ausdrücklichen Willen die besorgten Angehörigen den Doktor geholt hatten, lag wie ein grollender Kettenhund unter der gewürfelten Bettdecke. Der Arzt trat an sein Lager, machte, um sich bei dem Kranken einzuführen, einige Witze, die für solche Fälle erprobt waren, und stellte dann die üblichen Fragen. Doch der Schulze verharrte in seiner Ablehnung, wendete dem Doktor den Rücken zu und gab ein paar derbe bajuvarische Flüche von sich. Da brüllte der Bezirksarzt, der um die rechte Antwort nie verlegen war, ihn an: „Woans net ausgfragt san wollen, nachher rufens doch den Viechdoktor, der fragt seine Patienten a net!" Und von Stund an war der Kontakt zwischen den beiden hergestellt.

Mag diese Begegnung mit dem grantigen Ortsschulzen nun in dieser Form verlaufen sein oder nicht, so charakterisiert sie doch die volkstümliche derbe Art Dr. Franz Schweningers, auf der wohl

viele seiner Erfolge beruhten. Der Bezirksarzt Schweninger aus Neumarkt war gewiß das Vorbild, das sein Sohn Ernst später vor Augen hatte, als er verlangte, daß der Arzt seinen Patienten ein Helfer und Führer sein müsse, um nicht die Krankheit, sondern den ganzen Menschen behandeln zu können.

Ernst Schweninger hat sich später in seinen publizistischen Äußerungen immer wieder gegen ein einseitiges ärztliches Spezialistentum aufgelehnt. Nach seiner Ansicht sollte der Arzt kein Handwerker der Medizin sein, kein Fachmann, der erlerntes Wissen nach der Schablone anwendet, vielmehr ein Künstler, der mit der Einfühlungsgabe des schöpferischen Menschen dem geschädigten Organismus neue Kraftquellen erschließt.

Neben dem Vorbild des Vaters mögen diese Erkenntnisse Ernst Schweningers noch durch seinen langjährigen Aufenthalt in München gefördert worden sein. Diese Stadt, die der junge Oberpfälzer bald nach seiner Matura aufsuchte, um dort sein ärztliches Studium zu beginnen, war kein Boden, auf dem engstirnige Fachsimpel gediehen. In der beschwingten Atmosphäre dieser allen lebendigen Anregungen aufgeschlossenen Residenz, wo auch die Könige Menschen blieben, und wo des Abends im Schatten alter Bäume „auf den Kellern“ sich alle Stände ein Stelldichein gaben und der Hofrat nicht die Nase rümpfte, wenn am Nebentische sein Schuster mit den Seinen fröhlich war, konnte sich der Beamte ebensowenig auf seinen Aktenkram beschränken wie der Kaufmann auf sein Hauptbuch oder der Apotheker auf seinen Pillenschrank. Der Universitätsprofessor war ein Freund der schönen Künste, und der Künstler freute sich, wenn er den Vertreter der Wissenschaft in seinem Atelier begrüßen konnte. Diese südländisch anmutende Umgänglichkeit war bedingt durch die besonderen Sitten des Münchner Bürgertums, das nur in den seltensten Fällen Gäste im eigenen Hause sah, sondern sich mit seinen Freunden ins Bräu verabredete. Vor dem Maßkrug waren alle gleich. Der Fachsimpel hatte keine Gelegenheit, sich hier großzutun.

Aus der häuslichen Abgeschlossenheit der Münchener Familien mag es sich erklären, daß die Schweningersöhne, die bei ihren Eltern in Freystadt und Neumarkt ein starkes und glückliches Familienleben kennengelernt hatten, auch in der Fremde zusammenhielten. Sie hatten eine gemeinsame Wohnung im Himbselhaus gemietet, das wie ein riesiger Kasten an dem späteren Lenbachplatz, hinter dem Goethedenkmal, aufragte; seinen Namen verdankte das Haus seinem Erbauer und Besitzer, dem Baudirektor Himbsel. Hier lebten die Brüder Carl, Franz, Hermann und Ernst Schweninger in schönster Eintracht. Täglich trafen sie mittags bei Tisch zusammen und zuweilen auch, wenn es der Dienst der beiden Offiziere Carl und Hermann zuließ, am Abend. Dann herrschten bis tief in die Nacht Heiterkeit und Ausgelassenheit, die manchmal sogar den Schlaf der Nachbarn störten. Doch diese unbeschwerten Stunden nach der Einförmigkeit des Tages waren karg bemessen, da die Brüder es mit ihrer Arbeit ernst und genau nahmen.

Der Krieg von 1866 hatte für Bayern mit der Abtretung unwesentlicher Gebietsteile und einer Kriegsentschädigung von dreißig Millionen Gulden einen glimpflichen Abschluß gefunden. Nach seinem Ende begannen die inneren Auseinandersetzungen zwischen dem bayrischen Partikularismus und den Anhängern der Reichsidee. München wurde zum Mittelpunkt aller Kräfte, die den Ausgleich mit Preußen auf der höheren Ebene der deutschen Einheit erstrebten. Auch am Tisch der Brüder Schweninger im Himbselhaus wurden wohl zuweilen die Meinungen ausgetragen, doch sind sie niemals so heftig aufeinandergeplatzt, daß die brüderliche Eintracht darunter gelitten hätte.

In der für gewöhnlich so ausgeglichenen Atmosphäre Münchens verdrängten die akuten politischen Erregungen, die gelegentlich bis zu Krawallen ausarteten, sogar die Anteilnahme an solchen Fragen des öffentlichen Lebens, die, wie der Skandal um Richard Wagner, bisher im Vordergrund gestanden hatten. München war

eine politische Stadt geworden, in welcher der deutsche Gedanke nun endlich zum Leben erwacht war und die Gemächlichkeit sogar von den Biertischen verscheucht hatte, wo die Maßkrüge öfter zur Waffe wurden, um die Überzeugungskraft des Wortes zu ersetzen.

Erst der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 brachte die Klärung.

Ernst Schweninger hatte sein Studium gerade abgeschlossen, als der Krieg begann. Der junge Arzt mußte mit ins Feld ziehen, und er hatte hier bald nur allzuviel Gelegenheit, seine ärztlichen, im besonderen seine chirurgischen Kenntnisse zu erweitern. Während des deutschen Feldzuges gegen Frankreich trat zum ersten Male in wirklich vorbildlicher Weise das Heeressanitätswesen und die in seinem Sinne wirkende Freiwillige Krankenpflege in Tätigkeit. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten bedeutete verwundet zu werden, für das ganze Leben ein Krüppel zu sein, denn der Feldscher war schnell mit dem Messer und der Knochensäge bei der Hand, um das lädierte Glied abzusetzen. Die Genfer Konvention wurde erst abgeschlossen, als der Schweizer Henri Dunant auf dem Schlachtfeld von Solferino, von der Erschütterung über das grausame Los der Kriegsverletzten überwältigt, den Anstoß bekam, seine Anklage gegen die Brutalität auszustoßen, mit der die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen wurden, bis die Schlacht beendet war.

In dem Feldlazarett, in dem Ernst Schweninger tätig war, legte er bald einen Beweis seiner außerordentlichen heilerischen Begabung ab. Es gelang ihm, zwei mit schweren Lungenschüssen eingelieferte Soldaten zu retten. Dies war eine Leistung, auf die der junge Arzt bei dem damaligen Stand der Kriegschirurgie mit Recht stolz sein konnte. Und doch war er glücklich, als er nach München zurückkehren konnte, wo größere Aufgaben auf ihn warteten. „Meine lieben Eltern“, schrieb er von dort am 15. Mai 1871, „am Donnerstag nachmittag langte ich hier an, nachdem ich zwei Stunden mit Carl in Ingolstadt verweilt hatte. Allgemein

wurde ich hier beglückwünscht wegen meiner nun erklärten Untauglichkeit. Selbst Buhl meinte, man könnte mir nur gratulieren, daß ich als Krüppel deklariert sei. Letzterer war aber sehr froh über mein Wiedereintreffen ..."

Das Ende des Krieges vereinte die Brüder Schweninger wieder in der gemeinsamen Wohnung. Der genialische Ernst brachte seine korrekteren Brüder manchmal zur Verzweiflung, wenn er allzu salopp mit Sachen umging, die ihnen gemeinsam gehörten. Und auch die Mutter, die für alle vier fleißig Strümpfe stopfte, rang oft in komischem Entsetzen die Hände, weil ihr Jüngster häufig von einem Paar nur einen Strumpf heimzuschicken pflegte. „Was machst du bloß, wenn ich keine Strümpfe mehr stricke?" fragte sie ihn. „Dann trag' ich Fußlappen", erwiderte er gleichmütig.

In den Briefen an die Eltern schilderte Ernst häufig das Leben in ihrem Junggesellenheim. Im November 1871 schrieb er nach Hause:

„Liebe Eltern! Indem ich Euch hiermit den richtigen Empfang des kürzlich übersendeten Geldes nebst anderen Effekten bekunde, drücke ich zugleich meinen besten Dank dafür aus. Nur mehr acht Monate, und es wird, so hoffe ich, die schlimmste Zeit der für mich an Euch gestellten Anforderungen vorüber sein. Groß sind die Opfer, die zur Erreichung eines endlichen Zieles führen sollen, aber sie sollen auch mit Nutzen gebracht worden sein. — Emsigkeit hat sich bereits sehr in mein Treiben hier eingenistet. Es tut fürwahr auch not, denn die Zeit ist gemessen. Wenn ich auch nicht gerade der bin, der stets über viele Arbeit referiert, so mag man doch allenthalben einen Begriff von meiner Beschäftigung sich bilden können, wenn man erfährt, daß ich jeden Vormittag von 8—1 oder 1½ und nach Tisch von 4—6 Uhr in Kursen, Kliniken, bei Sektionen usw. weile. — Mittags treffe ich fast regelmäßig mit den Brüdern bei Tisch zusammen, mit Carl auch manchmal abends. Dieser hat uns anläßlich des mitgebrachten Rehschlegels in seinem feenhaften! noch dazu feenhaft

erleuchteten Zimmer nebst ein paar seiner Kameraden einen brillanten Tee mit folgendem kaltem Souper veranstaltet, wobei wir recht vergnügt waren, und erst nach Mitternacht uns trennten."

Die saubere, klare Handschrift dieser Briefe würde jedem Apotheker Freude machen. Jedes Wort ist deutlich, wie gestochen geschrieben. Erstaunlich wirkt die außerordentliche Reife der Schrift, die in ihrer Unjugendlichkeit ebensogut einem Fünfzigjährigen gehören könnte. Das Schriftbild zeugt von einer vielfältigen Persönlichkeit. Begeisterungsfähigkeit spricht daraus, aber auch die berechnende Art des Erfolgsmenschen; Feingefühl und Herzenstakt verleugnen sich ebensowenig wie ein stark durch Herkommen und Erziehung bestimmtes Urteilsvermögen; Freude an Geselligkeit liegt darin, aber auch eine durch Grobheit schlecht verhehlte Empfindsamkeit, hohe Objektivität neben unbedingtem Geltungswillen, schwankende Stimmungen neben dem Streben nach Einheitlichkeit. Daß es Ernst Schweninger möglich war, so widerstreitende Einzelzüge in seiner Persönlichkeit zu vereinen, mag an den ausgeglichenen gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit und der sorgfältigen elterlichen Erziehung gelegen haben, wodurch unbewußte Triebe zurückgedrängt wurden; auch seine Fähigkeit, das Leben leicht zu nehmen, verbunden mit einer fast spielerischen Unternehmungslust, gaben diesen einander widerstreitenden Eigenschaften die Möglichkeit, sich in einer einheitlichen Persönlichkeit zu binden.

Diesem Mosaik des Charakters entsprach die Vielfältigkeit der Anlage. Der angehende Arzt ließ sich weder von seinem Verstand noch von seinem Gefühl ausschließlich leiten. Bei all seinem geistigen Aufgeschlossensein und seiner großen Kombinationsfähigkeit wurde er doch oft stark von seinem Gefühl beeinflußt, das seine Phantasie in Bewegung setzte. Eine Sache mußte ihn gepackt haben, damit er sie erfolgreich gestaltete, denn seine Energie entlud sich im Handlungswillen, der seinen Antrieb von außen bekommen mußte. Dabei suchte er gewiß nicht den Punkt des geringsten Widerstandes und scheute auch vor schweren Aufgaben

nicht zurück. Aber er mußte sie im ersten siegreichen Ansturm bezwingen, damit sein Ehrgeiz nicht erlahmte.

Diese geschmeidige Art bei aller im Kern vorhandenen Beharrlichkeit war ganz dazu angetan, selbst eine große, starre und unbeugsame Energie für sich zu gewinnen, wenn sie im rechten Augenblick auf sie stieß. Viele Erfolge des berühmten Arztes, der manchem Mächtigen der Welt die Gesundheit erhielt, waren in dem Wesen des jungen Mediziners schon vorgebildet, aber sie mußten erst durch die Wechselfälle des Daseinskampfes zur Reife gebracht werden, damit sie sich entfalten konnten.

Die Abneigung der Mutter gegen das Medizinstudium ihres Jüngsten hatte niemals das gute Verhältnis zwischen Ernst Schweninger und seinen Eltern gestört. Bereitwillig und mit Stolz trugen sie die Kosten für das Studium der Söhne und für die Zuschüsse, welche junge Offiziere brauchten, um standesgemäß auftreten zu können. Mit seinen Brüdern hat auch Ernst Schweninger immer wieder als guter Sohn für das Bemühen der Eltern gedankt und jeden Anlaß wahrgenommen, um ihnen seine Ehrerbietung und Anhänglichkeit zu bezeugen.

„Zwei Dinge sind es", schrieb er am 28. Februar 1872 an seine Mutter, „die mich heute veranlassen, zu Dir zu sprechen: Dein baldiges Namensfest, ganz besonders aber die Dir zuteil gewordene Auszeichnung. Beides veranlaßt mich, Dich zu beglückwünschen. Lege ich Dir anläßlich des 9. März in gewohnter Weise meine besten Wünsche zu Füßen, so verbinde ich heute zugleich die Freude darüber, daß Du, die Vielverdiente, für eine Tat ganz besonders äußere Anerkennung gefunden hast. Ich teile die Gefühle lebhaft mit meinen Brüdern und hoffe, daß Dein Stern auf Deiner Brust wohl viele Jahre glänzen möge, eine sichtbare Erinnerung für uns, für die Du schon solang und soviel Dich verdient gemacht."

Leider sollte der Wunsch des Sohnes nicht in Erfüllung gehen. Der wohlverdiente Stern an Frau Fanny Schweningers Brust mußte schon bald in ein Kästchen mit Andenken an die Mutter

getan werden, denn sie starb in dem Jahre, das auf die Verleihung der Dekoration folgte und in dem ihr Jüngster sein Doktorexamen mit Auszeichnung bestand; seine Dissertation, die notwendige Neuordnungen im Apothekergewerbe behandelte, wurde sogar von der bayrischen Regierung als Ausdruck ihrer Auffassung dem Bundesrat vorgelegt.

Bei der strengen Hierarchie in den bayrischen Landen hatte Schweningers Mutter in der Bezirksstadt Neumarkt nicht nur als die Gattin des Amtsarztes zu den Honoratioren gehört, sondern erst recht ihrem Herkommen nach als Tochter des Freiherrn Franz Xaver Maria von Schacky, Herrn auf Offendorf und Neuen-Hinzenhausen. Ihr Bruder Franz Xaver, königlich bayrischer Rittmeister à la suite und Landwehroberst, war zudem als Kreisinspektor für die Oberpfalz und Regensburg eine besondere Respektsperson für die Neumarkter. So war es verständlich, daß Fanny Schweninger auf allen Gebieten des Gemeinwohls tätig gewesen war, wofür sie einen Orden erhielt. Nachdem ihre Söhne das Haus verlassen hatten, trieb ihre Schaffensfreude sie dazu, sich außerhalb ihrer häuslichen Pflichten einen weiteren Wirkungskreis zu suchen.

Fünf Männer, der Gatte und die Söhne, nahmen am Grabe Abschied von ihr. Aber die Arbeit, der sie aus Überzeugung und Pflicht nachzugehen hatten, wartete auf sie und ließ ihnen nicht lange Zeit, ihrem Schmerz nachzuhängen. Besonders Ernst, der vielleicht am tiefsten getroffen war, hatte am wenigsten Zeit dazu, denn der Tod der geliebten Mutter überraschte ihn mitten in seiner Ausbildung zum Hochschullehrer.

Dozent in München

Für den Medizinalrat Dr. Franz Schweninger war das Leben seines Sohnes Ernst in der bayrischen Hauptstadt anscheinend ein wenig verdächtig. Es ließ sich nicht leugnen, daß der Junge gut vorwärtskam, aber wurde er nicht von zuviel fremden Eindrücken der großen Welt abgelenkt? Dieses München hatte sich sehr verändert, seitdem Vater Schweninger als junger Mensch dort geweilt hatte. Wenn seine Söhne einmal gemeinsam nach Hause kamen, dann disputierten sie über die neue Musik oder über die Festlichkeiten der kunstfreudigen Stadt. Aus ihren Erzählungen ging hervor, daß sie viele, ja allzu viele Stunden des Tages damit verbrachten.Die Älteren waren nun schon versorgt, aber Ernst mußte sich ja noch einige Zeit anstrengen, um die Hoffnungen zu erfüllen, die er auf ihn gesetzt hatte. Für den Sohn aber fielen diese Bedenken nicht ins Gewicht. Mit lachendem Freimut bestätigte er die Annahmen des Vaters, er hatte nichts zu verbergen.

„Papa findet", schrieb er nach Hause, „daß er bei meinen Briefen den Eindruck erhalte, als ob ich schon immer mit einem Fuß auf der Straße wäre, ich gestehe ihm dies zu, nur mit der Ergänzung, daß ich es fast immer mit allen zweien bin."

Gewiß, er schickte in dieser Zeit keine übermäßig langen Briefe. In seiner flotten ausgeschriebenen Handschrift warf er rasch seine Eindrücke aufs Papier, ehe er wieder ins Institut oder in den Seziersaal eilte, um dann am Abend noch die Zeit zu finden, der damals noch sehr seltenen Aufführung einer Wagneroper beizuwohnen.

Schon als Student brauchte Ernst Schweninger die vielgestaltigen Eindrücke, die ihm das „gemütliche München" vermitteln konnte, denn er hatte nicht die geringste Anlage — trotz seiner Leidenschaft für die Medizin —, in seinem Fache zu vertrocknen. Dadurch wurde bei seinen Freunden und Bekannten oft der Eindruck hervorgerufen, daß er sich zuweilen mit seinen Studien vielleicht ein wenig lässig befasse. Aber er hatte zeit seines Lebens niemals viel Lust, sich seiner Arbeitsfreudigkeit zu rühmen oder sich über Arbeitsfülle zu beklagen, seine Werke sollten für ihn sprechen.

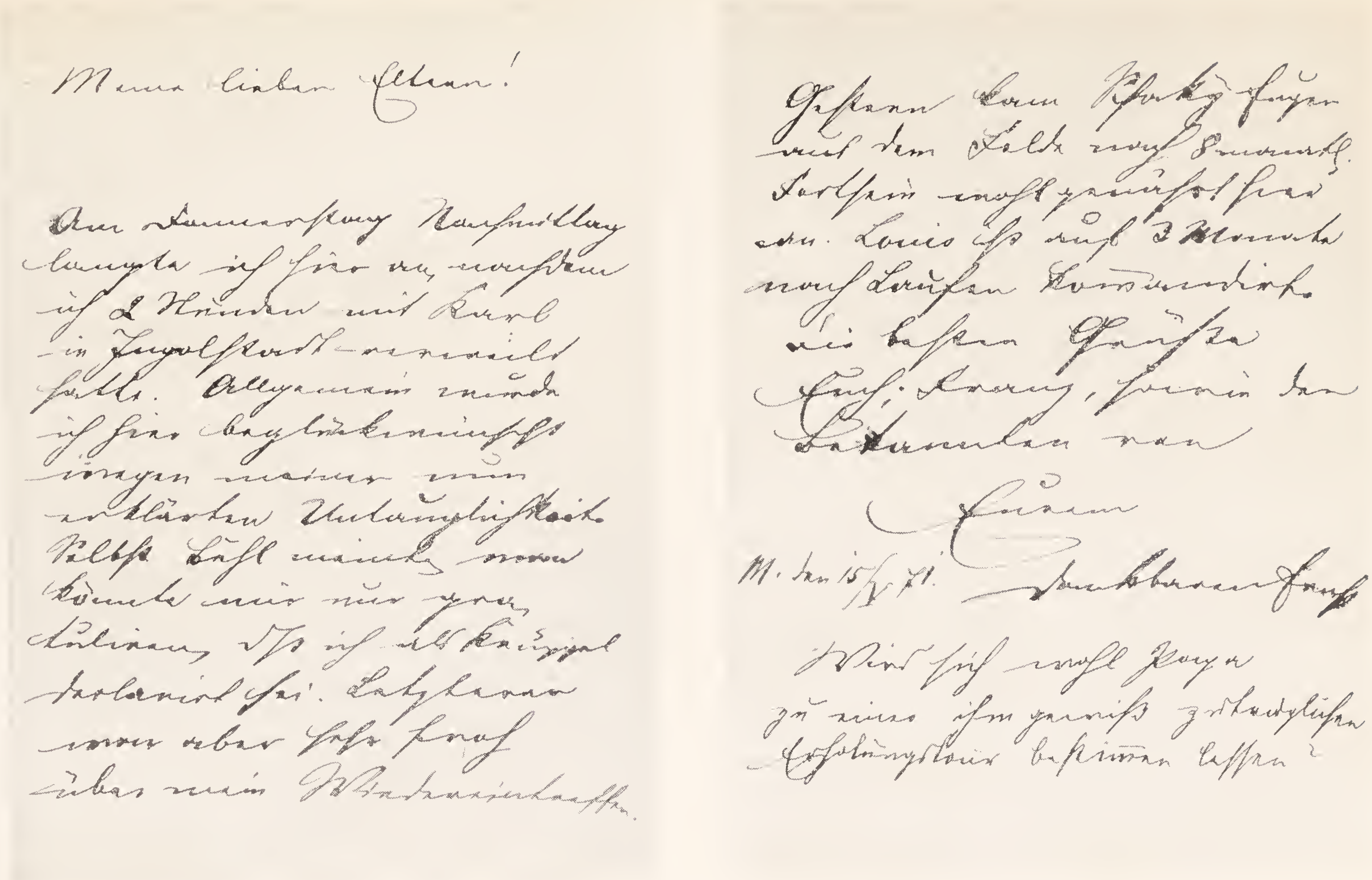
„Der Mensch muß alles können, aber nicht müssen", war Schweningers Wahlspruch, zu dem er sich noch im hohen Alter bekannte. In dieser so einfach klingenden, fast einfältig anmutenden Sentenz kam seine Vielseitigkeit zum Ausdruck, aber auch sein Verlangen nach Unabhängigkeit, die das Glück der Freien ist. Dieses stark ausgeprägte Selbständigkeitsgefühl ließ ihn auch später nie zu einem Diener seiner hochgestellten Patienten werden; sie konnten ihn zum Freunde gewinnen, aber stets blieb er der souveräne Arzt. Diese trotzige Absage an die Seligkeit der Knechte machte ihn auch zu dem Gefährten bedeutender Künstler, die intuitiv spürten, daß in ihm dieselben Ströme kreisten, von denen ihre Schöpferkraft belebt wurde.

Nach seinem Examen bekam der junge Doktor der Medizin Ernst Schweninger ein Stipendium, damit er seine Kenntnisse auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie in Straßburg und Wien ergänze.

Die zuständige ministerielle Kommission verlangte allerdings für die ausgeworfenen fünfhundert Gulden die strikte Innehaltung eines in einem Begleitbrief zu der erfreulichen Nachricht mitgeteilten Arbeitspensums. Die „Instruktion für den Dr. med. Ernst Schweninger aus Neumarkt bezüglich seiner Bildungsreise nach Straßburg und Wien" vom 9. September 1873 umfaßte sieben sorgfältig ausgetüftelte Paragraphen. Gebieterisch beginnt dieser Leitfaden nach der Präambel im Kanzleistil:

„Die Reise ist sobald als möglich, und jedenfalls im Laufe dieses Jahres anzutreten und der bestimmte viermonatliche Aufenthalt am Reiseziele ohne Unterbrechung zu vollenden.“ Zur besseren Überwachung des Stipendiaten wurde verlangt: „Alsbald nach seiner Ankunft hat sich Dr. Ernst Schweninger bei der am Reiseziele befindlichen Kgl. bayerischen Gesandtschaft zu melden.“ Das Geld wurde nicht in einer Summe ausbezahlt, „Stipendiat hat den Antritt und das zunächst gewählte Ziel der Reise unmittelbar dem Kgl. Staatsministerium des Innern anzuzeigen“, hieß es, „welches hierauf die Ausbezahlung der ersten Hälfte des Reisestipendiums durch die betreffende Kgl. Gesandtschaft veranlassen wird.“ Umständlich wird dann erörtert, daß die zweite Hälfte erst dann gezahlt werde, wenn der Stipendiat die Originalzeugnisse beim Ministerium eingereicht habe. Und damit die Summe nicht umsonst vertan worden war, wurde dem Nutznießer von soviel Güte zuallerletzt auferlegt: „Längstens drei Monate nach Vollendung der Reise ist unter Vorlage der Frequenzzeugnisse für die zweite Reisehälfte ein detaillierter Bericht über das wissenschaftliche Ergebnis der Reise an das Kgl. Staatsministerium des Innern einzusenden.“

Nach der Rückkehr von seiner Studienreise — auf der er in Straßburg die Bekanntschaft Friedrich Nietzsches gemacht hatte — gelangte der junge Arzt in eine Stellung, um die ihn der wissenschaftliche Nachwuchs beneidete: er wurde Assistent bei seinem Lehrer Ludwig von Buhl, der die Professur für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie an der Universität München bekleidete. Schon der junge Student hatte bei diesem Lehrer gearbeitet, der seine außerordentliche Begabung frühzeitig erkannte. Bereits im Jahre 1870 hatte Buhl auf der Fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte auf die Versuche seines Schülers hingewiesen, der wichtige Beobachtungen auf dem Gebiete der Tuberkuloseforschung gemacht hatte.



Brief Ernst Schweningers an seine Eltern aus dem Jahre 1871

Das Fach der pathologischen Anatomie, in dem Ernst Schweninger sich im Jahre 1875 als Privatdozent habilitierte, befaßt sich mit der Veränderung in der Lagerung oder Struktur der Organe und ihrer Gewebe, wie sie durch die meisten Krankheiten hervorgerufen wird. Die pathologische Anatomie fesselte den jungen Mediziner schon vom ersten Tage an, den er am Seziertisch verbracht hatte. Was da kalt und starr auf dem Schragen unter seinem Messer lag, das war auch einmal ein lebendiger Mensch gewesen, der geliebt und gehaßt, gestrebt und verzichtet, gesorgt und verschwendet hatte. Dann aber war die Krankheit verheerend in den lebendigen Organismus eingebrochen, hatte seine Zellen zerstört und den Körper entstellt. Vielleicht war er voll Hoffnung und gläubigen Vertrauens zum Arzt gegangen, der ebenfalls des Glaubens gewesen war, ihm helfen zu können, um sich dann darein fügen zu müssen, daß die Natur in ihrer Allmacht wieder einmal stärker gewesen war als das ärztliche Können. Hier am Seziertisch ahnte Ernst Schweninger, was ihm später Gewißheit wurde: daß der Arzt mit all seiner Kunst zur Ohnmacht verurteilt war, wenn ihm nicht der Gesundungswille und der Organismus des Patienten zu Hilfe kamen. Mit seinem großen Einfühlungsvermögen erkannte er, daß für die wissenschaftliche Medizin sein Spezialfach das nie zur Ruhe kommende Gewissen darstellte, das jeden Fehler und jede Unzulänglichkeit der Behandlung unerbittlich enthüllte. An den Sektionsbefunden ließ sich nicht drehen und deuteln, und das Material auf dem Seziertisch konnte ebensogut stumme Anklage wie Rechtfertigung sein. Diese Arbeit zeigte ihm schon frühzeitig die Grenzen, die dem ärztlichen Können wie allem menschlichen Tun gezogen sind, und sie begünstigte die frühe Reife des jungen Arztes, die selbst seine Lehrer in Erstaunen setzte. Später hat er einmal einem Freunde bekannt, daß von den ungefähr tausend Sektionen, die er in dieser Zeit vorgenommen habe, annähernd die Hälfte Fehldiagnosen gewesen seien. Es waren nicht die ersten bösen Erfahrungen, die der junge Prosektor mit der wissenschaftlichen

Medizin machte. Er hat in seiner Jugend wenig darüber geredet und nur seine Schlußfolgerungen daraus gezogen. Aber der alte Schweninger hatte keinen Grund zu schweigen und schilderte einmal bitter seine ersten peinlichen Begegnungen mit der wissenschaftlichen Medizin:

„Von früher Jugend an — ich war mit sechzehn Jahren auf die Universität gekommen — bis zu meinen reifen Arzteszeiten habe ich Erfahrungen gemacht, die nicht danach angtan waren, in mir große Pietät gegenüber der Medizin zu hinterlassen. So hatten wir in der medizinischen Schule einen sehr alten, würdigen und sehr gescheiten Herrn, der uns sagte: Jede Krankheit kommt von der Erbsünde. Er sagte uns aber nicht, was er sich unter der Erbsünde eigentlich vorstelle. Ein anderer Lehrer sagte uns wieder: Der Mensch besteht aus Leib und Seele, das ist so sicher, wie zwei mal zwei vier ist, und daß man die Seele bei der Sektion nicht findet, kommt daher, daß der Leichnam eben „entseelt" ist. Ein anderes Beispiel: Im Unterricht für Pharmazie, Rezeptierkunde, hatten wir eine sogenannte Poliklinik, in welcher gewisse Kranke nicht nur unentgeltlich behandelt wurden, sondern dann auch eine freie medikamentöse Applikation über sich ergehen lassen durften als Entschädigung dafür, daß sie sich in der Poliklinik verwenden ließen. Da sagte nun einst der Professor gelegentlich der Vorführung eines schwer kranken Patienten: ‚Sie müssen daran denken, daß Sie hier einen armen Kranken vor sich haben, der Trost haben will. Der Mann ist sterbend, und es ist ihm kaum zu helfen; aber wir müssen ihm doch etwas geben, und da schlage ich Ihnen vor, wir wollen ihm eine Abkochung von isländischem Moos geben.' Das wurde lateinisch aufgeschrieben, und mit diesem Rezept begaben wir uns in die Rezeptierstube, wo die Rezepte ausgeführt wurden. Da kam ein Kollege und sagte: ‚Herr Professor, da soll ich isländisches Moos geben, ich finde es aber nicht', worauf der Professor antwortete: ‚Das macht nichts, dann nehmen wir halt Folia uvae ursi, das ist auch recht gut.' Das hat auf meine ärztlichen Gefühle und meine

streng wissenschaftlichen Bestrebungen einen solchen Einfluß geübt, daß ich einfach das Buch zumachte und nicht mehr dorthin gegangen bin."

Mit voller Hingabe war der junge Privatdozent täglich an der Arbeit. Gewissenhaft und gründlich betrieb er seine Forschungen unter Beobachtung einer Genauigkeit, die ihm im Leben sonst oft fremd war. Noch nach mehr als einem Jahrzehnt konnte er in einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung sich darauf berufen: „Nur eine Bemerkung . . . möchte ich als völlig grundlos zurückweisen, nämlich die, daß ich auf die physiologischen Schwankungen des Herzens nicht genügend Rücksicht genommen habe. Ich habe das in der Tat getan und seinerzeit um so leichter tun können, als ja meine damals schon seit Jahren im Pathologischen Institut zu München regelmäßig ausgeführten Messungen an den Herzen sämtlicher Leichen gewiß einen genügenden Anhaltspunkt für die Beurteilung der normalen wie anormalen Herzdimensionen abgegeben haben."

Im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Arbeiten war Schweninger auch auf den Tierversuch angewiesen, der erst in vielen Fällen den schlüssigen Beweis für eine Annahme ermöglichte. Die Vivisektion, die schon damals in der Öffentlichkeit oft angefeindet wurde, war für die Wissenschaft ein zur Erkenntnis führendes Mittel geworden, das allerdings allzu häufig gleichgültig, wenn nicht gar bedenkenlos, angewendet wurde. Der Mensch, der sich für seine Zwecke das Tier untertänig gemacht hatte, vergalt ihm schlecht die Dienste, die es ihm leisten mußte. Es spricht für den allgemein als grob verschrieenen Schweninger, daß er bei den Tierversuchen nicht nur an den Versuch, sondern auch an das Tier dachte. „Humane Rücksichten", schrieb er, „lassen die Narkose, die aber bei Kaninchen und namentlich Katzen mit Chloroform wenigstens sehr vorsichtig gehandhabt werden muß, rätlich erscheinen."

Wenn schon das Experiment am lebenden Tier nicht zu um-

gehen war, wählte er dafür lieber ein Kaninchen als den höher organisierten Hund, der als Gefährte des Menschen seit vorgeschichtlicher Zeit ein dumpfes Ahnungsvermögen dafür hat, wenn etwas für ihn Bedrohliches naherückt.

Die wissenschaftliche Fortbildung des jungen Privatdozenten, dessen Vorlesungen bei den Medizinstudenten in Ansehen standen, wurde in der Hauptsache naturgemäß durch seinen Lehrer Buhl bestimmt, der eine der stärksten Persönlichkeiten der Professorenschaft war, und der in der medizinischen Welt mit seinen wöchentlichen Demonstrationen für praktische Ärzte großen Widerhall gefunden hatte. In seiner Sprechstunde stellten sich Kranke aus aller Welt ebenso vertrauensvoll ein, wie schon ein Jahrzehnt später bei seinem Schüler Schweninger, der bei ihm die grundlegende Bedeutung der Erkenntnis von den Veränderungen, die der Krankheitszustand im Körper des Patienten schafft, kennengelernt hatte.

Aber bereits in dieser frühen Münchener Zeit, die mit soviel Tätigkeit am Lehrstuhl, in den Instituten und in der Sprechstunde ausgefüllt war, deuten sich schattenhaft die Umrisse des späteren Weltmannes an, der in Konstantinopel, Nizza, Paris und London genau so zu Hause war wie in Berlin, München und Heidelberg. Da er geselligem Treiben nie aus dem Wege ging, war er in Malerateliers ein häufig gesehener Gast und schloß damals auch schon Bekanntschaft mit dem Dichter Paul Heyse und dem Romanschriftsteller Hans Hopfen, einem gebürtigen Münchener, der abends im Hofbräuhaus zwischen Rettichschwänzen und Maßkrügen ein Bändchen Balzac auf den Tisch legte, um sich, trotz der trüben Beleuchtung, eifrig darein zu vertiefen. Doch die künstlerische Anteilnahme Ernst Schweningers beschränkte sich nicht nur auf Malerei und Dichtung; der Streit um Richard Wagners Musik hatte ihn zu einem unbedingten Anhänger des Meisters gemacht. Wenn er mit seinem Bruder Franz, dem Berufskollegen, korrespondierte, dann ging es nicht nur um die Medizin, sondern auch um die neue Musik, für die soeben in Bayreuth ein

eigenes Heim geschaffen worden war. Franz, der gerade den Vater in Neumarkt vertrat, sekundierte Ernst brieflich, der mit dem ältesten Bruder allein in München hauste und es anscheinend schwer hatte, den Pionier zum Wagnerianer zu bekehren. „Sage Carl", heißt es da nach einer Anfrage, ob der Münchener Bandagist Katsch imstande sei, einen künstlichen Fuß nach gegebenen Maßen anzufertigen, „wenn er Zeit findet, möge er Schletterers Abhandlung über Wagners Bühnenfestspiel, Allgemeine Zeitung 245/294, lesen."

Der vielbeschäftigte Dozent erledigte dann gewissenhaft die aus Neumarkt übermittelten musischen, medizinischen und merkantilen Aufträge als treuer Bruder und gehorsamer Sohn. Da waren für den Vater Lotterielose zu erneuern und Rücksprachen mit dem Stellmacher zu pflegen, der dem Bezirksarzt einen neuen Wagen geliefert, den Ernst mit fachmännischer Sorgfalt geprüft und für gut befunden hatte.

Wie weit lag nun schon die Kindheit zurück, da die Brüder die Gassen und Fluren des oberpfälzischen Städtchens durchstreift hatten. Ernst wollte immer auf dem laufenden darüber gehalten werden, was sich Neues in Neumarkt tat, da er selten die Zeit zu einem Besuche fand. Und der Bruder Franz berichtete in jedem seiner Briefe, womit die Honoratioren im Gasthaus zur goldenen Gans, dessen gotischer Speisesaal einst eine Kirche gewesen war, die Unterhaltung bestritten. Dort ging es nicht um die politischen oder musikalischen Angelegenheiten der großen Welt, sondern um die Stärke des alten Bieres und um die kleine Zehe des Herrn K., die er sich beim Hängenbleiben an der Bettdecke gebrochen hatte.

Ein neuer Patient

Im allgemeinen vergeht ein ganzes Menschenleben, bevor der Ruf eines Arztes über seinen Wohnsitz hinausdringt. Der Zustrom von Heilungsuchenden auch aus der Ferne setzt voraus, daß hinter dem Namen eine Persönlichkeit steht, die durch ein langes erfolgreiches Wirken oder durch aufsehenerregende Forschungen legitimiert ist. Ernst Schweninger aber war, noch bevor er sein dreißigstes Lebensjahr vollendet hatte, auch außerhalb Münchens als ein Arzt bekannt, der in vielen Fällen zu raten wußte, in denen andere ohnmächtig gewesen waren. Er war frühzeitig zu der Erkenntnis gelangt, daß es die vornehmste Aufgabe des Arztes sei, den Körper im Kampfe gegen die materia morbificans, die krankmachende Ursache, zu unterstützen und seine Abwehrkräfte zu wecken. Dabei bediente er sich nach Möglichkeit einfacher Mittel, wie sie beim Volke seit je im Gebrauch waren. Besonders gute Erfahrungen machte er wiederholt mit der Oertelschen Kur, die im wesentlichen darin bestand, das ermattete Herz durch vorsichtig begonnene, stufenweise gesteigerte körperliche Anstrengungen zu kräftigen, die übermäßige Wasseransammlung im Körper zu verhindern und durch eine zweckentsprechende Diät überflüssiges Fett zu beseitigen, ohne den Eiweißbestand zu verringern.

Diese Kur bildete für Schweninger die Grundlage, auf der aufbauend er sein eigenes Behandlungssystem gegen Fettsucht entwickelte, das bald als die Schweningerkur bekannt war. Entscheidend war dabei die Beschränkung der Flüssigkeitszufuhr, weshalb

Suppen überhaupt und Getränke während der Mahlzeit verboten waren. Brot, Mehlspeisen, Obst und Fleisch waren mengenmäßig vorgeschrieben, Salat und leichtes Gemüse konnten nach Belieben genossen werden. Aber Schweninger wurde kein Eiferer für diese Form der Behandlung, denn sein Naturell sträubte sich gegen jede Einseitigkeit; er nahm die Hilfe, wo sie sich ihm bot.

Es war erstaunlich, daß der junge Arzt auch auf ältere und hochgestellte Patienten, die für gewöhnlich keine geduldigen Kranken sind, eine Autorität ausstrahlte, deren bezwingende Macht keinen Widerspruch duldete. Die suggestive Kraft, die hinter allen Anordnungen dieses lebhaften schwarzbärtigen Mannes verborgen lag, machte selbst die Widerspenstigsten fügsam und befeuerte ihren Willen, um jeden Preis gesund zu werden. Es hatte sich auch schnell herumgesprochen, daß er sofort aufhörte, sie zu behandeln, wenn sie gegen seine Therapie aufmuckten, die mit unerbittlicher Strenge in ihre Lebensgewohnheiten eingriff. Aber das wagten nur wenige.

Um das Jahr 1880 ergab sich für Ernst Schweninger eine Begegnung, die seinem Leben eine neue Wendung geben sollte. Bald nachdem der junge Arzt infolge eines Liebesabenteuers, das sich in der Öffentlichkeit abgespielt hatte, seine Lehrtätigkeit an der Universität aufgeben mußte, wendete sich Graf Wilhelm Bismarck, der zweite Sohn des Reichskanzlers, schriftlich an ihn. Zu seinem Ungemach war Schweninger, just als er diesen Brief empfing, an einem Augenübel erkrankt, das ihn hinderte, das Schreiben selber zu lesen. Sobald es ihm möglich war, schrieb er eine Antwort, auf die hin er schon wenige Tage später dringend zu einer Konsultation nach Berlin in das Reichskanzlerpalais gebeten wurde. Graf Bismarck hatte schon viele Erfahrungen mit Ärzten hinter sich, bevor ihn Graf Podewils, der damals Sekretär der bayrischen Gesandtschaft in Berlin war, auf seinen Landsmann, von dem man sich Wunderdinge erzählte, aufmerksam machte.

Ernst Schweninger besann sich keinen Augenblick. Die Einladung war für ihn äußerst ehrenvoll, denn zur Behandlung des

Kanzlersohnes hätte sich jede Kapazität von Weltruf sofort bereitgefunden, solch eine magische Kraft strahlte der Name Bismarck aus. Es war vielleicht nicht ohne Vorbedeutung, daß dieser Ruf, nach Berlin zu kommen, auf Veranlassung des Fürsten selbst erfolgte, der eine baldige Wiederherstellung seines kranken Sohnes ersehnte, aber auf Grund seiner eigenen Erfahrungen und seiner Menschenverachtung ein Vorurteil gegen die meisten Ärzte hegte. Er las die Briefe aller Ärzte, an die sich Bill, wie sein Sohn Wilhelm in der Familie genannt wurde, um Rat gewandt hatte, und als er dabei das Schreiben Schweningers in die Hand bekam, äußerte er, was der Mann aus München geschrieben habe, scheine ihm in der ganzen Angelegenheit das Vernünftigste zu sein.

Der junge, so fest in seiner bayrischen Heimat verwurzelte Arzt war bisher in den nördlichen Gefilden des Reiches noch nie so recht heimisch geworden. Er war nicht ganz frei von dem bajuvarischen Vorurteil gegen Preußisch-Berlin, dessen nüchterne Steifheit in seiner Vorstellung der Inbegriff eines kalten und herzlosen Spekulantengeistes war. Aber das Berlin, das er nun kennenlernte, entsprach nicht dem Bilde, das er sich von der Reichshauptstadt gemacht hatte. Lebhaft und bunt floß das Leben Unter den Linden dahin, aus der Innenstadt rollten die Wagen der Hofgesellschaft dem Tiergarten zu, an der historischen Kranzlerecke staute sich der Verkehr. In der die Prachtstraße erfüllenden Menge hoben sich die kräftig leuchtenden Farben der Vorstöße und Rabatten an den Uniformen der Offiziere von den eintönigen dunklen Röcken der Zivilisten ab und wetteiferten an Buntheit mit den Roben der Damen. Längst war das Fieber der Gründerjahre abgeklungen, heiter, reich und gelassen gab sich die Hauptstadt des jungen Reiches, die sich anschickte, es den Metropolen des westlichen Europas gleichzutun. Aber über der stillen Wilhelmstraße, die Schweningers Ziel war, lag ein Hauch von ruhiger Vornehmheit und Kultur, der an München erinnerte.

Wenn der Arzt gedacht hatte, daß er im Reichskanzlerpalais unverzüglich zu seinem Patienten geleitet würde, dann irrte er

sich gründlich. Er war zwar in seinem Hotel von dem Vortragenden Rat Fritz von Holstein, der später so umstrittenen „grauen Eminenz", wie seine Gegner den Mann mit den Hyänenaugen nannten, mit der kalten Liebenswürdigkeit des gewiegten Diplomaten empfangen und in die Wilhelmstraße geleitet worden. Hier aber tauchte erneut ein Vortragender Rat, Herr von Rottenburg aus der Reichskanzlei, auf, der den Arzt behutsam auszuholen versuchte. Dann schilderte ihm Paul Lindau, der Verfasser damals beliebter Salonstücke, den Gesundheitszustand des mit ihm befreundeten Grafen Wilhelm Bismarck. Endlich wurde der Gast aus München nicht zu dem Patienten, doch zu seiner Familie geführt und mußte eine neue Schilderung der Leiden, die ihm die Schwester des Kranken, Gräfin Rantzau, gab, über sich ergehen lassen. All diese Unterredungen hatten den Arzt, der voll innerer Spannung der Begegnung mit seinem Patienten entgegensah, vierundzwanzig Stunden aufgehalten; er hatte, sein Temperament zügelnd, geduldig ausgeharrt. Schließlich aber wurden ihm die Versuche, ihn schon vorher festzulegen, die von allen Seiten unternommen wurden, zu dumm, und er platzte in seiner bestimmten Art, die er solange unterdrückt hatte, heraus: „Jetzt will ich den Grafen doch erst untersuchen. Ich weiß ja, daß in Preußisch-Berlin meine Äußerungen zerpflückt werden."

Dieser Ausbruch reinigte die Atmosphäre, und Doktor Schweninger konnte sich endlich mit seinem Patienten bekanntmachen.

Graf Wilhelm Bismarck, zwei Jahre jünger als der Arzt, war als Mitarbeiter seines Vaters in der Reichskanzlei tätig, nachdem er im Jahre 1878 sein Assessorexamen bestanden hatte, und außerdem Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Mühlhausen in Thüringen.

Der noch nicht dreißigjährige Patient, den Schweninger nun untersuchte, litt an einer schweren Gicht, starker Fettsucht und Herzverfettung. Die stattliche Gestalt des Grafen, der in vielen äußeren Zügen dem Vater nachschlug, war unförmig aufgeschwemmt, so daß ihm jede Beweglichkeit und Spannkraft ab-

ging; er wog 236 Pfund, ein nicht zu rechtfertigendes Körpergewicht bei einem verhältnismäßig jungen Menschen seiner Statur. Die Krankheit hatte sich schon seit Jahren vorbereitet. Er selber glaubte, dem Kriege die Schuld geben zu müssen, da er annahm, daß es sich um ein rheumatisches Leiden handele. Kuren in Wiesbaden, Herkulesbad und Baden bei Wien waren erfolglos geblieben. Von Jahr zu Jahr hatte sich das Leiden verschlimmert; 1872 hatte er ein paar Tage das Bett hüten müssen, 1875 ein paar Wochen und nach dem Kongreß von 1878 sogar ein paar Monate. Dieser anscheinend hemmungslose Fortschritt der Krankheit hatte auf Graf Bill einen niederschmetternden Eindruck gemacht. Als nun der neue Arzt erschien, war der Kranke in der richtigen Verfassung, sich einem Machtspruch zu beugen.

Die langwierigen Vorverhandlungen, denen sich Schweninger hatte unterziehen müssen, waren völlig überflüssig gewesen, das erkannte er sogleich, als er die ersten Worte mit dem jovialen Bill gewechselt hatte. Der robuste, bewegliche Bayer mit dem romanischen Bluteinschlag und der Sproß derber märkischer Gutsbesitzer aus preußischem Uradel kamen einander bald nahe, so wie der eingeschworene Münchener am Biertisch im Hofbräuhaus zuweilen entdeckt, daß der Berliner, der sich zu ihm verirrt, im Grunde gar nicht so uneben ist. Der Kontakt zwischen dem Arzt und seinem fast gleichaltrigen Patienten war schnell hergestellt; Schweninger spürte sogleich, daß sich ihm diese Persönlichkeit vertrauensvoll erschloß, und daß er seine Kunst hier voll entfalten konnte.

„Da habe ich zum ersten Male die individuelle Behandlungsweise angewendet", schilderte er später den Beginn der Kur bei dem Grafen Wilhelm, „ich habe gesagt, es muß bei einem Krankheitsfall der Mensch und die ganze Lebensweise in Betracht gezogen werden."

Der Arzt aus München sah mit raschem Blick, daß er hier einen Fall in den Händen hatte, an dem er seine Vorstellungen von der richtigen und dem jeweiligen Kranken angemessenen Behandlung

in die Wirklichkeit umsetzen konnte. Er spürte, daß der Patient den ernsten Willen hatte, gesund zu werden, und daß daher die Möglichkeit gegeben war, Zumutungen an ihn zu stellen, wie sie bisher noch kein Arzt bei ihm gewagt hatte. Und wie gewaltig sein Sieg war, ersah Ernst Schweninger daraus, daß Graf Wilhelm keinerlei Widerspruch erhob und die harten, seine Lebensführung vollkommen umstoßenden Forderungen und Behandlungsvorschriften als selbstverständlich hinnahm. Dabei war das Verlangen, zehn Monate lang auf all die Genüsse zu verzichten, die ihm bisher das Leben lebenswert gemacht hatten, eine Belastung, die starke Anforderungen an seinen Charakter stellte. Die umsichtige und doch keinen Widerspruch duldende Art seines neuen Arztes, dessen kluge dunkle Augen durchdringend hinter den Brillengläsern funkelten, wirkte auf Bill so bezwingend, daß er versprach, alle Anordnungen strikt zu befolgen, ja, nicht einmal Fleisch zu essen: eine Entbehrung, die ihm besonders schwer fiel. Jedem andern hätte er ein solches Ansinnen wahrscheinlich mit einem herzlichen Gelächter abgeschlagen und über den komischen Medizinmann gewiß den Kopf geschüttelt. Doch dem jungen Arzt aus Bayern versprach er nicht nur diese Enthaltsamkeit, er hielt auch sein Versprechen.

Nach der Konsultation reiste Dr. Schweninger nach München zurück. Zehn Monate lang sahen sich Arzt und Patient nicht wieder. Die weitere Behandlung wurde brieflich und telegraphisch durchgeführt, eine Methode, die Schweninger schon damals gern anwendete, wobei sich in diesem Fall oft Schwierigkeiten ergaben, allerdings nicht in dem Briefwechsel zwischen Schweninger und Bill Bismarck; doch die Verwandten und Freunde des Grafen, die natürlich ihre Ärzte befragt hatten, setzten ihm arg zu, weil die Diät, die der Münchener verordnet hatte, ihnen unbegreiflich und lächerlich erschien. Wer verbot schon einem ausgewachsenen Manne den Genuß eines saftigen Beefsteaks, das auch einem kranken Körper neue Kraft zuführen mußte! Eine den körperlichen Erfordernissen jeweils angepaßte Lebensweise war ja so

gut wie unbekannt, und wer im Essen und Trinken Mäßigkeit wahrte, verfiel dem Gespött der Gesellschaft, die als Erbe der Gründerjahre einen übertrieben üppigen Lebensstil pflegte. Acht bis zehn Gänge waren bei einem durchschnittlichen Souper, wie sie in der Saison fast allabendlich reihum gegeben wurden, das übliche. Und dazu wurde die ganze Skala der Weine heruntergetrunken vom Sherry über schwere Rhein- und Burgunderweine bis zum Champagner, dem der starke Mokka und verschiedene Liköre folgten. Wer sich lange Jahre hindurch den Anstrengungen dieser Gastereien unterzogen hatte, wurde von allen möglichen körperlichen Beschwerden geplagt, die ihm die Freude an den Herrlichkeiten der vollbesetzten Tafeln vergällten. Der Arzt wurde geholt, um Pülverchen und Tränklein zu verschreiben, damit der Patient sich alsbald wieder den Freuden des Tisches hingeben konnte. Daß zur Überwindung einer Krankheit zunächst einmal die Ursachen beseitigt werden mußten, leuchtete den wenigsten ein.

Um sich gegen diese gesellschaftlichen Gegebenheiten mit Erfolg aufzulehnen, dazu gehörte oft nicht wenig Charakter. Aber Graf Bismarck hatte ihn. Und Schweninger setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, seinem Patienten durch mahnende Briefe und fordernde Telegramme den Rücken zu stärken, damit er das so tapfer Begonnene zum guten Ende führe, allem Dreinreden und aller Skepsis seiner Umgebung zum Trotz. Hinter den beschwörenden und zwingenden Worten, die der Arzt aus München fand, stand die zielbewußte Energie eines Mannes, der sich einer Sache entweder ganz hingibt oder sie verwirft. Der Arzt Schweninger wollte den Patienten heilen; sein Ehrgeiz wollte aber auch aus dem Grunde den Erfolg herbeiführen, weil alle bisherigen ärztlichen Ratgeber des Grafen Bill versagt hatten.

Und er hatte Erfolg.

Die vereinbarten zehn Monate waren inzwischen vergangen. Dr. Schweninger war durch seine Münchener Praxis so in Anspruch genommen, daß er keine Zeit gefunden hatte, seinem Pa-

tienten in Berlin zwischendurch einen Besuch zu machen. Da erhielt er eines Tages ein Telegramm, das ihm die bevorstehende Ankunft des Grafen Bismarck in München anzeigte. Ernst Schweninger ging zum Bahnhof, um ihn abzuholen. Der Berliner Zug lief ein, und die Reisenden verließen den Bahnsteig; der Arzt wartete vergebens, der angesagte Besuch war anscheinend nicht mitgekommen. Endlich, als sich die Menge schon verlaufen hatte, trat, so hat es Schweninger später berichtet, ein „junger schmächtiger Mann“ auf ihn zu und fragte ihn: „Wen suchen Sie?“

Der Arzt, den das vergebliche Warten, seinem Naturell entsprechend, in einen Zustand nervöser Reizbarkeit versetzt hatte, ließ den Ankömmling heftig an: „Stören Sie mich nicht, ich suche den Grafen Bismarck!“

„Der bin ich“, sagte der „junge schmächtige Mann“ lachend und reichte Dr. Schweninger, der ihn fassungslos erstaunt anblickte, die Hand. Dieses Ergebnis seiner Kur ging weit über das hinaus, was er erhofft hatte, denn seine aus dem Umgang mit Kranken geschöpfte Menschenkenntnis hatte ihn daran zweifeln lassen, daß seine Ratschläge in vollem Umfange befolgt würden. Aber daß Graf Bismarck trotz der Anfechtungen des gesellschaftlichen Lebens, denen er ausgesetzt war, Diät hielt, hatte ihn gesund gemacht und die Richtigkeit der Therapie bestätigt. Das erstaunliche Ergebnis der „Schweninger-Kur“ war eine Abnahme des Gewichts von 236 auf 176 Pfund und eine Verminderung des Leibesumfanges um fast 80 Zentimeter. Damit war die Fettsucht bezwungen, und auch die gichtigen Beschwerden hatten aufgehört.

Die Dankbarkeit, die Bill Bismarck seinem ärztlichen Helfer entgegenbrachte, führte zu einer herzlichen Freundschaft, die von nun an die beiden Männer verband. Gemeinsam mit Paul Lindau unternahmen sie eine Fahrt durch den Bayrischen Wald, die in Bayreuth endete. Hier hörte Schweninger zum ersten Male eine Aufführung des Nibelungenringes. Es war das Jahr 1882, das für Bayreuth eine ganz besondere Bedeutung hatte: die Uraufführung des „Parsifal“ fand statt. Die Freunde versäumten natürlich

nicht, das letzte Werk des Meisters auf sich wirken zu lassen, und in der schwärmerischen Wagner-Begeisterung jener Tage schenkte Graf Bismarck seinem Arzt ein Zigarrenetui, auf dem er die Widmung anbringen ließ: „Amfortas-Bill seinem Parsifal-Schweninger 236 auf 176."

Schweninger, der zeit seines Lebens ein starker Raucher war und für seine Person sich wenig um die Grundsätze kümmerte, nach denen er mit seinen Patienten verfuhr, bevorzugte damals die österreichische Virginia, jene lange dunkle Zigarre mit dem Mundstück aus Stroh, die den fremdartigen Charakter seiner Erscheinung noch unterstrich, wohingegen der Genießer Bill Havannas rauchte und den ärztlichen Freund zu ihrem gewichtigen Format bekehren wollte. Doch seine Überredungskunst scheint nicht so groß gewesen zu sein wie die seines Arztes.

Auf dieser Reise erlaubte Dr. Schweninger seinem Patienten und Freund nach langer Entbehrung zum erstenmal wieder, ein Beefsteak zu sich zu nehmen, und dieses frohe Ereignis wurde sogleich historisch festgehalten, indem es dem Vater Kanzler telegraphisch mitgeteilt wurde, „worauf dieser uns sehr anerkennend antwortete", wie Schweninger später einmal erzählte.

Doch der Arzt, der allen Grund hatte, mit diesem Erfolg zufrieden zu sein, begnügte sich nicht damit, daß er seinen Patienten gründlich kuriert hatte, sondern er wollte ihn auch gegen künftige Anfechtungen gefeit wissen. Dazu bedurfte es einer völligen Umstellung der Anschauungen und der Lebensweise des Grafen. „Er war in der sogenannten ‚Erkältungstheorie' aufgewachsen", so heißt es in den Aufzeichnungen, die Schweninger über diesen Fall hinterlassen hat. Darin unterschied sich Bill Bismarck aber keineswegs von seinen Zeitgenossen, die Licht, Luft und Sonne scheuten wie die Maulwürfe. Sie wohnten in Wohnungen, deren Fenster mit gestärkten Gardinen und schweren Plüschportieren verhängt waren, so daß kein Sonnenstrahl ins Zimmer dringen konnte. Sie schliefen auf und unter schweren Federbetten, die jeden frischen Luftzug selbstverständlich ausschlossen, hielten

Roßhaarmatratzen und leichte Steppdecken für einen lächerlichen Reformkram, der von Sonderlingen für Sonderlinge erdacht worden war, und riegelten die Fenster ihrer Schlafstuben fest zu, damit die schädliche Nachtluft ihnen nicht unversehens die Schwindsucht bringe. Sie trugen gestärkte Leibwäsche vom frühen Morgen bis zum späten Abend, steife Kragen, die den Hals einschnürten, und auf dem bloßen Körper schweißtreibende wollene Wäsche. Diese lästige Abschnürung des Körpers gegen das lebenspendende Element führte zwangsläufig zu einer Verzärtelung selbst starker Männer, die ständig in Angst vor dem „Zug" lebten, um sich nicht zu erkälten. Aber dennoch wurden sie fortwährend von Schnupfen, Influenza und Katarrh heimgesucht, was sie dann wiederum dazu trieb, sich noch vorsichtiger als bisher gegen Zugluft zu schützen.

Schweninger, der von Natur aus nicht dazu neigte, sich gegen seine Zeit aufzulehnen, wandte sich doch bei jeder Gelegenheit gegen die schädlichen Auswüchse ihrer Lebensführung, die der Anfälligkeit des einzelnen Vorschub leistete, und stellte gegen die „Erkältungstheorie" des Grafen Bismarck seine „Abhärtungstheorie", zu der er den Freund auf der Reise nach Oberbayern bekehrte. Sie bestiegen gemeinsam die Zugspitze und unternahmen ständig größere Bergtouren, bei denen sich der Körper ausarbeiten konnte. Und wenn sie von ihrem Marsch noch so sehr erschöpft waren, drang der Arzt dennoch darauf, daß Bill mit ihm in den klaren Berggewässern badete, die durch die Klammen dahinschossen, obgleich die Temperaturen meistens nicht mehr als vier bis sechs Grad maßen. Der Graf gewöhnte sich bald an die ihm anfänglich so barbarisch erscheinende Behandlung, auf die er dann nicht mehr verzichten mochte. Die „Abhärtungstheorie" sagte ihm zu.

Nachdem sie ein paar Wochen lang die Berge durchstreift hatten, wo der Mann aus der Ebene sich bald heimisch fühlte, kehrte der Graf nach Berlin zurück. Aber seine Freunde und die Kollegen im Amt waren weniger denn je davon überzeugt, daß die

Art, in der Dr. Schweninger mit ihm verfahren war, zuträglich sei, zumal auch alle Ärzte den Kopf darüber schüttelten. Solche Eisenbartkuren konnten doch niemals dem Geiste der medizinischen Wissenschaft entsprechen. Die Warner waren schon entsetzt darüber gewesen, daß einem Manne wie dem Grafen, der doch nach seiner Statur Anspruch auf ein gewisses Embonpoint hatte, eine Hagerkeit angehungert worden war, der ja fast etwas Unnatürliches anhaftete. Bitter vermerkt Schweninger: „Nun gingen die Hetzereien gegen mich los!" Aus diesem lakonischen Satz ist zu erkennen, wie sehr die Feinde des Arztes aus München dem Grafen Bismarck zugesetzt haben mußten, denn für gewöhnlich war Ernst Schweninger völlig unempfindlich gegen das Gerede seiner Neider.

Endlich wollte es noch das Unglück, daß Bill einige Zeit nach seiner abhärtenden Reise an Typhus erkrankte. Obwohl jene Krankheit vor der Einführung einer geregelten Wasserversorgung und Kanalisation keineswegs selten auftrat und einen hohen Prozentsatz der Gesamttodesfälle ausmachte, wurde doch im Falle Bill Bismarcks der „Schweninger-Kur" die Schuld daran gegeben. Es wurde behauptet, der Graf habe sich die Tuberkulose zugezogen, eine Folge des von einem vermessenen Arzt angeregten leichtfertigen Badens in eiskaltem Wasser und seiner Methode, die Patienten durch Hungerkuren zu schwächen. Daß dabei zwei so grundverschiedene Krankheiten zusammengeworfen wurden, störte die Gerüchtemacher nicht weiter. Schweninger blieb nichts anderes übrig, er mußte wieder zu einem Radikalmittel greifen. Des Hin und Her überdrüssig, packte er den „Schwindsüchtigen" ein und fuhr mit ihm nach dem Süden, an die Riviera. In Nizza nahmen sie Wohnung. Und als sie von der côte d'azur nach dem rauhen Norden der Mark heimkehrten, konnten sich Freunde und Kollegen von dem endgültigen Erfolg der so heftig angezweifelten „Schweninger-Kur" überzeugen.



Vier Brüder Schweninger

Besuch in Varzin

Die offensichtliche Gesundung des Sohnes, der solange von Krankheiten geplagt worden war, machte auf die Eltern tiefen Eindruck. Dieser Münchener, der nur ein einfacher Doktor war, weder Professor noch Medizinalrat, und keine andere Dekoration aufzuweisen hatte als sein Kriegsehrenzeichen von 1870/71, stimmte die Familie Bismarck doch nachdenklich. Die großen medizinischen Kapazitäten, die an der Berliner Universität lehrten und von hier aus den Weltruf der deutschen Wissenschaft festigten, waren ihnen jederzeit erreichbar gewesen, aber das eigenwillige Temperament des Kanzlers lehnte sich gegen sie auf. Er war oft genug in seinem Leben von den Ärzten enttäuscht worden, so daß er selbst dem größten Namen mit skeptischer Ablehnung gegenüberstand und sich niemals ärztlichen Anordnungen fügte. Da er selber eine hohe Autorität ausübte und, gestützt auf sie, oft rücksichtslos in fremdes Leben eingriff, mißtraute er jeder fremden Autorität, noch dazu, wenn sie sich auf Gebiete erstreckte, die ihm, wie die Medizin, nicht von Grund auf vertraut waren. Dieser Dr. Schweninger aber hatte bewiesen, daß er etwas von seinem Beruf verstand. Der ausgeprägte Familiensinn des Kanzlers erwog, diese Kraft noch enger an sein Haus zu fesseln, ohne daß ihm vorerst der Gedanke kam, sie für sich selbst nutzbar zu machen. Er fand, daß die Fürstin, auf der soviel Last ruhte, auch einmal einer gründlichen Behandlung bedürfe, und riet ihr, den neuen Doktor zu konsultieren. Frau Johanna hingegen, die sich mit größerem Recht um die Gesundheit des Gatten

Sorgen machte, warf den Ball zurück und schlug vor, daß Bismarck es nach so vielen Versuchen, die ihn nicht befriedigt hatten, mit Dr. Schweninger probiere.

Graf Wilhelm scheint sich bei diesen Gesprächen klug zurückgehalten zu haben, da er in jedem Falle als Partei erschienen wäre. Zudem kannte er das stark ausgeprägte Selbstbewußtsein seines Freundes, das bei einem unvermittelten Zusammentreffen dieser beiden Charaktere die Behandlung des Fürsten durch Schweninger für alle Zukunft unmöglich gemacht hätte. Da zudem der Kanzler, wie alle vielbeschäftigten Menschen, dazu neigte, unangenehme Entscheidungen, die ihn persönlich betrafen, nach Möglichkeit hinauszuschieben, fand die Familie schließlich den Ausweg, Dr. Schweninger nach Varzin, dem in Hinterpommern gelegenen Gut des Fürsten, einzuladen.

Schweninger kam und wurde in dem Schlosse einquartiert, einem zweihundertjährigen schlichten Bau. Das 36000 Morgen große Gut hatte sich Bismarck von der Dotation gekauft, die ihm nach der siegreichen Beendigung des Krieges von 1866 überreicht worden war. Neben dem alten Herrensitz von preußischer Kargheit war ein Neubau im Stile italienischer Villen aufgeführt worden, der den Arbeitsraum und das Schlafzimmer des Fürsten enthielt und durch einen Gang mit dem Hauptgebäude verbunden war. Im Rücken des Wohngebäudes lag der sanft ansteigende Schloßpark, hinter dem auf der Höhe der Wald begann. Unübersehbar dehnten sich die Forsten, von Brachland, Schonungen, Moor und Heide unterbrochen. Von erhöhten Aussichtspunkten konnte hier der Blick bis an den Horizont schweifen, ohne anderen als Bismarckschen Besitz im Umkreis zu sehen. Ringsum breitete sich eine hügelige Landschaft, über deren uralten Buchen und Eichen fern ein bläulicher Schimmer lag. Hier ging der Fürst täglich, soweit es seine Zeit erlaubte, spazieren, den Stock auf dem Rücken waagerecht durch die Ellenbogen geschoben, von seinen Doggen begleitet. In Varzin beschäftigte sich der Kanzler nicht nur mit Regierungsangelegenheiten, sondern als der patriarcha-

lische Gutsherr, der er zeit seines Lebens blieb, auch mit der Verwaltung seines ausgedehnten Besitzes, so daß hier, da ihm wichtige Staatsangelegenheiten immer auf der Spur blieben, eine doppelte Arbeit auf ihm lastete, denn das Gut und die weitläufigen Wälder forderten, daß der Besitzer von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sah. „Wenn ich gefrühstückt und gezeitungt habe“, so umriß der Kanzler einmal ein Teilgebiet seiner gutsherrlichen Tätigkeit, „wandere ich in Jagdstiefeln durch die Wälder, bergsteigend und sümpfewatend, lerne Geographie und entwerfe Schonungen. Sobald ich heimkehre, wird gesattelt und dasselbe Geschäft . . . fortgesetzt.“

Dreißig Jahre später zeichnete Schweninger ein Bild dieses ländlichen Schloßhaushalts, wie er ihn kennengelernt hatte:

„Das Haus Varzin, in das ich damals zum ersten Male eingetreten war, hatte mir den denkbar günstigsten Eindruck gemacht. Alles war einfach, gediegen und echt, vornehm und doch behaglich. Das Haus eines Landedelmannes größeren Stiles. Recht, wie der Landsitz eines Mannes wie Bismarck — auch Friedrichsruh hatte denselben Charakter angenommen — sein mußte.

Varzin war ein echt deutsches Haus, mit einem besonderen Hauch des kräftigen, biederen, pommerschen, preußischen Wesens und Charakters. Und die gut preußische, echt deutsche, tapfere und von Menschenfurcht freie, wahrhaft christliche, einander in Treue eng verbundene Familie, die es bewohnte, paßte vortrefflich hinein.

Das alte Haus selbst schien von außen nicht eben besonders groß, es war nur einstöckig. Der Anbau, den Bismarck hinzugefügt hatte, war von größeren Ausmaßen, er hatte zwei Stockwerke.

Aber im Innern erschien alles großzügig, groß, man möchte sagen, teilweise riesenhaft: die Räume, die Kamine, in denen die Feuer so anheimelnd brennen konnten, die Möbel, die Betten und alles, was sonst dazu gehörte.

Für Bismarck, das mußte jedem, der ihn sah, sich sofort auf-

drängen, hätte ein anderer Rahmen auch gar nicht gepaßt. In einem anderen Rahmen hätte er sich nicht wohlgefühlt und nicht wohlfühlen können. Alles, was kleiner oder etwa zierlicher gewesen wäre, dazwischen hätte er wirken müssen wie ein Riese, der in ein Puppenhaus geraten ist."

„Wie ich Bismarck beim ersten Zusammentreffen gefunden habe?" fährt Schweninger dann fort. „Wie seine Erscheinung beim ersten Zusammentreffen auf mich gewirkt hat? — Es ist das eine Frage, die mir seinerzeit, als ich nach jener ersten Begegnung aus Varzin zurückkehrte, von vielen Seiten gestellt worden ist.

Ich kann hier nur wiederholen, was ich auch damals schon gesagt habe, daß er mir — im Verhältnis zu seiner überragenden Bedeutung und Größe gedacht — als überraschend einfach, natürlich, anspruchslos, ungekünstelt und fern von jeder Pose erschien. Denn was gerade bei einem solchen Manne besonders auffallen mußte, das war eben eine solche Einfachheit, eine solche Natürlichkeit, eine solche Anspruchslosigkeit, eine solche Ungekünsteltheit, ein solches von jeder Prätension freies Wesen, eine solche Ungezwungenheit und schließlich besonders jene seiner Eigenschaften, die man gewöhnlich als ‚Offenheit' bezeichnet hört.

Diese ‚Offenheit', wie man die betreffende Eigenschaft gewöhnlich nennt, verdient eine besondere Betrachtung. Die Bezeichnung führt irre. Und man würde sich über Wesen und Art Bismarcks einer schweren Täuschung hingeben, wollte man sie als richtig hinnehmen . . . Man kann bei Bismarck von ‚Freimütigkeit', von ‚natürlicher Menschlichkeit' der Haltung, von ‚schlichter Zwanglosigkeit' der Rede, von ‚Ungezwungenheit' des Sichgebens und von ‚Freisein von bürokratischer Zugeknöpftheit' sprechen."

Da Schweninger als Gast gemeinsam mit der Familie die Mahlzeiten einnahm, hatte er Gelegenheit, die Lebensweise des Fürsten zu beobachten, dem seine Ärzte angeraten hatten, sich in der Nahrungsaufnahme zu mäßigen und auf Krankenkost zu beschränken; doch das hinderte ihn nicht, nach der Suppe eine fette

Forelle, Hummer, Rauchfleisch, rohen Schinken, warmen Braten und eine Mehlspeise mit anscheinend bestem Appetit zu verzehren und dazu mehrere Burgundersorten zu kosten. Der Kanzler lebte in dem Glauben, nur nach reichlichem Genuß stark eingebrauter Biere schlafen zu können, und aß deshalb in großen Mengen Kaviar und andere herzhafte Leckerbissen, um seinen Durst noch zu steigern. Bei alledem wurden die Tischzeiten nicht regelmäßig eingehalten, sondern es wurde nach Lust und Laune getafelt, wie es gerade paßte.

Um die Zeit von Schweningers Besuch in Varzin hatte Bismarck seine für gewöhnlich so ausgedehnten Spaziergänge stark einschränken müssen, um seine amtliche Arbeit, die einen immer größeren Umfang annahm, bewältigen zu können. Der still beobachtende Arzt registrierte für sich den Gesundheitszustand des Fürsten folgendermaßen: „Ich fand den Kanzler, hauptsächlich infolge von Schlaflosigkeit, Nervenverfall, Gesichtsschmerz (deshalb trug er den Vollbart!) und schweren gastrischen Störungen, körperlich und seelisch herunter. Der bis dahin 247 Pfund schwere, mächtige Körper sah abgefallen und abgemagert aus."

Der Arzt, der von dem Fürsten durch einen Altersunterschied von fünfunddreißig Jahren getrennt war, wurde von seinem Gastgeber auch einige Male zu Spazierfahrten mitgenommen, ohne daß hierbei der Gesundheitszustand des Fürsten erörtert worden wäre. Trotzdem gab es im Gespräch keine Pausen, denn Schweninger verstand es bald, geleitet von seiner Menschenkenntnis, den Kanzler auf sein Lieblingsthema zu bringen, obwohl sich dieses niemals eingrenzen ließ, weil Bismarck an allem Anteil nahm, was seinen Umkreis berührte. Wer dies erkannt hatte, konnte leicht eine Unterhaltung mit ihm in Gang bringen, da der Fürst Fragen, die ihn bewegten, gern und häufig mit seiner Umgebung besprach, um aus der Stellungnahme der andern alle Gründe und Gegengründe kennenzulernen. Naturgemäß lenkte der Kanzler die Gespräche gern auf die Gebiete seiner politischen Planungen, die in den nächsten Jahren für die Öffentlichkeit reif werden

sollten. Und so sah sich der Arzt aus München plötzlich in lange Unterredungen verwickelt, die staatliche Wirtschaftsfragen berührten, wie die Finanzreform und Goldwährung oder die Möglichkeiten für Monopole auf Tabak und Spiritus. Der Bayer Schweninger, der kein einseitiger Nurfachmann war, ging gern auf diese Erörterungen ein, da er sich über staatspolitische Fragen mit einem Staatsmann ebensogern unterhielt wie mit einem Künstler über seine Kunst. Unterwegs hielten sie, zum Erstaunen des Arztes, ein paarmal vor den einfachen Dorfkrügen; Bismarck ließ den Wirt herausrufen, wechselte einige Worte mit ihm und bat sich dann zum Schluß Schnapsgläser verschiedener Größe aus, die er mit nach Varzin nahm. Er erläuterte auch seinem Begleiter den Zweck dieser Maßnahme: er wollte feststellen, wie viele solcher Gläschen sich jeweilig aus einem Liter Schnaps ausschenken ließen, um auf diese Weise den Verdienst des Zwischenhandels zu ermitteln. Daraus schloß er dann, wieweit die Steuern noch erhöht werden könnten, ohne daß Erzeuger, Zwischenhändler und Verbraucher allzusehr bluteten. „Die Höhe, Dicke und Weite des Glases, das mehr oder weniger Vollmachen, ließen schon ungeheure Schwankungen erkennen, die im Detailhandel Millionen herbeischaffen mußten." So hat es Schweninger später in Erinnerung an diese Ausfahrten niedergeschrieben. Es kam hinzu, daß der Fürst als Großgrundbesitzer mit einem gewaltigen Areal auch eigene Brennereien hatte, so daß er mit all diesen Fragen von Grund auf vertraut war.

Obgleich durch die Gastfreundschaft und die gemeinsamen Ausfahrten eine vertrauliche Atmosphäre geschaffen war, redete der Kanzler noch immer nicht von seinem Leiden. Es scheint, als habe der große Diplomat sich erst im geselligen Verkehr an den jungen Arzt heranpürschen wollen, um seine Persönlichkeit abzutasten. Aber Dr. Schweninger war ihm gewachsen. Er hatte Bismarck vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an bewundert und brachte ihm aus innerstem Herzen alle Ehrerbietung entgegen. Aber das hinderte ihn nicht, an den kranken Menschen

Otto von Bismarck denselben Maßstab anzulegen wie an alle seine andern Patienten. Dabei bekam der Kanzler zu spüren, daß der Arzt die Formen der diplomatischen Höflichkeit keineswegs ungeschickt zu handhaben wußte. Als es nach dem Verlauf von drei Tagen immer noch nicht zu einer Aussprache gekommen war, rüstete Schweninger zum Aufbruch und erklärte: „Ich bin ja Arzt in München, ich habe auch anderes zu tun, ich muß abreisen."

Nun entschloß sich Fürst Bismarck, offen zu reden. Den Verlauf der folgenden Aussprache schilderte Ernst Schweninger später: „Nur ganz en passant — beim Abschiede etwas ernster — berührte der Fürst, anknüpfend an die ihm ausgesprochenen Ansichten seiner bisherigen ärztlichen Ratgeber, den Zustand seiner Gesundheit. Ich konnte mich nicht entschließen, im Vorübergehen Ansichten und Ratschläge zu geben, betonte, daß ich es leider ablehnen müsse, Schlagwörter zu äußern und sogenannte Krankheiten zu behandeln, bemerkte dagegen mit allem Nachdruck das eine: daß nach meiner Auffassung nur von einer gründlichen Änderung der Lebensführung noch ein Erfolg zu erwarten sei, daß dagegen, falls die bisherige Lebensweise fortgeführt werde, die lange mißhandelte Natur über kurz oder lang in stürmischer und vielleicht nicht unbedenklicher Weise ihre Rechte geltend machen würde. Den Angehörigen, die meine Ansichten kennenzulernen wünschten, erklärte ich offen: ‚Wenn S. D. in dieser Weise fortwurschtle, würde spätestens in einem halben Jahre ein Zusammenbruch eintreten müssen, für dessen Ablauf ich nicht ohne ernste Bedenken sei.' Dann reiste ich ab."

Wohl jeder andere Arzt hätte an seiner Stelle auf die Möglichkeit gewartet, den Kanzler behandeln zu dürfen, und wäre geblieben. Aber Schweningers Selbstvertrauen und seine Auffassung von der Autorität des Arztes schlossen Kompromisse aus. Er kurierte keine Krankheiten, sondern verlangte, daß sich der ganze Mensch ihm unterwerfe. Zudem hatte er wahrscheinlich gemerkt, daß seine Worte auf den Fürsten nicht ohne Eindruck geblieben waren, und vertraute darauf, daß die Familie Bismarck

ihn noch rechtzeitig rufen würde, wenn sich der Zustand des Leidenden in der von ihm vorausgesagten Weise verschlimmere. Mit der untrüglichen Sicherheit, die ihn in heiklen Situationen leitete, wußte er, daß er diesen schwierigen Kranken nur dann zu seinem Patienten machen konnte, wenn er so handelte, wie er es jetzt tat. Vielleicht erkannte er auch, welche historisch bedeutsame Aufgabe ihm hier zufallen konnte: dem Reich einen unschätzbaren Dienst zu leisten, indem er ihm die Arbeitskraft des Kanzlers erhielt, der nun schon seit zwanzig Jahren an der Spitze des preußischen Staates gestanden, in drei Kriegen Ruhm und Ansehen der Nation gemehrt, in Versailles seinem Herrn die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt und auf dem Berliner Kongreß sich zum Schiedsrichter von ganz Europa gemacht hatte.

In Berlin hatte sich inzwischen das Gerücht von dem Leiden Bismarcks verbreitet. Jeder, der in diesem Jahr den Kanzler gesehen und mit ihm gesprochen hatte, fühlte, daß er einem schwerkranken, von der Bürde seiner Arbeit schier erdrückten Manne gegenüberstand, dessen Tatkraft im Kampfe mit offenen und geheimen Widersachern aufgerieben wurde. Das Gerede, er sei unheilbarer Morphinist geworden, das damals schon in Umlauf kam, nahm oft gehässige Formen an. Die Kreise, die seit der Übernahme der Staatsgeschäfte durch Bismarck von den ausschlaggebenden Machtstellungen ferngehalten worden waren, glaubten schon frohlocken zu können. Gruppen, die an der Kaiserin Augusta, der alten Gegnerin des Kanzlers, einen Rückhalt hatten, bemühten sich, das Gerücht von dem bevorstehenden völligen körperlichen Zusammenbruch des Mächtigen in der Wilhelmstraße auch an den Kaiser heranzutragen. Es war anscheinend so weit, sich zu überlegen, was nach seinem Ableben zu geschehen hätte. Mit dem Lebenden rechneten sie schon nicht mehr und glaubten es überhaupt nicht nötig zu haben, an seinem Sturze zu arbeiten.

Bislang war es dem Kanzler ohne übertriebene Anstrengung möglich gewesen, die buntscheckige Opposition niederzuhalten, die in ihren Ursprüngen und in ihren Zielen verschieden war

und einig nur in ihrem Haß gegen ihn. Aber der in Umlauf gesetzte bösartige Klatsch war gefährlicher als der offene Angriff eines Gegners auf der Parlamentstribüne, weil er das Vertrauen der Öffentlichkeit zu dem Kanzler zerstören konnte.

Dabei handelten die Widersacher, die den Fürsten schon einen toten Mann hießen, in gutem Glauben.

„Mit den Leidenschaften verhält es sich wie mit den Forellen in meinem Teich: eine frißt die andere auf, bis nurmehr eine dicke alte Forelle übrigbleibt. Bei mir hat im Laufe der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle anderen Leidenschaften aufgefressen“, so schilderte Bismarck einmal die Haupttriebkaft seines Lebens. Aber diese Leidenschaft hatte nicht nur die anderen Leidenschaften auf-, sondern auch sein Leben angefressen. Rücksichtslos hatte er seine Gesundheit eingesetzt. Alle gefahrverkündenden Signale, unerträgliche neuralgische Gesichtsschmerzen, sein peinigendes Leberleiden, Schlaflosigkeit und nervöse Zusammenbrüche, ließ er unbeachtet und blieb unermüdlich bei der Arbeit. Die Familie hatte längst die ärztlichen Kapazitäten zu Rate gezogen, und Dr. Frerichs, Professor für innere Medizin an der Universität, Direktor der Medizinischen Klinik in der Charité, Vortragender Rat im Kultusministerium und Mitglied in der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen, hatte die Diagnose gestellt: Magen- und Leberkrebs, der Fürst sei unheilbar.

In der Reichskanzlei

Die Diagnose, die Professor Frerichs stellte, war den Angehörigen und auch der Umgebung des Fürsten bekannt. Ihm selber wurde sie jedoch verheimlicht, denn seine Vertrauten wußten, daß er gern zu sagen pflegte, die Ärzte machten aus der Mücke einen Elefanten, was sehr politisch sei, denn wenn der Kranke sterbe, so habe der Arzt es vorhergesagt, und wenn er wieder gesund werde, so habe er eine große Kur gemacht. Besondere Abneigung hatte Bismarck gegen anatomische Erzählungen über den Sitz der Krankheit, da sie nach seiner Meinung die Unruhe des Kranken vermehrten.

Gleichwohl hatte der Fürst das Gefühl, daß es mit seiner Gesundheit nicht zum besten stehe, und es gab Augenblicke der Verzweiflung, in denen er seinen Zustand für hoffnungslos hielt. Da er ein guter Beobachter war, konnte er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß seine Kräfte erschreckend schnell abnahmen und die bisher angewandten Mittel diesem Verfall keinen Damm entgegensetzten. Dabei konnte er sich aber nicht dazu verstehen, seine Lebensführung gründlich zu ändern, wie es ihm von seinen Ärzten dringend geraten wurde. Ihre Autorität hatte nicht die Ausstrahlungskraft, die erforderlich war, um den widerspenstigen Kranken unter ihre Anordnungen zu zwingen. So litt er häufig unter heftigen Koliken, die von Anfall zu Anfall quälender wurden, und im Frühjahr 1883 trat der von Schweninger prophezeite Zusammenbruch ein. Nun erfolgte endlich die Aufforderung an den Münchener Arzt, nach Berlin zu kommen und den Fürsten zu untersuchen.

Angesichts der Diagnose der Berliner Kapazität regte sich in dem ehemaligen Privatdozenten für pathologische Anatomie die am Seziertisch erworbene Skepsis. Er wußte, was Befunde wert waren, denn er hatte ja bei den Obduktionen oft genug feststellen können, daß auch die besten Diagnostiker sich irrten. Deshalb beschränkte er sich nicht darauf, den Urteilsspruch des großen Klinikers als unabänderlich hinzunehmen und das von diesem festgestellte Leiden zu „behandeln“, sondern er trachtete danach, auf Grund seiner in ärztlichem Neulande gesammelten Erfahrungen selber eine Erkenntnis zu gewinnen, die es ihm ermöglichte, mit größerer Aussicht auf Erfolg einzugreifen. Der junge praktische Arzt, der den Mut aufbrachte, anderer Meinung als die Kapazitäten seiner Zeit zu sein, hatte eine unbezwingliche Tatkraft einzusetzen, die seine Patienten sofort für ihn einnahm und zu seinen Erfolgen das Ihre beitrug. Diese Überlegenheit schuf die Grundlage, ohne die sich keine Kur erfolgreich gestalten läßt: die Hoffnung des Kranken auf Heilung. Etwas magisch Bezwingendes lag in seinem selbstsicheren Auftreten, das alle Gefahren zu bannen schien. Bill Bismarck hatte an sich die Gewalt dieser Persönlichkeit erfahren. Voller Zuversicht richteten sich die Blicke der ganzen Familie Bismarck auf den Mann aus München.

Bei der ersten Begegnung zwischen dem kranken Reichskanzler und seinem neuen Arzt, der ihm als Mensch schon bekannt war, scheint sich jener Vorgang abgespielt zu haben, den Schweninger später einmal ganz allgemein als das Kennenlernen zwischen Arzt und Patienten so beschrieben hat:

„. . . ein Arzt wird vor allem verlangen, mit seinem Kranken allein zu sein. Er weist selbst die nächsten Angehörigen aus dem Zimmer. Er hat vorerst gar nicht die Absicht, mit dem Kranken Heimlichkeiten zu besprechen, die dessen nächster Umgebung verborgen bleiben sollen. Er will nur mit einem Menschen allein bleiben, von keinem Zuschauer gesehen, von keinem umgebenden Vorgang abgelenkt, wenn er Aug in Aug des Kranken Menschlichkeit an seiner eigenen messen will. Es werden in diesen Augen-

blicken oft die gleichgültigsten Gespräche geführt, die oberflächlichsten Untersuchungen vorgenommen. Die Hauptsache ist: es messen sich zwei Menschen aneinander. Einmal um zärtlich und lautlos ihre Innerlichkeiten einander zu eröffnen; ein andermal um auf heftiges Ringen sich vorzubereiten. Wie zwei in der Einsamkeit sich Begegnende einander mustern, oder wie zwei in den Ring tretende Kämpfer einander nach ihren starken und ihren schwachen Stellen bespähen. Beide Male kann das Ergebnis lauten: Ich will; beide Male kann die überzeugte Antwort empfunden werden: Es geht nicht, wir passen nicht zueinander."

Bismarck und Schweninger paßten zueinander. Und da ihre in diesem Augenblick geschlossene Beziehung bis zum Tode des Kanzlers gewährt hat und Schweninger selbst als der Leibarzt des Alten aus dem Sachsenwalde in die Geschichte eingegangen ist, bemächtigte sich bald die Legende dieser ersten Begegnung. Wie der alte Bezirksarzt Dr. Schweninger in Neumarkt einst dem störrischen Ortsschulzen geraten haben sollte, sich gefälligst an den Tierarzt zu wenden, wenn er nicht reden wolle, so will die Fama, daß auch sein berühmter Sohn den Fürsten Bismarck gleich bei der ersten Untersuchung mit derselben Antwort bedient habe. Es mag wahr sein, daß Schweninger seinem Fürsten später einmal, vielleicht im Laufe einer Unterhaltung, diese Anekdote erzählt hat, die Wirklichkeit sah indessen ganz anders aus, als es in solchen Randglossen zur Geschichte bisweilen erscheint.

„Warum die Anekdote gerade auf mich angewendet worden ist, kann ich mir schließlich denken", so widerlegt sie Schweninger. „Es geht die Sage, daß ich unter Umständen — und zwar ohne Ansehen der Person — recht deutlich werden kann. Lieblose Menschen behaupten sogar, ich sei ‚grob', ja sie gebrauchen sogar unter Umständen noch eine kernige Steigerung dieses Ausdrucks.

Ich will demgegenüber hier keine Verteidigungsrede halten. Ich will nicht sagen, ich wüßte nicht, wie man dazu komme, mich als deutlich, grob oder etwa noch mehr zu verschreien, ich sei bekanntlich der sanfteste Mensch von der Welt, man müsse mich

nur eben nicht töricht ärgern. Ich will vielmehr ruhig zugeben, daß ich in der Ausübung meiner ärztlichen Tätigkeit und in der pflichtgemäßen Verfolgung meiner ärztlichen Zwecke in der Tat recht deutlich werden kann, und daß ich ohne Ansehen der Person doch wohl auch wirklich schon öfter recht deutlich geworden bin.

Aber dafür mußte doch immer ein Grund vorliegen. Ein solcher Grund lag aber hier nicht vor, konnte nicht vorliegen. Ich kann nur versichern: ich habe nie einen verbindlicheren, höflicheren, zuvorkommenderen, erfreulicheren Patienten gehabt. Und ich kann ausdrücklich hervorheben, daß der Fürst gerade bei meiner ersten ärztlichen Besprechung mit ihm von einem so gewinnenden Entgegenkommen war, daß er jeden hätte gefangennehmen müssen und daß demnach schon damals gelegentlich jener ersten Unterredung auf meiner Seite der Grund jenes Verhältnisses der Hingebung an ihn gelegt worden ist, das sich später immer mehr verstärkt hat und das noch heute andauert und immer andauern wird.

Die Geschichte ist also erfunden. Und sie enthält — weshalb mir besonders daran lag, darauf zurückzukommen — auch eine geradezu beleidigende Verkennung des Fürsten. Wer glaubt, daß dieser erlesene, stolze und vornehme Mann sich von irgend jemand — und wäre es selbst ein Arzt oder sonst eine Persönlichkeit gewesen, die er nicht gerne verloren hätte — etwas Derartiges hätte bieten lassen, der würde sich in einem schweren Irrtum befinden. Wer den Fürsten kennt, der muß sagen: es ist ganz ausgeschlossen, daß er eine solche oder eine ähnliche Entgleisung ihm gegenüber hätte jemals hinnehmen können."

Die erste Aussprache war von einer flüchtigen Untersuchung begleitet, aus welcher der Arzt feststellte, daß den Kanzler Gesichtsschmerz und Migräne plagten, dazu stürmische Magenerscheinungen und Verdauungsstörungen; bedenklicher waren die Kreislaufstörungen, die wiederholt auftraten, und vor allem die

besorgniserregenden Symptome in der Lebergegend, aus denen Professor Frerichs auf Krebs geschlossen hatte. Nach Schweningers Ansicht, die sich später bestätigte, handelte es sich nur um Gallensteine und eine Reihe von nervösen und funktionellen Störungen mit ihren Folgen, die durch geeignete Maßnahmen behoben werden konnten.

Der Münchener Arzt erklärte sich bereit, die Behandlung zu übernehmen. Aber da er die Launenhaftigkeit des Kranken fürchten mochte und wußte, wie schwierig es für alle Ärzte vor ihm gewesen war, sich durchzusetzen, stellte er für seine Bereitwilligkeit die Bedingung, daß die Durchlaucht sich ihm vorbehaltlos anvertraue, auf keine Einflüsterung höre und selbst die noch so gut gemeinten Ratschläge aus dem Familienkreise ignoriere. Die anderen Ärzte hatten dem Fürsten eine Änderung seiner Lebensweise nahegelegt, er *verlangte* sie. Vielleicht waren die anderen in ihrer bürgerlichen Befangenheit vor dem großen Manne immer nur als Bittende und niemals als Fordernde aufgetreten. Aber Schweninger, der als Bayer die preußische Ehrfurcht vor dem Adel nicht kannte und zudem von der mütterlichen Seite her aristokratischen Blutes war, brachte dem Kanzler nur die Hochachtung entgegen, die an dem eigenen Wertbewußtsein die Leistung des anderen mißt. Aus dieser Haltung war seine Ehrerbietung für den Fürsten wohlgegründet, und aus ihr erwuchs das ruhige Vertrauensverhältnis, das mancher, der mächtiger als dieser Arzt war, zu dem Kanzler vergebens erstrebte.

Bismarck sprach sein Einverständnis mit den Forderungen Schweningers aus. In derselben urbanen Form, in der sich die Unterredung bisher bewegt hatte, gab der Arzt zu verstehen, daß er für den Fall eines Widerstandes gegen seine Behandlung zu seinem Bedauern gezwungen sein würde, seine Tätigkeit als ärztlicher Berater des Fürsten aufzugeben. Bismarck, der die Ebenbürtigkeit seines Partners spürte, kapitulierte nun zum ersten Male in seinem Leben. Er erklärte sich auch mit dieser Forderung, die so hart in sein Leben einschnitt, einverstanden und bemerkte,

daß es wohl nicht dazu kommen dürfte, denn er habe seinen Entschluß gefaßt.

Inzwischen harrte die Fürstin mit einigen Familienangehörigen draußen auf dem Balkon bangen Herzens auf den Ausgang des Arztbesuches. Die Damen hatten mit ihren Lorgnons durch die Scheiben ängstlich beobachtet, was drinnen im Salon vor sich ging. Soweit sie feststellen konnten, schien alles in Ordnung zu sein, als plötzlich die beiden Männer, wie es den Zuschauern draußen vorkam, unvermittelt aufstanden; die beiden Doggen des Fürsten, die sogenannten „Reichshunde", sprangen hinzu und nahmen eine drohende Haltung gegen den Besucher an. Die Fürstin, die das Temperament ihres „Ottochen" kannte, befürchtete, daß es mit ihm durchgehen wolle. Sie drang mit den anderen sofort in den Salon ein, wo sich das Mißverständnis bald aufklärte. Es war nur eine an den Besuch des russischen Außenministers Gortschakoff erinnernde Szene, dem bei einer ungeschickten Bewegung der Reichshund Tyras an die Beine gefahren war. „O, mon dieu! et moi, qui étais venu avec les meilleurs intentions!" hatte der Russe ausgerufen. Der Bayer war weniger ängstlich. Er lachte über die allgemeine Aufregung und nahm sie als eine gute Vorbedeutung, während der Fürst die Hunde beruhigte und seine Angehörigen von seinem Entschluß in Kenntnis setzte, daß er Dr. Schweninger als Hausgenossen aufzunehmen gewillt sei, und daß sein Gepäck durch den Diener sogleich aus dem Hotel Kaiserhof herbeizuschaffen wäre.

Dieser Entscheid des Kanzlers leitete eine Beziehung ein, die Schweninger weit über die Stellung des Arztes emporhob und ihn zu einem vertrauten Freunde im Hause Bismarcks machte. Seine ärztliche Hilfe wurde schon am ersten Abend in Anspruch genommen, den er in der Reichskanzlei verbrachte. Der Kanzler litt wieder einmal an der Schlaflosigkeit, die ihm seit Jahren schon zu schaffen machte und ihn oft so peinigte, daß sie ihm das Leben verbitterte. Schuld daran waren in erster Linie seine neuralgischen Gesichtsschmerzen, aber auch seine lebhafte Vor-

stellungskraft, die ihn bis in den grauenden Morgen hinein mit Bildern aus der Vergangenheit Deutschlands und der politischen Gegenwart unablässig beschäftigte.

Als Ursache erkannte Schweninger bald, daß der Fürst, wie jeder große und großen Zielen zustrebende Mensch, heftiger Empfindungen und starker Gefühle fähig war, die ihn bis zum Grunde seines Wesens aufwühlen konnten. Er selber war sich über diese Seite seines Charakters vollkommen im klaren. Haß sei ein ebenso großer Ansporn zum Leben wie Liebe, so hatte er einmal zum Chef der Reichskanzlei, Christoph von Tiedemann, gesagt; sein Leben verschönten zwei Dinge: seine Frau und Windthorst, die eine sei für die Liebe, der andere für den Haß. Der Haß gegen den Führer des Zentrums in Preußen war für Bismarck allerdings nicht nur eine Quelle der Kraft, sondern oft genug auch ein hartnäckiger Verfolger, der sich selbst in der Geborgenheit des Schlafgemachs nicht abschütteln ließ. „Ich habe die ganze Nacht gehaßt", antwortete Bismarck einmal, als er gefragt wurde, weshalb er nicht geschlafen habe.

Die Fürstin Bismarck hingegen, die sich weniger leidenschaftlich auszudrücken pflegte, beantwortete Tiedemann auf einem Hofball seine Frage nach dem Befinden des Fürsten: „Er schläft nicht, weil er sich ärgert; und er ärgert sich, weil er nicht schläft."

Bisher hatten die Ärzte Bismarcks Schlaflosigkeit mit Morphium zu bekämpfen versucht, und er nahm deshalb als selbstverständlich an, daß auch der neue Doktor seinem Verlangen sofort nachkommen würde. Aber Schweninger schlug ihm dies mit ruhiger Bestimmtheit ab. Bismarck war durch seine neuralgischen Gesichtsschmerzen so geplagt, daß er keinen Widerspruch vertrug, er fuhr heftig auf und wollte den Arzt zwingen, ihm willfährig zu sein. Aber er hatte keinen Erfolg damit. Schweningers Überlegenheit war nicht zu erschüttern. Er sagte begütigend: „Durchlaucht, Sie werden auch ohne Morphium schlafen. Bitte, entkleiden Sie sich, ich werde an Ihrem Bette wachen."

Dann ließ Schweninger, wie er selber erzählt hat, eine Wärm-

flasche bringen und machte dem Kanzler einen feuchtwarmen Leibumschlag; nun holte er sich einen Polstersessel herbei, setzte sich an das Bett, nahm die Hand des Fürsten und sprach ihm in seiner suggestiven Art beruhigend zu. Es dauerte nicht lange, und der Patient war eingeschlafen. Erst nach acht Stunden wachten Dr. Schweninger und Bismarck auf, als das Licht des Tages das Zimmer erhellte. Der Arzt hielt noch immer die Hand des Fürsten.

„Was haben Sie mit mir gemacht?“ fragte Bismarck verwundert. „Ich habe geschlafen wie ein Sack!“

Sieben Becher Buttermilch

Schon in Varzin war es Schweninger aufgefallen, daß in der Familie Bismarck der Brauch bestand, die Namen von Familienangehörigen und Freunden meist in der Diminutivform anzuwenden. Diese aus der Volkssprache hergeleitete liebenswürdige Sitte erschwerte dem uneingeweihten Gast, der die verwandtschaftlichen Verhältnisse und die vielfältigen Beziehungen des Hauses zu Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nicht kannte, die Teilnahme an der Unterhaltung. Daß mit Ottochen und Johannachen der Fürst und die Fürstin gemeint waren, konnte er allerdings ohne nähere Erklärung verstehen; ebenso, daß mit Billchen und Herbertchen die beiden Söhne bezeichnet wurden. Wer dagegen Adelheidchen, Fähnchen, Marlchen, Rudchen, Fränzchen oder Büschlein waren, das blieb für ihn vorläufig unergründlich. Und als der nachsichtig gesprochene Satz fiel: „Paulchen ist ein bißchen faulchen", konnte er freilich nicht wissen, daß diese Bemerkung auf den Grafen Paul von Hatzfeldt, den späteren Botschafter in London, gemünzt war.

Auch der neue Arzt des Fürsten wurde, als er in Berlin die Behandlung übernahm, in die Diminutivform gebracht. Zunächst jedoch diente diese zärtliche Anrede dem Fürsten als ein Mittel dazu, einen vertraulichen Ton zwischen sich und dem Arzt herzustellen, wenn er wegen eines Verstoßes gegen die Behandlungsvorschriften ein schlechtes Gewissen hatte. Aber als S. D., wie Seine Durchlaucht der Fürst in seiner Umgebung genannt wurde,

zum ersten Male sein „Dockchen" zu besänftigen versuchte, hatte er damit bei dem unbestechlichen Schweninger keinen Erfolg.

Vierzehn Tage lang hatte dieser sich um seinen Patienten bemüht, dessen fahle Gesichtsfarbe soviel Besorgnis hervorgerufen hatte. Die ganze Lebensweise des Fürsten war auf die Minute geregelt worden. Der Langschläfer mußte sich schon um acht Uhr in der Frühe erheben und sich fleißig und regelmäßig Bewegung machen. Überhaupt hieß das große Gesetz, das von nun an über diesem Leben stand: Regelmäßigkeit! Die Zeit der selbstherrlichen Regellosigkeit war zu Ende. Zur festgesetzten Stunde mußte der Kanzler seine Arbeit beginnen, mußte er seine Ruhepausen einhalten. Und was den starken Esser besonders bedrückte, auch bei Tisch maß ihm Schweninger sein Maß zu, ob es sich nun um das Essen oder um das Trinken handelte.

Der Fürst, der unter der Gewalt dieser Kur stöhnte, dem sein Rotspon nicht mehr nach Lust und Laune gegönnt wurde, obgleich er schon als preußischer Gesandter in Petersburg den Ausspruch getan hatte: ein Glas Medoc sei ihm lieber als dreißig Seiten über ihn in Beckers Weltgeschichte, spürte nun mählich, wie die Schmerzen verschwanden und sein Wohlbefinden zurückkehrte.

Es war ihm nicht leicht gefallen, alle diese so harten Vorschriften zu befolgen. Wieder einmal hätte er, wie schon einmal bei einer früheren Behandlung, bei der er Diät halten sollte, ingrimmig sagen können, ihm bleibe nichts weiter übrig als zu singen: „Mich fliehen alle Freuden."

Schweninger war sich darüber klar, was er dem Fürsten zumutete, wie er später selbst bekannte:

„Als ich meine Pflichten in der Wilhelmstraße übernahm, verhehlte ich mir keineswegs die Schwierigkeiten meiner Aufgabe. Ich wußte auch, daß diese Schwierigkeiten zum Teil zwar in der amtlichen Stellung des Reichskanzlers, seiner Arbeitsbürde usw., zum Teil aber auch in der Natur und Persönlichkeit meines neuen verehrten Patienten begründet waren.

Bismarck war, wie ich schon erwähnt habe, eine Vollnatur. An ihm war alles groß zugeschnitten, und seine großen Maße stellten andere Anforderungen und Ansprüche in allem, als das etwa bei Menschen des Durchschnittsmaßes der Fall und genügend sein mochte.

Dieser Riese an Geist und Statur konnte sich mit Kleinlichem und Kleinem nicht abgeben. Damit fing er nicht an.

So war es nur natürlich, daß er, wie allgemein bekannt ist, an der Tafel als Esser seinen Mann stellte. Nicht wie jedermann, sondern eben wie Bismarck ...

Also, es ist Bismarck nicht leicht geworden, das Joch einer ärztlichen Behandlung auf sich zu nehmen. Wer so gewohnt ist, bar und aus dem vollen zu leben, der findet sich nicht gerne in Rücksichten und Beschränkungen hinein. Wer das Gefühl einer unverwüstlichen Kraft jahrzehntelang in sich getragen und danach gelebt hat, der nimmt nicht leicht von diesem stolzen Kraftgefühl Abschied."

Langsam besserte sich Bismarcks Gesundheitszustand. Schweninger hätte allen Grund gehabt, mit seinem Patienten zufrieden zu sein. Doch schneller als die Gesundheit des Fürsten kehrte seine unbekümmerte Leichtfertigkeit sich selber gegenüber zurück. Auch in dem alten kranken Mann steckte immer noch ein Stück von dem tollen Junker Bismarck, der auf Kniephof die Nächte verkneipt und das As aus der Karte geschossen hatte.

Die ersten vierzehn Tage der Kur hatten nicht nur den Patienten, sondern auch den behandelnden Arzt mitgenommen. Dr. Schweninger war während dieser Zeit Tag und Nacht nicht von der Seite des Fürsten gewichen, da er sich nicht nur mit der Krankheit im Kampfe befand, sondern auch vor Angriffen aus dem Hinterhalt gegen sein ärztliches Ansehen auf der Hut sein mußte. Aber an einem besonders schönen Tage nun, da die Frühjahrssonne so verlockend schien, glaubte er, sich eine Ruhestunde gönnen zu dürfen, und der Fürst selber drängte ihn liebenswür-

dig dazu, indem er ihm nahelegte, eine Spazierfahrt in den Grunewald zu unternehmen. Und so wurde angespannt.

Aber als der Arzt zurückkehrte, war das Unglück geschehen. Auch den Fürsten hatte der schöne Frühlingstag verführt. Mit schlechtem Gewissen „tänzelte“ er Schweninger entgegen, wie dieser es selbst Jahrzehnte später in einem Vortrage in der Wiener Urania geschildert hat, und berichtete scheinbar wohlgemut: „Während mein Dockchen sich im Grunewald amüsierte, habe ich mich an meinem Lieblingsgetränk delektiert und sieben Becher Buttermilch getrunken.“

Aber weder die Liebenswürdigkeit des größten Diplomaten noch der Gebrauch des zärtlichen Diminutivs konnten das „Dockchen“ besänftigen.

„Wenn es Ihnen nur bekommt“, meinte Schweninger. „Jetzt bin ich mit meiner Kunst zu Ende.“

Er übersah sogleich, daß seine Anstrengungen vergeblich bleiben mußten, wenn er seinem Patienten diese Eigenmächtigkeiten durchgehen ließ. Dann war auch er zum Scheitern verurteilt, wie schon so mancher Arzt vor ihm, und in naher Zukunft hätte sich seine Mission auch ohne dies erledigt, denn der Kanzler war nicht der Mann, einen Arzt längere Zeit um sich zu ertragen, der ihm nach seiner Meinung doch nicht helfen konnte. Diesem Patienten war nur dann beizukommen, wenn der Arzt keinen Widerstand duldete. Er erklärte also gelassen, daß er von seinem Rücktrittsrecht nun Gebrauch mache, denn er befürchte, daß es nicht bei diesem einen Eingriff in die Behandlung bleibe, und er müsse aus diesem Grunde noch am selben Abend abreisen.

Die Familie Bismarck war von diesem Entschluß des jungen Arztes, auf den sie so große Hoffnung gesetzt hatte, betroffen und drang in ihn, es sich noch einmal zu überlegen. Der Fürst hingegen, der es gewohnt war, in seinem Machtbereich mit äußerster Rücksichtslosigkeit gegen jeden Ungehorsam vorzugehen, achtete die Haltung Schweningers. Er schenkte ihm zwei Bilder, deren eines ihn mit dem Vollbart darstellte, den er wegen seines Ge-

sichtsreißens trug, während das andere ihn so zeigte, wie er allgemein bekannt geworden war.

Am Abend fand ein kleines Abschiedsessen statt, das den Arzt mit der Familie Bismarck zum letztenmal vereinen sollte. Während sie noch bei Tische saßen, wurde der Hausherr von heftigen Schmerzen befallen. Es war eine Gallenkolik. Er mußte sogleich zu Bett gebracht werden. Obwohl die Anfälle nicht nachließen, wußte der Fürst, was er seinem Gaste schuldig war, und drängte zur Abreise, damit der Zug nicht verpaßt werde. Als die Pein sich für kurze Zeit milderte, schlug Bismarck die Augen auf, und als er den Arzt neben seinem Bette sitzen sah, meinte er spöttisch: „Es ist doch schon nach zehn! Sie sind ja immer noch da!“ Aber Schweninger sah ein, daß er unter diesen Umständen nicht abfahren konnte.

„Nein, so gemein bin ich nicht, den Fürsten jetzt, wo es ihm schlecht geht, zu verlassen“, erklärte er der Fürstin, die ihn in ihrer Verzweiflung immer wieder angefleht hatte, doch zu bleiben, und übernahm erneut die Behandlung.

Zwei große Menschenkenner hatten in der für ihr Verhältnis entscheidenden Stunde ihre ganze Kunst aufgewandt, um sich gegeneinander durchzusetzen. Bismarck hatte trotz seiner Schmerzen mit galligem Humor, hinter dem sich die Gerissenheit des alten Diplomaten verbarg, an die Abreise gemahnt, und der Arzt hatte sich dann zum Bleiben bewegen lassen, als der Zustand seines Patienten unmittelbare Hilfe erforderte. Keiner gab in einer psychologisch schwierigen Situation etwas von seiner Autorität preis, und doch hatte jeder in seiner Art gesiegt, was der Sache zugute kam.

Der Kanzler verbrachte eine schlaflose Nacht voller Qual. Die „Dreimännerportion“ Buttermilch machte ihm schwer zu schaffen. Am nächsten Morgen stellte Dr. Schweninger hochgradige Gelbsucht fest. Noch am selben Tage nahm die Krise ein Ende. Die von der Kapazität Dr. Frerichs diagnostizierte „Krebsgeschwulst“ löste sich infolge der eigenmächtigen Behandlung mit

Buttermilch und ging in Gestalt eines taubeneigroßen Gallensteines ab, nachdem der Arzt mit heißen Teilanwendungen nachgeholfen hatte.

Selbstverständlich blieb der mit Bismarck geschlossene Vertrag nun in Kraft. Aber der Verstoß des Patienten gegen die Vorschriften des Arztes zeigte Schweninger, daß er von nun an mit seinem Entgegenkommen vorsichtiger sein mußte. Um die Lebensweise des Fürsten noch besser überwachen zu können, schlug er ihm vor, sofort nach Friedrichsruh zu übersiedeln, wohin er ihm folgen wolle. Es kam hinzu, daß dort das Arbeitsklima nicht so drückend war wie in Berlin, wo der Kanzler über alles auf dem laufenden gehalten sein wollte, sich sogar in Kleinigkeiten mischte, die ebensogut von den Vortragenden Räten erledigt werden konnten, und sich seinen Besuchern nicht zu entziehen vermochte. Im Sachsenwald dagegen schmolz dieser ganze Apparat auf einen oberen Beamten zusammen. Es kam nämlich nach Schweningers Meinung nicht nur auf die Diät des Körpers, sondern auch auf die Diät der geistigen Tätigkeit an.

Damit war der Widerstand des Patienten gebrochen. Schweninger hatte gesiegt. Bismarck selber erkannte dies an, indem er scherzend meinte, er habe die anderen Ärzte behandelt, während „Dockchen" es fertigbekommen habe, ihn zu behandeln.

Die körperliche und seelische Verfassung des Kanzlers hatte sich sichtlich gebessert. Die unmittelbare Gefahr war nun gebannt und die Familie von der bohrenden Sorge befreit. Die Welt draußen jedoch ahnte noch nichts. So konnte es geschehen, daß gerade um diese Zeit eine Zeitung tief in der ungarischen Provinz die Nachricht brachte, daß der Fürst von einem schweren Schlaganfall getroffen und sein Ableben stündlich zu erwarten sei. Es war eine Gewissenlosigkeit leichtfertiger Journalisten; denn nach dem bekannten leidenden Zustande des Kanzlers erwartete die Öffentlichkeit das Schlimmste, da von Schweningers Leistung, das lag in der Natur der Sache, noch kein Aufhebens gemacht worden war.

Langsam erst verbreitete sich die Kenntnis von dem Wunder in der Berliner Gesellschaft. In den Wandelgängen der Parlamente und in den politischen Salons ging es als Gerücht um und verdichtete sich bald zur Gewißheit: den „krebskranken“ Bismarck, der von Frerichs aufgegeben worden war, hatte ein unbekannter Arzt geheilt. Es war noch nichts mit dem Altenteil für den „entnervten“ und „vergreisten“ Kanzler, auf das seine politischen Gegner gehofft hatten. Schweninger hatte, obwohl er kein Politiker war, die Opposition geschlagen.

Die Krankengeschichte wird aufgenommen

Doktor Schweninger war es, wie er immer wieder betonte, darum zu tun, nicht die Krankheit, sondern den Kranken zu heilen. Wenn er mit diesem Grundsatz schon jeden Patienten behandelte, der in seine Sprechstunde kam, so fühlte er sich nun um so mehr verpflichtet, sich ein Bild von der großen Individualität des Kanzlers zu machen, um die Kur mit Erfolg durchführen zu können. Dabei war er bestrebt, sich nicht nur über die Leiden berichten zu lassen, die Bismarck durchgemacht hatte, sondern zur Vervollständigung der Vorgeschichte auch die außergewöhnlichen physischen und geistigen Anstrengungen zu berücksichtigen, denen der mächtige Körper hatte standhalten müssen.

Die gesunde Natur des Patienten kam dem Arzt zu Hilfe. „Bismarck hatte", so schrieb Schweninger später, „wie ich bei meinen ärztlichen Untersuchungen immer wieder mit fachmännisch-ästhetischem Genuß feststellen konnte, eine prächtige, vortrefflich ausgestattete, in allen Organen kerngesunde Natur. Wenn demnach das vorrückende Alter auch einige Vorsicht nahelegen konnte, so würden doch die Ernährungs- und Tafelgepflogenheiten des Fürsten allein diese hervorragend ausgestattete, kernkräftige Natur nicht in nennenswerter Weise zu schädigen vermocht haben.

Es hatte noch etwas anderes dazukommen müssen: sein Beruf, die Bürde seines Amtes, die Aufregungen seiner Tätigkeit, die dauernde schwere, die Gesundheit auch des Stärksten auf eine zu harte Probe stellende Verantwortlichkeit seiner Stellung.

So war Bismarck genötigt gewesen, gerade das zu tun, was er bei anderen gelegentlich rügte, er war gezwungen, ‚sein Licht an beiden Enden gleichzeitig anzustecken und brennen zu lassen', wie er das nannte."

Es wurde für den Arzt bald offenkundig, daß sein Patient, der ihm nach dem ersten, folgenschweren Seitensprung willig zu gehorchen bereit war, anscheinend niemals die noch so ernst vorgebrachten Ratschläge seiner Ärzte als striktes Gebot betrachtet hatte. Er war niemals der Mann gewesen, der mit seinen Kräften sparsam haushielt, und er wußte es selber. „Die Ärzte haben wohl recht", bekannte er, „wenn sie sagen, daß die überanstrengten Nerven sich jetzt rächen. Als ich jung war, in der ersten Hälfte meines Lebens, habe ich hoch, bar und hitzig gelebt, und dann in der zweiten Hälfte wohl mehr gearbeitet wie die meisten. Das ist nun die Strafe dafür."

Schon der Student der Rechte in Göttingen Otto von Bismarck hatte sich, wenn er unpäßlich war, über alle ärztlichen Vorschriften hinweggesetzt. In der Familie ging eine dunkle Geschichte darüber um, wie er eines Tages ein kaltes Fieber niedergekämpft habe. Der Arzt kam und verordnete Chinin. Aber der Kranke verschmähte die Arznei und nahm dafür den Inhalt einer Kiste ein, die er gerade von zu Hause bekommen hatte: zwei Pfund Schlackwurst und eine entsprechende Menge pommerscher Spickgans; diese heimatlichen Genüsse, die er mit etlichen Krügen würzigen Bieres hinunterspülte, hatten auf den jugendlichen Körper dieselbe Wirkung wie die verschriebene Arznei. Aber diese „erste bekannt gewordene Renitenz gegen den ärztlichen Rat", wie es Schweninger in seinen Aufzeichnungen zur Krankengeschichte des Fürsten nannte, hatte doch die Folge, daß von nun an Otto von Bismarck die Künste der Ärzte nicht mehr allzu hoch achtete, ihre Warnungen überhörte und seine körperlichen Kräfte für unverwüstlich hielt.

Besonders in solchen Augenblicken, wo es um ein höheres Ziel ging, gebot ihm sein Temperament, sich rücksichtslos einzusetzen,

unbekümmert darum, welche Folgen daraus für seine Gesundheit entstehen konnten. So war es auch gewesen, als der Leutnant d. R. von Bismarck seinem Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrandt das Leben rettete, als dieser beim Pferdeschwemmen zu ertrinken drohte.

„Hildebrandt ritt mit seinem Pferd zuerst in den See", so berichtet die Stadtchronik von Lippehne über dieses Ereignis. „Unstreitig dadurch, daß der Reiter die Zügel ungleich gefaßt, fing das Pferd an, im Kreise zu gehen. Indem der Reiter es herumreißen wollte, bäumte es auf und warf ihn in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies und ritt schnell hinzu. Da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Leutnant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens fünfzehn Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im übrigen vollständig bekleidet und mit Glacéhandschuhen versehen, den Hildebrandt, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich an das Ufer und bemühte sich, das eine noch im See schwimmende Pferd um die Gerberbank nach dem Gotthardtschen Garten zu treiben, was glücklich gelang. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen."

Der Leutnant d. R. von Bismarck wurde für diese Tat mit der Medaille „Für Rettung aus Gefahr" ausgezeichnet, die für ihn das Kleinod unter seinen Orden und häufig die einzige Dekoration war, die er zu tragen pflegte. Aber die Rettung seines Burschen brachte ihm noch ein anderes Andenken ein: den quä-

lenden neuralgischen Gesichtsschmerz, den er zeit seines Lebens behielt und der ihm, je älter er wurde, desto heftiger zusetzte.

In den Jahren seines „wüsten Junggesellenlebens", wie Bismarck später selbst diese Zeit bezeichnete, wurde er von häufig wiederkehrenden rheumatischen Anfällen geplagt, wozu noch eine Neigung zu Krampfadern kam und einige, von Verletzungen verschiedener Art herrührende, oft recht schmerzhafte Narben und Verwachsungen.

Mit dem steilen Anstieg, den in späteren Jahren Bismarcks politische Laufbahn nahm, wurden die geistigen und körperlichen Anforderungen an ihn immer größer. Als Bundestagsgesandter in Frankfurt war er oft in seinem Arbeitseifer von einer solchen Besessenheit, daß er bis zu zehn Stunden pausenlos am Schreibtisch saß, ohne seinem Hungergefühl nachzugeben. Seine schönste Erholung war es, nach Rüdesheim zu fahren, sich einen Kahn zu mieten, dann im Mondschein stromab bis nach Bingen zu schwimmen und später noch mit einem Freunde auf einer Terrasse am Ufer des Stromes ein paar Flaschen Rheinwein zu leeren.

Die Folgen dieser Lebensweise blieben nicht aus. „Ich bin nicht wohl", schrieb Bismarck im Juli 1855, „und fange an, die Folgen von ruhigem Sitzen bei gutem Leben und einigem Ärger zu empfinden. Leber und dickes Blut reden mir die Ärzte vor, um fünf Uhr aufstehen und in nasse Tücher wickeln wollen sie mich; ich aber ziehe eine natürliche Todesart vor, wenn's einmal sein soll; le remède est pire que le mal."

„Abermalige Renitenz", bemerkte Schweninger lakonisch dazu. Er fand seine Vermutungen bestätigt, der Fürst hatte stets die Grenzen, die auch den stärksten Kräften gesetzt sind, souverän mißachtet. Es war nur verwunderlich, daß der überanstrengte Körper sich nicht schon früher zur Wehr gesetzt hatte.

Wenn Bismarck seine Gesundheit gewalttätig heruntergewirtschaftet hatte, dann sollte eine Gewaltkur das leichtfertig Vertane wieder ersetzen. Im Jahre 1857 unternahm er während der

Ferien des Bundestages einen Jagdausflug nach Schweden, um seinen Körper wieder einmal in der freien Natur gehörig zu strapazieren und das stockende, dickflüssig gewordene Blut, wie er selber sagte, in Wallung zu bringen. Bei dieser Reise zog er sich eine ernstliche Verletzung zu; er stürzte auf eine Felskante und trug eine Wunde am Schienbein davon, die er aber vernachlässigte, weil er der Lockung nicht widerstehen konnte, in Kurland den Elch zu jagen. Er beachtete den Unfall nicht weiter, und es schien auch alles gut zu gehen, bis auf einen kaum spürbaren Schmerz, der sich jedoch hartnäckig über zwei Jahre erhielt.

Inzwischen war Otto von Bismarck Gesandter am Hofe des Zaren geworden, wo sich die geistige Kraft seiner Persönlichkeit zum ersten Male voll entfalten konnte. Hier umwehte ihn die gefährliche Luft der großen Diplomatie mit ihrem Ränkespiel und ihren gesellschaftlichen Verpflichtungen, die oft große Anforderungen an Takt, Geistesgegenwart und Anpassungsfähigkeit stellten. Aber Bismarck meisterte jede noch so schwierige Situation, ob sie nun seinen Geist oder seinen Körper beanspruchte.

Was er dabei leisten mußte, das beschrieb Schweninger: „Er (Bismarck) äußerte gelegentlich: Die Diplomaten müßten auf ein bestimmtes Maß im Trinken geeicht sein. Man müsse von ihnen wissen, wie ihr Benehmen beim Glase sein würde, ob sie dieselben blieben, ob sie liebenswürdig, ob aufgeknöpft würden, ob sie noch höflich blieben, oder etwa ungemütlich, unter Umständen roh werden könnten.

Nun, er, Bismarck, ist beim Becher immer der gleiche geblieben. Er erzählte, man habe in Petersburg auch ihn einmal zu ‚eichen' versucht. Es ist aber nicht gelungen, sein Maß festzustellen. Denn die anderen, die ihn zu eichen versuchten, hatten schließlich, ohne daß er nur im geringsten sich verändert hätte, jede Fähigkeit zu beobachten verloren. Sie wollten ihn eichen, er aber eichte sie.

Bismarck stand auch das Trinken gut. Und daß er dabei seinen

Mann stand und trinkfest war, hören wir gerne. Einen Bismarck, der nicht vermocht hätte, auch vor einem ihm von deutschen Männern dargebotenen Ehrentrunk das Feld zu behaupten, wollen wir uns nicht denken."

Vom Alkoholgenuß drohte dem Gesandten keine Schädigung. Aber als er sich Ende Juni des Jahres 1859 nach Berlin aufmachen wollte und ihm sein in Schweden ramponiertes Schienbein wieder einmal zu schaffen machte, riet ihm ein vom Zarenhofe empfohlener Arzt, etwas dagegen zu unternehmen, um einer akuten Verschlimmerung während der Reise vorzubeugen. Bismark war damit einverstanden. Er war den Ärzten etwas geneigter geworden, seit sie ihn mit Schröpfköpfen und Spanischen Fliegen von seinem Rheuma erlöst hatten. „Meine gute Natur", schrieb er danach voll Galgenhumor, „hat sich rasch geholfen, seitdem man mir Sekt in mäßigen Quantitäten verordnet hat." Er ließ sich sogar dazu bewegen, sich für eine große Parade ein vollständiges Unterzeug aus Leder arbeiten zu lassen, um während der drei Stunden, die er an der Seite des Zaren verbringen mußte, gegen die russische Kälte geschützt zu sein.

Leider war der Arzt, der ihm für seine Beschwerden am Bein empfohlen worden war, ein Schwindler ohne Approbation. Er klebte dem Gesandten ein Pflaster in die Kniekehle, dessen scharfe Bestandteile innerhalb von wenigen Stunden eine fast handgroße Wunde ins Fleisch fraßen und eine Vene zerstörten. Otto von Bismarck, der sich instinktiv gegen die Maßnahme des Pfuschers gewehrt hatte, war außer sich, als er mitten in der Nacht mit heftigen Schmerzen aufwachte. Er riß das Pflaster herunter, aber das Unglück war schon geschehen. Obgleich sein Zustand besorgniserregend war, ließ er sich nicht dazu bewegen, die Reise aufzuschieben, und begab sich an Bord des Schiffes, das ihn nach Stettin bringen sollte. Unterwegs steigerten sich die Schmerzen immer mehr, es stellte sich eine schwarzbrandige Entzündung ein, und der Kranke mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht aufzubrüllen wie ein mißhandeltes Tier. Zufällig

war auch der russische Chirurg Pirogow an Bord, der herbeigerufen wurde und die Wunde so bedenklich fand, daß er dazu riet, das Bein oberhalb des Knies zu amputieren. Aber dagegen begehrte Bismarck auf. Er litt weiter, schleppte sich, so gut es gehen wollte, nach Berlin und versuchte dort und später in Bad Nauheim Heilung und Erholung zu finden.

Sein Widerstand gegen den russischen Chirurgen schien berechtigt gewesen zu sein, denn im Oktober fühlte sich der Kranke schon wieder imstande, auszugehen und zu reiten, und er begleitete sogar den Prinzregenten, den späteren Kaiser Wilhelm I., nach Warschau, wo dieser sich mit dem Zaren traf. Bei diesen Gelegenheiten wurde das erkrankte Bein über Gebühr beansprucht. Als Bismarck dann von Berlin aus die Rückreise nach Petersburg antrat und in Hohendorf die Fahrt zu einem Besuch unterbrach, trat die Katastrophe ein. Ein Thrombus, der sich in der zerstörten Vene gebildet hatte, geriet in den Kreislauf, und infolge der Embolie kam es zu einer schweren Lungenentzündung. Von den herbeigerufenen Ärzten wurde der Kranke aufgegeben, der schon „mit jener Bereitwilligkeit, die unerträgliche Schmerzen gewähren, seinem Ende entgegensah“.

Aber auch in diesem Falle zeigte es sich wieder einmal, welche Zumutungen ein menschlicher Körper ertragen kann, wenn sein Lebenswille stark genug ist, sich gegen die zerstörerischen Kräfte der Krankheit zu behaupten. Nach ein paar Monaten konnte Bismarck wieder aufstehen und auf seinen Posten nach Petersburg zurückkehren. Zurück blieb nur ein gesteigerter Haß gegen die Ärzte, der gelegentlich in bissigen und sarkastischen Bemerkungen emporflammte, wie etwa in der Äußerung gegenüber dem Geheimrat Raschdau, einem Beamten des Auswärtigen Amtes: „Das war eine schreckliche Geschichte, die Banditen wollten mir damals das Bein ganz einfach abschneiden.“

In den folgenden Jahren, da er Gesandter in Paris war, suchten ihn keine großen Beschwerden heim. Die einzige Krankheit, an der er litt, war das Heimweh. „Meine Zukunft“, schrieb er

im Jahre 1862 aus der französischen Hauptstadt, „ist ungefähr noch gerade so wie etwa vor vier Wochen und wie seit zwölf Monaten. Dies und die Trennung von Frau und Kind und ein Übermaß von Aprikosen, die ich eben gegessen, stimmen mich etwas niedergeschlagen, und ich leide am Heimweh nach einer sicheren Stelle, wo ich bis an mein Ende ruhig bleiben könnte."

Zwei Jahre später, mittlerweile war Bismarck preußischer Ministerpräsident und Minister des Äußeren geworden, trat ein rheumatisches Leiden, das ihn schon früher zeitweilig gequält hatte, stärker hervor. „Mein alter nervös-rheumatischer Schmerz", schrieb er, „sitzt mir unter dem linken Schulterblatte quer durch den Leib, und ich wage ihn nicht hart zu behandeln, weil ich vor fünf Jahren so schlimme Erfahrungen damit gemacht habe. Es scheint, daß in der Ruhe zum Vorschein kommt, was die Anspannung solange zurückdrängt."

Da die Arbeit, der er sich so verbissen hingeben konnte, alle seine Empfindungen verbrauchte und somit auch das Schmerzgefühl oft allzu lange unterdrückte, meldete sich die vergewaltigte Natur in den Zeiten der Ruhe um so stärker. Schweninger kommentierte diesen Brief mit einem einzigen Wort, das er mit einem Fragezeichen versah: „Gallenstein?" Er erkannte hier die erste Ankündigung des Leidens, das er später behandelte. Und als der Ministerpräsident dann im Jahre darauf, in einer politisch gewitterschwangeren Zeit, im Gefolge des Königs in Gastein weilte, kam ihm in einer Stunde der Einsicht erschreckend zum Bewußtsein, wie außerordentlich sein Körper unter den Anstrengungen der letzten Jahre nachgab: „Ich kann an dem Bergsteigen hier recht messen, wie jedes Jahr meine Kräfte abnehmen. Was mir im vorigen noch leicht war, unternehme ich jetzt gar nicht mehr, und die Gemsen lasse ich ganz in Ruhe. Man wird eben verbraucht, dies Leben würde niemand ohne Schaden aushalten."

Eine schwere Belastung brachte für den im September 1865 in den Grafenstand erhobenen Otto von Bismarck das folgende Jahr. Zwar lief das sinnlose Attentat Blinds glimpflich für den

Ministerpräsidenten ab, aber der Krieg in Böhmen stellte an seinen Körper Anforderungen, die nur deshalb physisch ertragen werden konnten, weil die Psyche dieses einzigartigen Menschen ihnen gewachsen war.

„Ich komme nach der Schlacht von Königgrätz in finsterer Nacht“, so berichtete er später über eine charakteristische Episode des Feldzuges, „mutterseelenallein in ein abscheuliches Nest mit einem unaussprechlichen Namen. Den König hatte ich, auf ein hartes Sofa gebettet, verlassen müssen. Alle Häuser waren dunkel und verschlossen. Ich klopfte an ein halbes Dutzend Türen, zerklopfte ein Dutzend Fensterscheiben, keine Seele meldete sich. Da tappte ich durch einen Torweg auf einen ungepflasterten Hof — plötzlich hörte der Boden unter meinen Füßen auf, und ich ruhe ziemlich sanft auf einem Düngerhaufen. Mit der Weichheit meines Lagers hätte ich nun schon zufrieden sein können — aber an die Odeurs wollte sich meine Nase durchaus nicht gewöhnen. Ich rappele mich also wieder auf, komme auf die Straße und endlich auf den Marktplatz. Da steht so etwas wie eine Säulenhalle — ob es jonische oder dorische oder böhmische Säulen waren, konnte ich nicht erraten, doch glaube ich das letztere. Ah, denke ich, Glückspilz, hier hast du doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe — und strecke mich auf den bloßen Steinen nieder. Da fühle ich nur zu deutlich, daß hier den Tag über schleppfüßiges Hornvieh gestanden — aber ich rücke und rühre mich nicht, so sehr hatte ich die Lust zu einem neuen Odysseuszuge verloren. Ich war todmüde und schlief bald wie ein Murmeltier, und doch war dies noch nicht das schlechteste Nachtlager, das ich in Böhmen fand — mit Grausen und Hüftweh denke ich an eine Nacht in einem Kinderbett zurück, in dem ich wie ein Taschenmesser zugeklappt lag.“

Schweninger schilderte ergänzend diese Zeit: „Die Erregung des Momentes und die Spannung der Lage lassen alle körperlichen Beschwerden, alle Entbehrungen, alle Strapazen vergessen. Erst vierzehn Tage nach Königgrätz und Brünn meldet sich der

aufdringliche Gast. Zu wenig Schlaf, lange dauernde Arbeit des aus dem Bette Geholten fährt, in das linke Bein; Gummistrumpf aber' — S. D. hat eine leise Vorliebe für dergleichen kleine Mittel, die unter anderem auch durch Autosuggestion usw. in der Tat öfters wirkten — ,hilft'. Dieser Anfall war rasch beseitigt; bald aber folgte ein schwerer Schlag."

Die Mühsal und die Aufregungen des Feldzuges lösten während der Friedensverhandlungen in Nikolsburg einen neuen Zusammenbruch aus. Bismarcks Rheumatismus hatte sich wieder stärker gemeldet, und der Kriegsrat mußte deshalb in seinem Zimmer tagen. Der körperlichen gesellte sich die seelische Pein. König und Generale, gestützt auf das Schwert, verlangten das dem Sieger Selbstverständliche: harte Friedensbedingungen. Der Ministerpräsident konnte und durfte sie nicht zugestehen. Seine Aufgabe war es, an die Zukunft zu denken. „Uns geht es gut", berichtete Bismarck über die Situation; „wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn."

Die Gegensätze verschärften sich von Minute zu Minute. Schließlich fühlte Bismarck, dessen Nerven versagten, daß er einer mündlichen Auseinandersetzung nicht länger gewachsen war. Schweigend erhob er sich und ging in das nebenan gelegene Schlafkabinett. Eine schwere Nervenkrise brach verheerend wie ein Gewittersturm über ihn herein. Verzweifelt warf er sich auf sein Lager, ein Weinkrampf schüttelte ihn. „Alle im Hauptquartier sahen mich wie einen Verräter an", erzählte er später von diesen Tagen, „und wenn ich an den hohen Fenstern des Schlosses stand, so dachte ich oft: Tust du nicht am Ende besser, wenn du da hinunterspringst?" Es war der schwerste nervöse Zusammenbruch in Bismarcks Leben. Doch bald gewann er Ge-

walt über die Mächte in seinem Innern, setzte sich, nun wieder der kühl wägende Staatsmann, an den Tisch und legte schriftlich nieder, warum dem preußischen Staate an einem versöhnlichen Frieden gelegen sein müsse. Er fand fast unerwartete, aber stärkste Unterstützung bei dem Kronprinzen.

Die Katastrophe von Nikolsburg hinterließ ihre Spuren. Schweninger schrieb: „Als der Minister von Bismarck aus dem Feldzuge zurückkehrte, war er kaum wiederzuerkennen und schien — man muß die Bilder aus jener Zeit genau betrachten, um sich davon zu überzeugen — um Jahre gealtert. Die Haltung ist vornübergeneigt, das Auge matt, das Gesicht schmal, der Bart — Schnurr- und Backenbart — gegen die frühere und spätere Gewohnheit nicht sorgfältig gepflegt. Selbst auf die bisher unverwüstliche Frühlingspracht seines Humors schien ein Reif gefallen. Er hatte durch Jahre fast über Menschenkräfte hinaus die schwerste Arbeit geleistet und am Schlusse gerade da, wo er es am wenigsten erwartete und wo es ihm am empfindlichsten war, bei den Standesgenossen und den Kameraden der Armee, eine bitter und schwer empfundene Enttäuschung erfahren. Er, der doch wahrlich jung blieb bis an sein Ende, konnte sich damals also mit einem gewissen Recht vorübergehend als ‚einen alten, kranken, von seinem Befinden präokkupierten Mann' bezeichnen.

Nachdem dies alles vorüber und auch die neue Arbeit bei der Gründung des Norddeutschen Bundes unter Mühen herrlich geleistet war, präsentierte die Natur, die zwar unter Umständen stundet, die aber niemals ohne weiteres alle Schuldtitel streicht, ihre Rechnung. Neben den alten, lange gewohnten Bekannten stellten sich Magenbeschwerden, Magenkrämpfe mit Gallenerbrechen — ‚Ursache schwer zu ermitteln, Ärger, Erkältung oder allgemeine Abnutzung der Maschine' —, Verdauungsstörungen mit unangenehmen hämorrhoidalen Erscheinungen, Appetitmangel, dauernde Schlaflosigkeit und hohe Reizbarkeit der Atmungsorgane ein. Man durfte sich nichts zumuten, ‚durfte sich

nicht erhitzen und nicht übermüden‘, sonst folgte die Strafe in Gestalt von Leiden verschiedener Art auf dem Fuße.

Zahlreiche Versuche, die Gesundheit durch Ruhe und Therapien der mannigfachsten Art wiederzuerlangen, wurden gemacht, blieben aber ohne Erfolg und führten gleich der vorhin erwähnten, mehr humoristisch zu nehmenden ‚Karlsbader Krise‘, wie der Patient selbst ganz richtig ahnt, ‚weder zur direkten Nervenstärkung noch zur Herstellung der Arbeitsfähigkeit‘.“

Die genannte Krise umschrieb Bismarck in einem Briefe vom Jahre 1869 an Roon: „Ich befinde mich in einem Zustande, den die Ärzte als Karlsbader Krisis bezeichnen und der mich vollständig erschöpft. Ich komme vom Ort der Erleichterung gar nicht mehr los seit zwei Tagen, und ich werde zur leeren Flasche, wenn das so beibleibt. Sitzen und Schreiben ist mehr, als ich ohne Übermüdung heute leisten kann.“

Von den Aufregungen, die dann der Deutsch-Französische Krieg mit sich brachte, wurde Bismarcks Organismus so aufgepeitscht, daß seine Leiden vorübergehend in den Hintergrund traten, ja ganz verschwunden zu sein schienen. Er befand sich „wohler wie seit langem“ und stellte fest: „Es ist das Kraut ‚Muß‘, das mich aufrechterhält.“ Doch fürchtete er, „wenn die Spannung vorüber, den Zusammenbruch der Kräfte, wie 66“.

Der müde und verbrauchte Mann war scheinbar plötzlich wieder jung und gesund geworden, setzte sich über die Gebote seiner Ärzte hinweg und genoß mit gutem Appetit Wein, Obst und Gefrorenes in reichlichen Mengen. Er wechselte täglich aus dem Sattel hinüber in den Schreibstuhl, arbeitete, was die Kräfte hergaben, machte den Vormarsch mit, wieder im Sattel, schlief ein paar Stunden im Feldbett, ließ sich Vortrag halten, hielt selber seinem königlichen Herrn Vortrag, und währenddessen reifte ihm die Frucht dieses Krieges: das deutsche Kaiserreich.

Je mehr sich die Arbeit drängte, um so wohler fühlte er sich. Er trank und aß, was immer ihm schmeckte: es bekam ihm ausgezeichnet. Bismarck war hier nicht nur der Politiker, der

Premier, der seinem Herrn ins Feld folgte, er war auch Soldat und trug das Koller eines Kürassiers. Das große Abenteuer Krieg übte seine Wirkung auf ihn genau so aus wie auf die Hunderttausende, die nach Frankreich zogen. Auch äußerlich war Bismarck während des Feldzuges der „eiserne Kanzler". Sein Blick war wieder stolz und unverschleiert, er saß wie ein Jüngling zu Pferde, und wenn sich wieder einmal ein Anfall von Podagra einstellte, so scherzte er darüber: „Schickliche Krankheit für alternde Staatsmänner und Ableitung des Ärgers angeblich durch Anwartschaft auf fünfundzwanzig Jahre Lebensverlängerung."

Die vorübergehende Gesundung, die seinem Körper die alte Beweglichkeit wiedergab, tat auch seinem Geist und Gemüt wohl. Kein körperlicher Schmerz peinigte ihn und zog seine Gedanken ab. In dieser Zeit seines Triumphes war er der Welt und den Menschen gegenüber weit aufgeschlossener, als es seiner für gewöhnlich so skeptischen Natur entsprach. Er, der auf sich selbst keine Rücksichten nahm und auch von seinen Untergebenen rücksichtslos den höchsten Einsatz verlangte, ohne dafür überflüssiges Lob zu spenden — „In einem großen Staate muß es immer Leute geben, die sich überarbeiten", sagte er einmal —, er hat damals für sein Ministerium eine großartige Form der Anerkennung gefunden: als er bei der Siegesfeier hinter seinem König, zwischen Moltke und Roon, durch das Brandenburger Tor einritt, ergriff er vor der Tribüne, auf der seine Beamten saßen, einen von den drei Lorbeerkränzen, die an seinem Sattelknopfe hingen, und warf ihn in großem Schwunge zu ihnen hinüber.

Aber die Besserung in seinem Befinden und die hochgemute Stimmung, die ihn nach dem Siege beseelte, waren nur vorübergehend.

„Als der Feldzug beendet und das Reich unter Dach gebracht war", so rundete sich bei Schweninger die Vorgeschichte seines berühmtesten Krankheitsfalles, „traf die vor dem Ausmarsch aus-

gesprochene Befürchtung allerdings ein: die Natur präsentierte abermals unerbittlich ihre Rechnung.

Mit Arbeit überhäuft und selbst in den Zeiten vorübergehender Zurückgezogenheit und Ruhe von den Geschäften verfolgt, war der Reichskanzler jahrelang fast ununterbrochen leidend. Er hatte mit Zuständen wie dem nach 1866 eingetretenen zu tun. Vergebens wurde abermals vieles versucht. Eine Änderung zum Besseren wollte nicht glücken. Im Gegenteil. Die Attentate auf Kaiser Wilhelm, den der Fürst wirklich und weit mehr liebte, als man gewöhnlich annimmt — fiel es doch 1870 im Hauptquartier schon dem russischen Oberst von Zeddeler auf, wie ‚sanft und fast zärtlich die Züge Bismarcks wurden, wenn er mit dem König sprach' —, dann die Kämpfe gegen den Reichsglockenring unter Abfall seiner konservativen Freunde (‚Deklaranten') verschärften die Lage und hatten vor allem eine gewisse Entmutigung, die den Gesundheitszustand sichtlich beeinflußte, im Gefolge. Genug: als Graf Schuwalow (1878) erschien, um die Berufung des Berliner Kongresses anzuregen, war der Kanzler — ‚eine Quittung über Erschöpfung der Nerven', wie er selbst es bezeichnet — an der Gürtelrose erkrankt und lag schwer darnieder. Die ärztlichen Berater aber hatten einen schwierigen Stand. Der Fürst, damals wie früher stets kein allzu gefügiger Patient, pflegte, wie er mir später wiederholt lächelnd bemerkte, ‚in jenen Tagen seine Ärzte zu behandeln'. Was immer auch zur Besserung des unbefriedigenden Zustandes versucht wurde, es schlug fehl."

Die körperlichen Unpäßlichkeiten wurden wesentlich verschlimmert durch seelische Aufregungen. Die prinzipielle Auseinandersetzung zwischen dem Kanzler des jungen Deutschen Reiches und einem aufsässigen Diplomaten, dem Grafen Harry von Arnim, den Bismarck vor Gericht zur Verantwortung ziehen ließ, führten dazu, daß der Mann, dem Preußen den einzigartigen Aufstieg dieser Jahre verdankte, sich plötzlich von seinen Standesgenossen, ja sogar von seinen nächsten Freunden ver-

lassen, wenn nicht gar verabscheut sah, weil er mit nicht gerade wählerischen Mitteln, doch sachlich berechtigt, einen Aristokraten vor die Schranken des Gerichts zitierte. Da er sich seines gewohnten Umgangs beraubt sah, suchte und fand er seine einzige Ablenkung in der Arbeit; es fehlten aber nun die Stunden der Ausspannung im geselligen Kreise, in denen er die Zweifel und Sorgen, die auf verantwortlichen Politikern lasten, vergessen konnte.

Die Anfälle wiederholten sich immer rascher. Immer häufiger mußte Bismarck das Bett hüten. Bekümmert schrieb Frau Johanna an eine Freundin: „Viel weiter sind wir leider noch nicht mit unserem armen Stümperchen — die rasenden Schmerzen haben ja gottlob seit acht bis zehn Tagen aufgehört — aber die Mattigkeit ist so groß, daß er immer noch gar nicht daran denkt, aufzustehen, und Schlaf ist auch nur mit Morphium und Opium zu erzielen, und das Essen geht so jämmerlich spärlich, daß man ihm jeden Bissen mit den süßesten Worten insinuieren muß. Wirklich gern ißt er noch gar nichts, nur trinken möcht' er immerzu Apfelsinen-, Kirsch-, Zitronensaft und Hafergrützeabkochung — es ist merkwürdig, von wie wenig er lebt, aber natürlich, daß die Kräfte sich dabei noch gar nicht wiederfinden können. Ich bin ganz soeur grise an seinem Bett, Tag und Nacht — und seufze und sorge und hoffe und bitte."

Nachdem der Fürst — Bismarck war von Wilhelm I. am 21. März 1871 in den erblichen Fürstenstand erhoben worden — sich wieder etwas erholt hatte, fuhr er zur Kur nach Kissingen. Aber die erhoffte Gesundung blieb aus, da sich ein Zwischenfall ereignete, der allzuviel von der mühsam wieder angesammelten Nervenkraft des Kanzlers verbrauchte. Der Böttchergeselle Kullmann schoß auf den Kanzler, als dieser nach einem Besuche heimfahren wollte. Er entging der Kugel des Attentäters nur durch den Zufall, daß er gerade im Augenblick des Abfeuerns grüßend den Hut zog und sich verbeugte, da er in der auf ihn wartenden Menge einen Bekannten erblickt hatte.

Die Sorgen der Fürstin um den geliebten Gatten hörten in den folgenden Jahren nicht mehr auf. Immer häufiger berichtete sie in ihren Briefen an die Freundin, Frau Marie Meister, von den Krankheiten des Fürsten. „Der Winter war recht sorgenreich", heißt es da, „der liebe Bismarck fühlte sich immer elend, schlief nicht, aß und trank nicht und sehnte sich weit fort von allem Ärger und allen Intrigen, die schlechte Menschen gegen ihn spinnen." Und zu Beginn des Jahres 1878 schrieb sie: „Wir haben das neue Jahr mit großen Ängsten um unser geliebtes Familienhaupt begonnen und drei Wochen in großen Sorgen gelebt."

Und so ging es auch in den nächsten Jahren weiter. Schweninger zeichnete auf: „Am 31. März 1880, also gerade am Vorabend seines fünfundsechzigsten Geburtstages, trug Bismarck am Abend in sein Tagebuch ein: er sei ‚zum ersten Male vom Schlage gerührt' worden.

An diesem Schlaganfall hat er auch später festgehalten. Es war hier, wie bei dem ‚Nervenbankrott, Gesundheitsbankrott'. Wenn er sich dergleichen einmal formuliert hatte, dann trennte er sich nicht gern wieder davon.

Tatsächlich handelte es sich nur um eine das Allgemeinbefinden und Aussehen stark beeinflussende Magenattacke mit einer Funktionsstörung der Gaumenmuskeln, die das Sprechen erschwerte, hervorgerufen durch den Genuß einer besonders erheblichen Menge von Waldmeisterbowleneis zum Abendbrot, wozu noch sechs hartgesottene Eier mit Butter gekommen waren.

Der damalige, im Hause schon länger tätige Arzt, Dr. Struck, stellte diesen Tatbestand fest und traf einige Anordnungen.

Er stieß aber gelegentlich seines Besuches bei Bismarck auf eine sehr wenig menschen- und ärztefreundliche Stimmung (eine ‚widerborstige' nennt sie Tiedemann, der den Vorfall miterlebt und beschrieben hat) und auf eine so geringe Geneigtheit, daß er ziemlich ratlos schließlich das Haus verließ.

Die Diätvorschriften und sonstigen Maßnahmen Strucks, darunter die, sich im Zimmer zu halten, fanden keine Gnade vor den

Augen Bismarcks. Er verordnete sich und genoß vielmehr seine eigene Diät, machte dann, obwohl es stark regnete, einen Spaziergang im Garten und ließ sich schließlich, einsam und in wenig weltfreundlicher Stimmung, der nur die Hunde nicht als Störung galten, im Gartenzimmer nieder.

Am nächsten Tage, wie bemerkt, dem Geburtstag des Fürsten, dem der Zustand des Hausherrn den Stempel vollkommener Stille aufdrückte, wurde Leyden zur Beratung hinzugerufen. Sein Urteil stimmte mit der Auffassung Strucks überein."

Leyden, ordentlicher Professor an der Universität und Direktor der Propädeutischen Klinik in Berlin, ein Mann von großem ärztlichen Ansehen, hatte bei dem Patienten nicht mehr Erfolg als der Hausarzt Dr. Struck: beide mußten sich von Bismarck „behandeln" lassen. Auch die Diätvorschriften der Kapazität fanden nicht den Beifall des Kanzlers, der sie bei jeder Gelegenheit übertrat. Als der Professor einmal zur fürstlichen Tafel gebeten war, konnte Bismarck seine bösartige Ironie nicht länger zügeln und bemerkte grämlich, es interessiere ihn ungemein, da Leydens Anordnungen sich besonders auf eine angemessene Ernährung bezögen, ihn selber beim Essen zu beobachten.

Die abgrundtiefe Skepsis, die der Fürst allen Menschen und allem Menschenwerk gegenüber hatte, machte auch vor den Ärzten und ihrer Wissenschaft nicht halt. Es bedurfte schon einer ganz besonderen Persönlichkeit, um ihn von seiner wenig „ärztefreundlichen" Einstellung zu heilen.

Die Kur gelingt

Schon bei der ersten Begegnung Bismarcks mit Schweninger hatte es sich gezeigt, daß der junge Arzt dem Kanzler auf seine Weise ebenbürtig war. So wie dieser beherrschte er alle Finessen einer diplomatischen Behandlung auch der heikelsten Fragen und Vorgänge, so daß es ihm möglich war, die Abneigung des Fürsten gegen eine sein Leben umgestaltende Therapie zu überwinden, was noch kein Arzt vor ihm bei diesem schwierigen Patienten durchgesetzt hatte.

Gemeinsam war beiden zudem eine Gegnerschaft gegen die Hauptströmungen ihrer Zeit, deren sie sich, in unmittelbarem Kontakt mit diesen, vielleicht nicht so bewußt wurden wie kritisch wägende Betrachter einer späteren Epoche: wie Bismarck ein Widersacher des Liberalismus auf dem Gebiete der Politik, so war Schweninger ein Widersacher der materialistischen Auffassungen auf seinem Gebiete der Heilkunde.

„Der Arzt ist ein Künstler", so formulierte er seine Auffassung von seinem Beruf, der nach seiner Ansicht nur von den dafür Begnadeten ausgeübt werden kann. „Genauer: der taugliche Arzt kann nur Künstler sein. Das Arzten ist die Übung einer Kunst, nicht die Ausübung einer Wissenschaft ... Arzt sein kann Einer nur aus Humanität. Die Fähigkeit, Arzt sein zu können, schöpft sich nur aus der Humanität; aus dem Vorhandensein einer Menschlichkeit, die eine Fähigkeit vorstellt, Beziehungen anzubahnen zwischen den innersten Inhalten zweier Persönlichkeiten ... Nicht jeder Arzt kann der Arzt jedes Kranken sein."

Und so wie Bismarck die Macht, in alle dem größeren Ziele untergeordneten Bezirke des menschlichen Seins einzugreifen, für sich in Anspruch nahm, so verlangte Schweninger: „Der Arzt soll Herrscher sein!“

Bismarck erkannte wohl bald diese Kongenialität seines Arztes, dem er hätte Vater sein können, und der ihm gegenüber ehrerbietig wie ein Sohn, doch als Arzt mit überlegener Bestimmtheit auftrat. Dieser berechtigte Anspruch des Gleichwertigen und die suggestive Kraft seiner Persönlichkeit, unterstützt von dem Gefühl seiner ärztlichen Berufung, waren es, die den Kanzler bestimmten, sich Schweninger unterzuordnen. Diese Preisgabe eines Widerstandes, den er allen Ärzten entgegengesetzt hatte, die ihm als Persönlichkeit nicht gewachsen waren, schuf die Grundlage, auf der Dr. Schweninger aufbauen konnte.

Hinzu kam, daß Bismarck von jeher einen Hang zu übersinnlichen und mystischen Bindungen in sich gespürt hatte. Schon seine Mutter hatte sich mit Mesmerismus, Magnetismus, Mystik beschäftigt, Swedenborg gelesen, an Visionen und Erscheinungen geglaubt. Dieses Erbe lag dem Kanzler im Blut. „Alles ist unerklärlich in seinem tiefsten Grund“, äußerte er einmal, „das Licht, der Baum, unser eignes Leben, warum sollte es nicht Dinge geben, die der logische, kurzsichtige Menschenverstand leugnet.“

Die Hinneigung zum Übernatürlichen äußerte sich manchmal bei ihm als reiner Aberglaube, so wenn er sich weigerte, an einem Freitag zu reisen oder an einem Vierzehnten Geschäfte abzuschließen, weil Hochkirch und Jena auf einen Vierzehnten fielen. Dann wieder verdichtete sie sich zu Wahrträumen und Vorschauen.

„Eurer Majestät Mitteilung“, schrieb er einmal in den achtziger Jahren an den Kaiser, „ermutigt mich zur Erzählung eines Traumes, den ich im Frühjahr 1863 in den schwersten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler,

so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangels an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen; preußische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Euerer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm."

Und als er einmal auf seinen Tod zu sprechen kam, sagte er genau das Alter, das er erreichen, und das Jahr, in dem er sterben werde, voraus. Auf das ungläubige Staunen seiner Zuhörer entgegnete er: „Ich weiß es, es ist eine mystische Zahl. Aber wie Gott will."

Schweninger kannte diese Anlage seines Patienten und nahm Rücksicht auf sie. Er duldete die kleinen Hausmittel, die Bismarck oft zusätzlich gebrauchte, weil er wußte, daß sie einen starken Einfluß suggestiver Art ausüben konnten, ohne zu schaden, wodurch der jeweilige Heilungsprozeß noch beschleunigt wurde.

Dieser Arzt war frei von überlieferten Vorurteilen und nicht eingeschworen auf die gebräuchlichen Arzneien, weil ihn sein Einfühlungsvermögen befähigte, für jeden Patienten das ihm Gemäße dort zu nehmen, wo er es fand. „Wie dem Dichter", schrieb er, „jedes äußere und innere Erleben, jeder Schmerz und jede Feuersbrunst zum ‚Stoff' wird, wie der Maler die Züge seines sterbenden Kindes unbewußt schon auf ihre Bildhaftigkeit hin studiert, so sieht der Künstlerarzt in allen Gegenständen irgendeine Verwertbarkeit. Jeder Stock und jeder Strick, Wasser und Feuer, Speisen und Getränke, eine Unzahl der verschiedensten Substanzen aller drei Reiche, die Kraft der menschlichen Hand und des Wortes werden ihm zu Mitteln; den Bestimmunggrund für die Wahl und Anwendungform bildet ihre Zweckmäßigkeit im Hinblick auf den einzelnen Fall."

Diese aus der Praxis gewonnene Erkenntnis ist erst in späte-

ren Jahren formuliert worden; gewonnen aber wurde sie in der Zeit, als Ernst Schweninger Bismarck behandelte. Der Kanzler war kein leichter Patient, und noch als er sich dem jüngeren Arzt scheinbar längst untergeordnet hatte, bedurfte es immer neuer Anstrengungen und Listen, um einen Ausbruch aus dem therapeutischen Prokrustesbett zu verhindern.

In der nervenberuhigenden Abgeschiedenheit von Friedrichsruh, in der frischen Luft der großen Wälder, fern von dem zermürbenden Betrieb der Wilhelmstraße, führte Schweninger die Kur durch, die dem Kanzler neue Kraft für seine vielfältigen Aufgaben zuführen sollte. Später einmal konnte Schweninger über diese Kur Rechenschaft ablegen:

„Ich bestimmte, soweit es irgend möglich war, die Arbeitszeit und das Pensum dafür, regelte auch nach Zeit und Umfang die Erholung, Bewegung, Ruhe, überwachte Essen und Trinken nach Zeit, Quantität und Qualität, regelte Aufstehen und Niederlegen, griff überall, wo es not tat, mäßigend oder anregend ein, und hatte schließlich die Genugtuung, in körperlicher und seelischer Beziehung entschiedene Fortschritte verzeichnen zu können. Nach diesem ersten Erfolge ging ich mit dem Fürsten nach Kissingen und später nach Gastein, wo die Behandlung unter meiner Leitung in derselben Weise fortgesetzt und daneben gebadet, nicht aber getrunken oder mit sonstigen Kuren gearbeitet wurde. Schließlich traten, trotzdem noch einmal ein schwächerer Rückfall von Gelbsucht zu verzeichnen war, die seit so langen Jahren mit so vielen Mitteln vergeblich angegriffenen nervösen und funktionellen Störungen mehr und mehr zurück, die Gelbsucht, der Gesichtsschmerz, die Migränen verschwanden, der Schlaf wurde regelmäßig und genügend, der Appetit kehrte wieder, der Magen war gut, selbst die seit länger als dreißig Jahren bestehende Verdauungshemmung mit ihrem hämorrhoidalem Gefolge verschwand, die Krampfadern und teigigweichen Beine wurden besser, der Fürst konnte wieder gehen und endlich — was körper-

lich und besonders seelisch sehr erfrischend wirkte, da S. D. diese Bewegung sehr liebte und nach ihr seit Jahren schon den Bestand seiner Kräfte bemaß — auch wieder reiten. Er kehrte, nach dem übereinstimmenden Urteile all seiner Angehörigen, Freunde und Mitarbeiter, geradezu verjüngt nach Berlin, in die ‚Tretmühle' zurück. Das relative Gesundheitsgefühl, von dem er in den ‚Gedanken und Erinnerungen' spricht, war damit erreicht."

Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, der zudem später in einer scharfen Gegnerschaft zu Schweninger stand, Fürst Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, sah den Kanzler, als dieser gerade nach Berlin zurückgekehrt war, in der Wilhelmstraße und berichtet darüber:

„Schweninger betrachtete den Fürsten voller Stolz und Liebe. ‚Nun, wie gefällt er Ihnen?' fragte er mich. ‚Nicht wahr, gut? Da kann man sich schon eine Portion Unannehmlichkeiten gefallen lassen, wenn man sich sagt: das hast du zuwege gebracht.' Schweninger hat in der Tat ein Wunder in der Gesundheit des Fürsten bewirkt: er hat binnen eines Jahres aus einem dicken elenden Greis einen starken, gesunden Mann gemacht."

Die Behandlung des Fürsten hatte die Folge, daß sein Körpergewicht sich auf ein Maß stabilisierte, das seiner Gestalt entsprach: im Jahre 1881 hatte er 232 Pfund gewogen, im Jahre 1883 wog er nur noch 202 Pfund. Es war Schweninger allerdings nicht in erster Linie um die Gewichtsverminderung zu tun, denn als der Fürst sich in seine Behandlung begab, war der massige Mann schon so heruntergekommen, daß der Arzt zunächst bestrebt sein mußte, die Kräfte des Patienten zu heben und seine zerrütteten Nerven wieder harmonisch zu stimmen. Der Arzt des Fürsten ertrug es mit Gleichmut, daß Gedankenlose ihn einen Entfetter, Wasserentzieher, Milchkurdoktor oder Herzmuskelstärker nannten. Der dunkelbärtige Mann, von dem Bismarck sagte, daß an seiner Schweigsamkeit gemessen ein Grab ein altes Waschweib sei, begnügte sich mit dem Bewußtsein, dem größten lebenden Staatsmann neue Kräfte und Schaffensfreude wieder-

gegeben zu haben. Die Mißverständnisse und Legenden, die sich um ihn bildeten, ertrug er ohne Widerspruch; denn da die Gestalt des Kanzlers in der Vorstellung des Volkes ins Mythische wuchs, war es nur natürlich, daß auch der „Leibarzt" mit in die Bezirke trat, wo sich Phantasie und Wirklichkeit verwoben.

Der nach der Buttermilchepisode scheinbar so fügsam gewordene Patient versuchte jedoch immer wieder, die Vorschriften seines „schwarzen Tyrannen", wie er das „Dockchen" auch zu nennen pflegte, zu umgehen. Es gehörte schon die Unbeugsamkeit und der unverrückbare Wille Schweningers dazu, um immer wieder mit liebenswürdiger Bestimmtheit jede Gefährdung der so gut angeschlagenen Kur durch den Patienten unmöglich zu machen. „Das Schwierigste und bisher nicht Erreichte", so äußerte sich der Arzt über diese Zeit, „lag eben nicht darin, daß ich zu ärztlichen Zwecken neben Bismarck saß, sondern darin — und das ist der Kernpunkt —, daß Bismarck mich da sitzen und meines ärztlichen Amtes walten ließ ... Wenn also der Chronist ... ein vollkommenes Bild der Sache geben wollte, so würde er etwa sagen müssen: Schweninger hat also durch die eiserne Konsequenz, mit der er die Nahrungsaufnahme überwachte, zu einem Teile die von ihm erzielten Erfolge erreicht. Aber das Entscheidende, Schwierigste und Wichtigste an der Sache war, daß es ihm gelang, Bismarck dazu zu bewegen und dabei festzuhalten, daß er diese ärztliche Überwachung an sich herangelassen und sie dauernd ertragen hat."

Der Widerstand, den der Patient dem Arzte immer wieder entgegensetzte, wurde mit der Zeit nicht etwa schwächer. Der Kanzler war nun einmal ein Genußmensch, der es nie ganz verwinden konnte, daß ihm seine Lieblingsspeisen versagt sein sollten, daß andere sich an Leckereien delektieren durften, während für ihn die Askese strengstes Gesetz war. Für diese aufgezwungene Enthaltsamkeit rächte er sich an seinem „besten Beobachter", dem Arzte, der neben ihm saß und ihm jeden Bissen in den Mund zählte, durch spitze Bemerkungen. Als Schweninger einmal dar-

auf hinwies, daß er das gewohnte Maß überschritten habe, meinte er: „Je näher man Rom ist, desto mehr darf man sündigen.“ Gelegentlich ließ Schweninger ihm einen kleinen Verstoß durchgehen, weil der Patient von Zeit zu Zeit eines geringen Triumphes bedurfte, aber wenn es darauf ankam, blieb er unerbittlich. Und davon ließ er sich auch nicht abbringen, wenn Bismarck, trotzig wie ein Kind, einmal sagte, in den Ärzten stecke doch immer etwas von einem Priester: sie täten selber gerne, was sie anderen verböten.

Und wenn ihn einmal die schlechte Laune überkam, weil es ihm schien, daß der Arzt allzu mächtig wurde, dann konnte er sogar ungezogen werden, um dem anderen den Erfolg zu schmälern oder gar zu bestreiten. Der Kanzler hatte von jeher leidenschaftlich gern Hering mit Pellkartoffeln und Butter gegessen. Gegen die Heringe hatte Schweninger nichts einzuwenden gehabt. Aber die „pommerschen Bananen“ hatte er ihm untersagt. Bismarck folgte zwar diesem strikten Gebot, war aber wenig angetan davon, daß er sich dieser wohlschmeckenden Zutat enthalten mußte. Als nun wieder einmal das geliebte Gericht auf den Tisch kam, blickte Bismarck die Heringe nachdenklich an, wandte sich nach einer Weile Schweninger zu und sagte: „Ja, ja, mein Lieber, es wäre schlimm, wenn Sie sich einer Täuschung hingäben. Nicht Sie haben mich gesund gemacht; hier, die Heringe haben es getan.“

Schweninger ließ es dabei bewenden, ob die Gesundung des Kanzlers sein Werk oder das Werk der Heringe war. Er war klug genug, um zu wissen, daß sich hinter dieser bissigen Bemerkung eine tiefe Resignation verbarg. Der mächtige Mann, das erkannte Schweninger, hatte von Zeit zu Zeit dem einzigen Menschen gegenüber, der ihn beherrschte, etwas Auflehnung nötig, um sein Selbstgefühl nicht erschüttern zu lassen.

Für die Öffentlichkeit, die nur dunkel etwas von einem Wunderdoktor gehört hatte, der den Kanzler vollkommen durchkuriere und ihn deshalb nach dem Sachsenwald entführt habe,

einem Arzt, der ein Mittelding zwischen einem alten heilkundigen Schäfer und einem Modearzt für die große Welt sei, wurde der gute Ausgang der Behandlung offenkundig, als der Kanzler im Frühjahr 1884 von Friedrichsruh nach Berlin zurückkehrte: er hatte den Vollbart abnehmen lassen, den er seit einigen Jahren trug, um die Schmerzen der täglichen Rasur zu vermeiden. Der Fürst war gesund. Das sah jeder. Und der „Kladderadatsch" begrüßte den Heimgekehrten mit dem Gedicht:

„Laut erschallen Jubellieder:
Endlich, endlich ist er wieder
In Berlin! Reporter sahn,
Wie er ankam auf der Bahn.
Um sich blickt er hehr und groß
Und — was sagt ihr — vollbartlos!
Ja, der Vollbart, drin er allen
Fremde vorkam, ist gefallen,
Und so ist er denn aufs Haar
Jetzt der Alte ganz und gar."

Um Schweningers Professur

Wenn Bismarck auch hin und wieder mit mehr oder minder gutem Humor die Leistungen seines Arztes in Zweifel zog, so war er sich doch darüber im klaren, was er ihm verdankte. Und diese Dankbarkeit bekundete er auch öffentlich, denn nach seiner Meinung schuldete der Staat Schweninger Anerkennung, weil er den invaliden Reichskanzler wieder arbeitsfähig gemacht hatte. Er sorgte selber dafür, daß diese Anerkennung nicht zu karg bemessen wurde. Zunächst erhielt Schweninger ein Handschreiben des Monarchen, in dem ihm „in spontaner und inniger Weise der Dank dafür ausgesprochen wurde, daß er dem König und dem Vaterlande den unentbehrlichen Diener erhalten habe". Bald darauf erfolgte auch die Verleihung des Roten Adlerordens III. Klasse, die Wilhelm I. seinem Kanzler persönlich in einem Schreiben mitteilte, aus dem hervorgeht, wieviel Wert Herrscher und Paladin darauf legten, sich dem Arzt erkenntlich zu erweisen. Da heißt es:

„Von dem Wunsche beseelt, Meiner großen Freude über die so wesentliche Besserung Ihres Gesundheitszustandes einen äußeren Ausdruck zu geben und zugleich Ihrem Arzte ein öffentliches Zeichen meiner Anerkennung der Dienste zuteil werden zu lassen, welche derselbe durch seine erfolgreiche Behandlungsweise nicht nur Ihnen und Ihrer Familie, sondern auch mir und dem Lande geleistet hat, habe Ich dem Professor Dr. Ernst Schweninger in München den Roten Adlerorden III. Klasse ver-

liehen. Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Sie hiervon mit dem Hinzufügen in Kenntnis zu setzen, daß ich die Dekoration dem Beliehenen gelegentlich meiner Durchreise durch Bayern werde behändigen lassen.

Schloß Mainau, den 13. Juli 1884.

gez. Wilhelm."

Wie aus dem Schreiben hervorgeht, war Dr. Schweninger inzwischen Titularprofessor geworden. Aber es verlangte ihn nicht nach dem Titel. Seitdem er seine Münchener Dozentur aufgegeben hatte, war sein höchstes Bestreben darauf gerichtet, wieder eine akademische Lehrtätigkeit auszuüben. Bismarck, der diesen Wunsch seines Arztes kannte, war bereit, das Seine dazu beizutragen. Dem Manne, der mit ihm fertiggeworden war, gebührte ein Lehrstuhl an der Berliner Universität. Und Bismarck hatte auch schon die Begründung dafür bereit: er erklärte dem Kaiser, daß er wohl nach München ziehen müsse, um seinen Arzt, ohne den er kaum mehr leben könne, ständig um sich zu haben. Wilhelm I. empfahl eine Rücksprache mit dem Kultusminister von Goßler, denn es müsse doch wohl möglich sein, diesen tüchtigen Arzt dauernd an Berlin zu fesseln.

Der Staatssekretär des Innern von Bötticher, der Stellvertreter des Reichskanzlers, nahm sich ebenfalls der Sache mit großem Eifer an. Schweninger hatte ihn von einer lästigen Mastdarmfistel befreit, so daß er sich ihm auch persönlich zu Danke verpflichtet fühlte. Als Robert Koch, der große Bakteriologe, im Jahre 1883 aus Ägypten zurückkehrte, wo er den Erreger der Cholera entdeckt hatte, wurde zu seiner Ehrung eine Feier veranstaltet, für die Schweninger auf Böttichers Veranlassung eine Einladung erhielt. Hierbei gewann er zum ersten Male engere Fühlung mit den Berliner Universitätskreisen; Robert Koch, der vor wenigen Jahren noch ein unbekannter Kreisarzt in dem Städtchen Wollstein im Kreise Bomst gewesen war, kam ihm besonders herzlich entgegen und unterhielt sich lange mit ihm über

seine neue Entdeckung. Auch der Gynäkolog, Professor Schröder, erwies dem neuen Mann Aufmerksamkeit und verwickelte ihn in ein längeres Gespräch über Bauchschwangerschaft.

Staatssekretär Bötticher beobachtete mit Befriedigung, daß sein Schützling bei den Berliner Größen der Medizin Anklang gefunden hatte, und er scheint auch mit einigen von ihnen über ihre Stellung zu Schweninger gesprochen zu haben, denn er berichtete dem Reichskanzler bald, daß er die Aufnahme des Müncheners in die Fakultät für gesichert halte, um so mehr, als dieser bei den Berliner Professoren durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bereits bekannt sei. So erfolgte denn bald die Berufung Schweningers durch den Kultusminister als außerordentlicher Professor für Dermatologie. Verbunden mit diesem Amt wurde die Stellung eines Direktors der Klinik für Hautkrankheiten an der Charité.

Kaum war die Berufung ergangen, die später noch durch das Haus der Abgeordneten beim Etat des Kultusministeriums bestätigt werden mußte, zog sich ein Sturm gegen den Fremdling aus München, das Protektionskind des Kanzlers, in allen antibismarckischen Kreisen Berlins zusammen. Die Hofkamarilla mit ihrer Unterrockpolitik, wie Bismarck sie nannte, machte sich ans Werk. Die intimen Abende bei der Kaiserin Augusta, Bismarcks unversöhnlicher Feindin, hatten ein neues Thema. Die „Bonbonniere", der ovale Salon im ersten Stock des Palais, wo sich die Vertrauten der Gattin des Herrschers, Gelehrte und der französische Vorleser der Kaiserin für gewöhnlich nach den Theaterabenden zum Tee zusammenfanden, war wieder einmal zum Ort der Verschwörung geworden, wo der neueste „Gewaltstreich" Bismarcks heftige Empörung erregte. Zu dieser Opposition, die nicht an die Öffentlichkeit trat, kamen die politischen Parteien des Freisinns und des Zentrums, die wieder einmal hofften, ihrem unversöhnlichen Gegner Bismarck mit diesem Fall von „Nepotismus" etwas anhängen zu können.

Windthorst zwar, der Führer des Zentrums und ehemalige

Minister des von Bismarck entthronten letzten Königs von Hannover, hatte geäußert, man müsse Schweninger wegen seiner unbestrittenen Heilerfolge nach Berlin zu ziehen suchen. Der kleine, fast zwergenhaft wirkende Politiker, der gewaltigste Gegner des neben ihm körperlich wie ein Riese erscheinenden Kanzlers, distanzierte sich gern von dem üblichen demagogischen Ton der Oppositionsparteien und war unbefangen genug, auch die Leistung des Gegners anzuerkennen. Er hatte keinen Grund, an Schweningers Befähigung für das Amt eines Hochschullehrers zu zweifeln, und beteiligte sich deshalb nicht an der allgemeinen Hetze gegen den Arzt aus München, die lediglich ein Vorwand war, um gegen diesen neuesten Akt „bismarckischer Selbstherrlichkeit" zu revoltieren.

Um so heftiger griff Professor Virchow, der große Arzt und freisinnige Politiker, den neuesten Zuwachs seiner Fakultät an. Dieser Forscher von Weltruf verlor in seiner einseitigen Ablehnung Bismarcks häufig den sachlichen Blick und scheute auch nicht davor zurück, sein politisches Urteil gegen sein wissenschaftliches zu stellen, wenn es ihm politisch zweckmäßig erschien. Er war selbstverständlich gegen die Berufung. Die Empfehlung kam von Bismarck, das genügte.

Anfänglich blieb es bei internen Gesprächen. Die medizinische Fakultät der Universität Berlin erhob zwar Einspruch gegen die Berufung, aber der Senat verzichtete, obwohl er die Anschauungen der Fakultät teilte, auf das ihm zustehende Recht, an den König zu appellieren.

Gut, hintenherum hatte sich nichts erreichen lassen. Aber die Opposition wollte dem Kanzler zu seinen vielen politischen Triumphen nicht auch noch die persönliche Genugtuung gönnen, seinen verdienten Arzt nach Gebühr geehrt zu sehen. Sie hatte ja noch die Möglichkeit, von der Parlamentstribüne herab Anklage gegen diese „Willkür" zu erheben.

Beim Etat des Kultusministeriums stand auch der mit der außerordentlichen Professur für Dermatologie verbundene Ge-

haltsposten einschließlich Wohnungsgeldzuschuß in Höhe von 3900 Mark zur Genehmigung. An drei Sitzungstagen, am 23., 25. und 26. Februar 1885, entbrannte der Streit darum. Die Budgetkommission des Hauses der Abgeordneten hatte mit dreizehn gegen fünf Stimmen den Posten im Etat angenommen. Aber eine große Anzahl von Abgeordneten war nicht damit einverstanden. Dabei wurde das Vorkommnis, um dessentwillen Professor Schweninger seinen Lehrberuf in München hatte aufgeben müssen, zum Anlaß genommen, um ihm die Berechtigung abzusprechen, ihn jemals wieder auszuüben.

Der erste gegen Schweninger vorgeschickte Redner begann seine Anklage gegen die Regierungspolitik mit einer Bemerkung allgemeiner Art, ging dann aber bald zu persönlichen Angriffen auf den neuernannten Professor über und schloß seine Philippika mit den Worten: „Diese Vorgänge mit ihrer hohen symptomatischen Bedeutung wären überhaupt nicht möglich gewesen, wenn wir nicht bereits bei uns in Preußen in einen Grad von Byzantinismus, von Pharisäertum und Protektionswesen hineingeraten wären, welche die allerbedenklichsten Dimensionen angenommen haben."

Die Berufung Schweningers, dessen Name zu Beginn der Debatte nicht genannt worden war, verteidigte der Kultusminister von Goßler. Er wandte sich gegen die Behauptung, daß die Rechte der Fakultät verletzt worden seien, denn das Ministerium habe statutenmäßig das Recht der Ernennung von außerordentlichen Professoren. Zudem sei es dringend notwendig geworden, die getroffene Regelung für die Hautklinik der Charité vorzunehmen, denn die Zahl der klinischen Kranken, die hier behandelt werden müßten, habe sich in den letzten dreißig Jahren um das Sechsfache, auf 6000 jährlich, vermehrt. Für den „ungenannten Herrn" spreche zudem, daß er zu den hoffnungsvollsten Dozenten der süddeutschen Hochschulen gehört habe. Unter gewöhnlichen Umständen sei ihm eine außerordentlich glanzvolle Karriere gewiß gewesen. Seine Arbeit über Implantation und Trans-

plantation der Haare habe Virchow in seinem Archiv als vortrefflich bezeichnet und sie als Material für eine eigene größere Arbeit benutzt. Gerechtfertigt werde er außerdem durch eine andere hervorragende Leistung: „Es ist meine Überzeugung, ich trete dafür ein, daß das Verdienst, welches sich der ungenannte Herr um die Person unseres leitenden Staatsmannes erworben hat, ein Verdienst ist, welches es möglich macht, über frühere Verfehlungen hinwegzusehen... Denn genau in derselben Weise, wie ein Forscher durch monatelanges Arbeiten ein wissenschaftliches Problem löst, in derselben Weise hat der ungenannte Herr die Aufgabe gelöst, deren glückliche Resultate wir vor uns sehen", führte der Kultusminister wörtlich aus.

Es spricht auch für Schweninger, daß Herr von Goßler von ihm sagen konnte, sein Ehrgeiz gehe nicht auf äußere Schätze, sondern er wolle sich in der einmal eingeschlagenen Bahn bewähren. Der Senat habe in seiner Majorität anerkannt, daß es sich um einen exzeptionellen Fall handele, von Byzantinismus und Pharisäertum könne deshalb nicht die Rede sein.

Professor Virchow, den seine Fraktion als den berufenen Redner vorschickte, um dem Minister zu antworten, zeigte sofort, daß es ihm nicht um die Sache zu tun war. Er hatte die Möglichkeit eines Angriffs auf seinen alten Feind Bismarck und ließ sie nicht ungenutzt vorübergehen. Im Grunde war ihm die Person des „ungenannten Herrn" herzlich gleichgültig, aber da er, wenn er auf ihn einprügelte, den Kanzler treffen konnte, wahrte er nicht einmal den Takt, dessen sich die andern Redner befleißigten, und nannte als einziger Schweningers Namen. Dabei ging er überhaupt nicht auf die Verdienste seines jungen Kollegen ein, der nach mehr als zehnjähriger Tätigkeit als Dozent in der pathologischen Anatomie und der experimentellen Pathologie auch in München längst die Anwartschaft auf eine Professur gehabt hätte, sondern glitt mit einem parlamentarischen Taschenspielertrick darüber hinweg. Bismarck hatte die Professur für Schweninger gewünscht, die Berufung war ergangen, folglich war er

dagegen. Dabei kam es dem Gelehrten nicht darauf an, daß er sich in seinem polemischen Eifer in Widerspruch zu seinen eigenen politischen Grundauffassungen setzte, indem er einem Menschen privatim zu nahe trat, der durchaus befähigt war, zum Nutzen des Gemeinwohls öffentlich zu wirken. Die rechtliche Frage, ob das Ministerium bei der Berufung korrekt vorgegangen sei, schaltete er aus und erklärte, die Sache habe den Charakter einer Erniedrigung der deutschen Fakultäten und Universitäten. Die Menschenverachtung des Kanzlers sei so groß, daß er auch davor nicht zurückscheue. Und damit war er auf dem Höhepunkt seiner Rede angelangt. Anklägerisch rief er aus: „Der Knoten ist geschürzt worden an einer so mächtigen Stelle, daß auch der Herr Minister dem nicht widerstehen konnte! Und, meine Herren, das eben ist das Bedenkliche in der Situation, daß, wenn der Herr Reichskanzler die Meinung hat, daß die Menschen alle so elend und schlecht sind, wie er sie sich vorstellt, und wenn das allgemeine Niveau der Achtung, welches die Menschen sich selbst und den Ihrigen zollen, ein so geringes ist, dann allerdings alles möglich wird, und daß man gar nicht mehr absieht, wo das Ende für diese Mißachtung sein wird.“ Dieser Mißachtung endlich ein Ziel zu setzen, halte er für seine Aufgabe.

Der einzige Angriff Virchows auf seinen Fakultätskollegen Schweninger hatte nichts mit der ärztlichen Forschung zu tun, der sie beide dienten. Es war nur der Politiker Virchow, der dem Menschen Schweninger einzig aus dem Grunde Schwierigkeiten zu machen suchte, weil dieser ein Vertrauter Bismarcks war.

Das Vorbild Virchows fand an den folgenden Tagen im Hause der Abgeordneten noch einige Nachfolger. Keiner von ihnen wagte es jedoch, offen gegen den Kanzler aufzutreten, wozu Virchow immerhin den Mut hatte. Sie hielten sich lieber an den neuernannten Professor, dem nicht die Möglichkeit gegeben war, sich von der Tribüne des Hauses herab gegen sie zur Wehr zu setzen. Es wurde noch viel von Byzantinismus und Protektionismus geredet, aber das war wie das Drehen einer Gebetsmühle,

und es wurde nichts dadurch geändert. Für die Mehrheit der Abgeordneten stand es außer Frage, daß der Kultusminister recht gehandelt habe. An der fachlichen Eignung des Berufenen war nicht zu zweifeln, da die Kurse, die er als Dozent in München mit seinen Kollegen vor praktischen Ärzten abgehalten hatte, noch immer in gutem Rufe standen, wie die eingehenden Erkundigungen ergeben hatten. Und als es zur namentlichen Abstimmung über Kapitel 119, Titel 2, Nummer 5: Errichtung einer außerordentlichen Professur für Dermatologie, kam, wurde der Posten im Etat des Kultusministeriums mit 190 gegen 148 Stimmen bei einer Stimmenthaltung genehmigt.

Schweninger war nicht der Mann, der sich darüber Gedanken machte, daß es erwachsene Männer gab, die sich tagelang um ihn die Mäuler zerrissen, ohne ihn überhaupt zu kennen. Die Meinungen der Abgeordneten waren ihm gleichgültig. Er war kein Politiker, er war Arzt.

Weniger gleichgültig war ihm allerdings die Haltung seiner Kollegen an der Universität. Er respektierte die Leistungen all der vielen großen Männer, die den Ruhm der deutschen Wissenschaft mehrten, aber er verlangte von ihnen auch Achtung vor dem, was er geleistet hatte. Und wenn es den Anschein hatte, als ob ihm diese versagt werde, dann allerdings konnte sein bajuvarisches Temperament losbrechen. Als er bei du Bois-Reymond seine Karte abgab und dieser sie ihm voller Nichtachtung zurückschickte, ließ er dem großen Gelehrten kurzerhand eine Forderung überbringen.

Emil du Bois-Reymond, der weltberühmte Physiologe der Berliner Universität, war zweiunddreißig Jahre älter als der neuernannte außerordentliche Professor. Er war einer der akademischen Lehrer mit dem größten Ansehen, ein glänzender Redner, dessen öffentliche Monatsvorlesungen jeweils Hunderte von Hörern fanden. Er hatte die Berliner Universität in einer seiner scharfen Formulierungen „das geistige Leibgarderegiment der Hohenzollern“ genannt, das Übermenschentum Nietzsches als

erster bekämpft und die Aufnahme des Nichtakademikers Werner von Siemens in die Akademie der Wissenschaften durchgesetzt. Er war einer von den Männern, die den Ruhm der deutschen Wissenschaft begründen halfen. Aber all das war Schweninger gleichgültig, er war von ihm beleidigt worden, und ein Gelehrter dieses Ranges war nach seiner Ansicht verpflichtet, dem jüngeren Kollegen gegenüber, was auch immer seine Meinung sein mochte, die Form zu wahren. Deshalb konnte er Genugtuung von ihm verlangen. Es bedurfte großer Anstrengungen, um den Konflikt gütlich beizulegen.

Dank seiner kräftigen Kampfnatur fiel es Schweninger nicht schwer, sich über alle Widerstände hinwegzusetzen. Er war noch jung und herrlich unverbraucht, und auch der Kanzler hatte ja zeit seines Lebens sich mit allen möglichen Ränken und Kabalen herumschlagen müssen. Für ihn war es nur eine Ehre, wenn die Gegner Bismarcks auch seine Gegner waren.

In diesen für ihn so ereignisreichen Jahren konnte Schweninger seine Lehrtätigkeit an der Hochschule beginnen. Er übersiedelte nun nach Berlin und zog in die Nähe der Reichskanzlei, in die Zimmerstraße Nummer 100. Sein Ruf als Bismarcks Arzt verschaffte ihm einen Namen, wie ihn zu dieser Zeit wenige Ärzte in Europa hatten. Sogar die Literatur bemächtigte sich seiner. Ein heute vergessener Dichter hielt es für nötig, einem epischen Gedicht, das die Entfettungskur eines dicken spanischen Königs schilderte, ein Nachwort anzuhängen, in dem er sich gegen die Annahme verwahrte, seine Dichtung könne sich auf Bismarck und Schweninger beziehen. Hans Hopfen, der ebenfalls nach Berlin übergesiedelt war, begrüßte den Freund und neuen Bürger der Reichshauptstadt mit einem Widmungsgedicht, das er seiner Berliner Geschichte „Das Allheilmittel“ vorausschickte. Und die Wochenschrift „Die Nation“ brachte im Januar 1885 das Referat über diese beiden Bücher unter der Überschrift „Schweninger in der Literatur.“

Suggestion statt Morphium

Sobald eine Persönlichkeit in das Bewußtsein und das Herz des Volkes eingedrungen ist, bemächtigt sich ihrer die Legende. Das sichtbarste Zeichen für das Vorhandensein der Legende aber ist die Anekdote, das Stiefkind der Geschichte. Die Anekdote kann jedoch der Wertmesser einer Persönlichkeit sein, wenn sie mit einem Schlage ihre entscheidenden Züge erhellt.

Über den Kanzler waren in den Jahren nach dem Deutsch-Französischen Kriege, der seinen Ruhm endgültig festigte, unzählige Anekdoten im Umlauf, die seine Volkstümlichkeit bestätigten. Nur selten fiel hingegen ein Abglanz seiner Popularität auf seine Getreuen; es war nur zu bekannt, daß die Hauptlast der staatslenkenden Arbeit auf ihm allein ruhte. Doch bei Schweninger machte die gesprochene Geschichte des Volkes eine Ausnahme. Er hatte den Kanzler geheilt und sich damit ebenfalls einen Platz in dem Herzen des Volkes erobert. Natürlich wurde sein Name am meisten in München genannt, und wie bekannt er dort war, mag die folgende kleine Geschichte zeigen:

Ein Bauer, der nach der bayrischen Hauptstadt kommt, wird von einem Dienstmann, mit dem er verwandt ist, in der schönen Residenz umhergeführt. Der Dienstmann zeigt ihm alle Sehenswürdigkeiten, die von den Fremden bestaunt werden, und im Laufe des Tages gerät das Bäuerlein mit seinem vierschrötigen Cicerone auch vor die Universität, wo sie andächtig die Figuren an der Fassade betrachten. Der Bauer will wissen, wen sie dar-

stellen. Der Dienstmann, der darüber nicht Bescheid weiß, will sich keine Blöße geben, und so zählt er auf, was ihm an Namen von volkstümlichen Gelehrten gerade einfällt. Dabei gibt er die Statue eines halbnackten griechischen Philosophen für ein Abbild des Dr. Schweninger aus. Darauf der Bauer erstaunt: „Aha, dös ist doch der Leibarzt vom Bismarck!" — „Freilich, freilich!" — „Jessas na, warum hat er denn ka'n Rock?" — Der Dienstmann kratzt sich den Kopf, überlegt und antwortet bedächtig: „Woast, Wastl, seit der den Bismarck kuriert hat, tun sich die Leut so um ihn reißen, daß der beste Rock dös net aushält."

Es war kein Wunder, daß der Name Schweningers nicht nur den reichen Patienten aus ganz Europa, sondern auch dem einfachen Mann in Deutschland, auch wenn er keinen Arzt zu konsultieren brauchte, geläufig war. Schweninger hatte ja den Reichskanzler, der von den Größen der medizinischen Wissenschaft schon aufgegeben worden war, wiederhergestellt. Und so wird es verständlich, daß der erfolgreiche Arzt Schweninger zwar die kranken Finanzgewaltigen und Wirtschaftsführer, Fürsten und andere Mächtige dieser Erde, ob sie nun in London, Paris oder Konstantinopel wohnten, der Mensch Schweninger aber das Volk des neugeeinten Deutschen Reiches für sich einnahm.

Bismarck sagte später einmal, als er schon lange auf seinem Altenteil in Friedrichsruh saß und in einem Rückblick das für ihn so schwere letzte Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit streifte, zu einem Besucher: „Wenn Schweninger nicht gewesen wäre —! Die Autoritäten — ich mag keine Namen nennen — hatten mich ja sämtlich aufgegeben und redeten in den Münchener Doktor hinein, wozu er den alten Kerl, der doch den Krebs hätte, denn nun noch mit einer Trainierkur quälen wolle. Aber der Professor hat den Teufel im Leibe, und wenn er hier ist — wir erwarten ihn heute nacht —, dann sind wir alle fidel."

Der Alte aus dem Sachsenwalde hatte recht: um ihn zu kurieren, dazu mußte der Arzt allerdings den Teufel im Leibe haben.

Dem erfolgreichen Schweninger war es auch anzusehen, daß dem so war. Der Teufel in ihm, das war sein zäher, unerschütterlicher Wille, die Besessenheit von seinem priesterlichen Arzttum, die aus seinen kohlschwarzen Augen leuchtete. Und wie ein Teufel, ein sympathischer Teufel allerdings, zu dem jeder Vertrauen haben konnte, sah er auch aus, mit seinem schwarzen, kurzgeschnittenen Vollbart, der das energische Kinn und den schweigsamen Mund umbuschte. Und wie ein Teufel kämpfte er jahrelang, nachdem ihm die Kur bei Bismarck gelungen war, gegen das Leiden, das den Kanzler noch immer zermürbte: die Schlaflosigkeit.

Über die Gründe dafür war sich Bismarck völlig im klaren. „... Auf die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung“, schrieb Schweninger, „gab der Fürst die Antwort: Die Gedanken und die Sorge um das Vaterland ließen ihn nicht ruhen und raubten ihm den Schlaf. — Das war, wie ich schon nach den ersten Beobachtungen, die ich darüber machte, feststellen konnte, so zu verstehen, daß er in der ihm eigenen Art über Angelegenheiten namentlich von politischer Tragweite, die ihn beschäftigten oder ihm Sorge machten, nachdachte, und daß er dann den Anschluß an den Schlaf nicht mehr fand. Auch das Nachdenken über auswärtige politische Vorgänge, die das Interesse des Reiches nur mittelbar oder gar nicht berührten, oder über außerhalb der politischen Sphäre liegende Fragen und Gegenstände, die ihn zurzeit gerade interessierten, konnten ihn so gefangennehmen, daß er den Schlaf darüber vollständig vergaß. Er schlief dann überhaupt nicht, oder er schlummerte erst gegen Morgen bzw. am Morgen ein, und wenn er, soferne es wirklich zum Einschlafen kam, dann nach einigen Stunden wieder erwachte, so fühlte er sich matt und war nicht erquickt.“

Nach einer solchen schlaflos verbrachten Nacht pflegte der Reichskanzler die Gedankengänge, die ihn wach gehalten hatten, seiner nächsten Umgebung mitzuteilen. Danach war die Fülle der Gesichte, die ihn peinigte, von einer solchen Vielfalt, daß sie ihn

immer wieder mit neuen Überlegungen bedrängte. Als er eines Abends über die inneren Schwierigkeiten der österreichischen Politik, die in der Nationalitätenfrage lagen, gesprochen hatte, überraschte er am andern Morgen seinen Arzt mit einer langen Betrachtung über die Schlacht am Weißen Berge, wo im Dreißigjährigen Kriege der böhmische Protestantismus seine entscheidende Niederlage erlitt; ein anderer Ausgang dieser Schlacht, so erklärte er, hätte eine andere Entwicklung herbeigeführt, so daß die Kriege von 1864, 1866 und 1870 vermieden worden wären. Das Grübeln über den inneren Zwist Österreichs hatte ihm in dieser Nacht den Schlaf geraubt und ihn schließlich auf die durch die Wirklichkeit längst überholte Perspektive gebracht.

Am stärksten aber spürte er die Geißel der schlaflosen Nächte in bewegten Zeiten, wenn es galt, politische Entschlüsse von weittragender Bedeutung zu fassen und sich auf Begegnungen vorzubereiten, die im Kräftespiel der Mächte entscheidend sein konnten. Schweninger hatte Gelegenheit, die schlafstörende Wirkung der großen Politik zu beobachten, als im November 1887 der Besuch des Zaren Alexander III. angekündigt wurde. Der russische Kaiser hatte angebliche Beweise für das Doppelspiel der deutschen Außenpolitik in der bulgarischen Frage erhalten. Bismarck konnte zwar nachweisen, daß die Dokumente, die dem Zaren vorgelegen hatten, Fälschungen waren, so daß die von ihm so sorglich gepflegte Freundschaft mit Rußland ungestört blieb, aber das ging wieder einmal auf Kosten seiner Gesundheit.

„In den Nächten vor seiner Unterredung mit dem Zaren nun", so überliefert es Schweninger, „entwarf und durchdachte er nicht nur die allgemeinen Grundlagen und Gedankengänge, die bei der Aussprache maßgebend sein konnten, sondern er prüfte auch im Rahmen der Sachlage, soweit sie ihm bekannt war, jeden möglichen Wortlaut seiner eigenen Erklärungen, untersuchte dann, darauf weiterbauend, jede ihm möglich erscheinende Antwort des Zaren, um daraufhin dann seine eigenen Erwiderungen in der gleichen Weise und nach allen Richtungen hin weiter zu ver-

folgen, auf ihre Wirkung zu prüfen und schließlich noch jede mögliche Folge des Ausganges der Unterredung in gleicher Weise einer genauen Prüfung zu unterwerfen."

Schweninger erkannte schon zu Beginn seiner Behandlung, daß eine entscheidende Voraussetzung für das Gelingen der Kur die Überwindung der Schlaflosigkeit war. Dabei durfte er sich aber nicht der üblichen Schlafmittel bedienen, vor allen Dingen nicht des Morphiums, das andere Ärzte dem Kanzler zeitweilig gegeben hatten. Die ständige Anwendung solcher Medikamente erzeugte in dem Patienten nur die Vorstellung, daß er ohne sie nicht einschlafen könne. Das Aufkommen einer solchen Sucht mußte also verhindert werden.

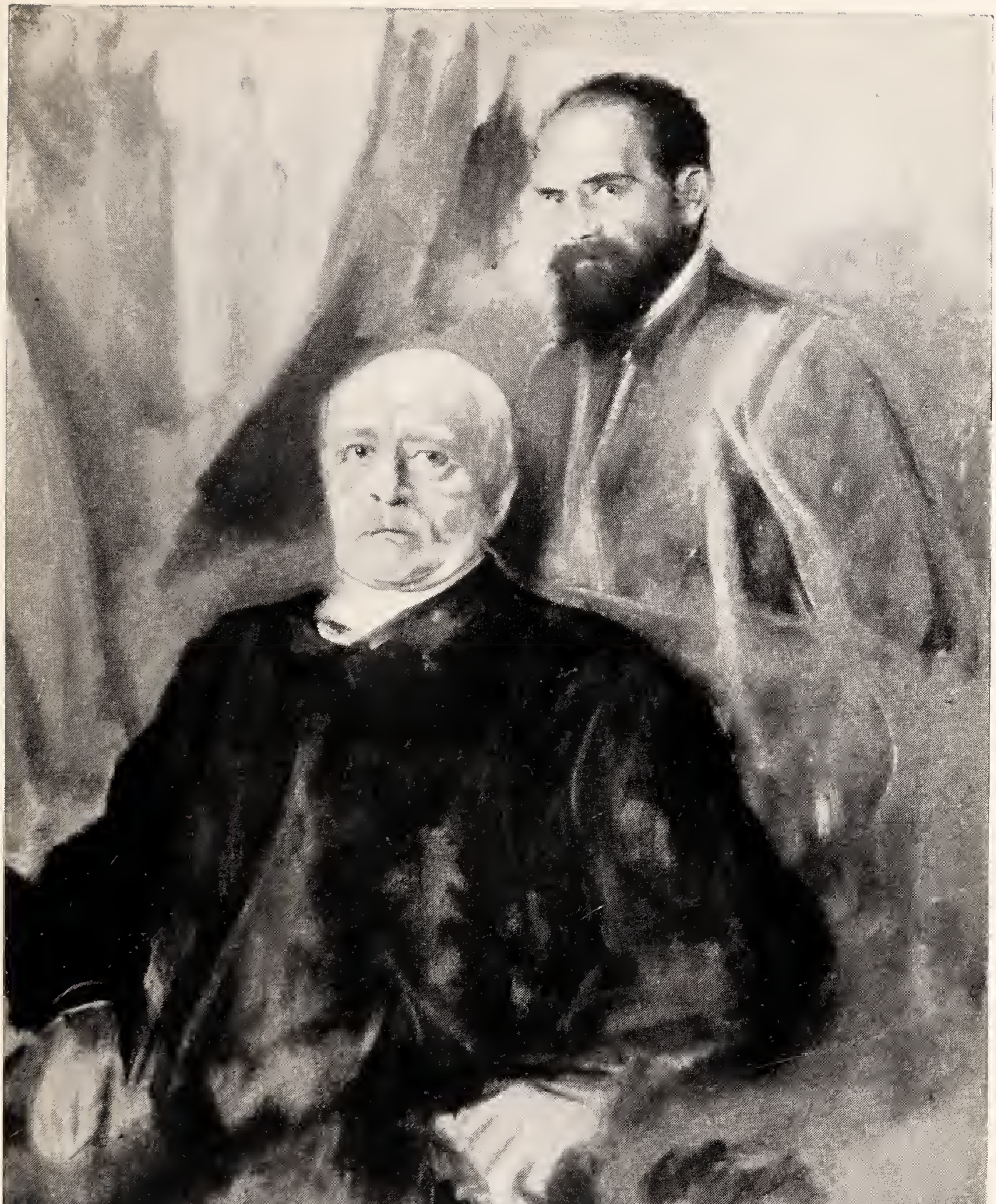
Bismarck war schon in unwichtigen Dingen ein störrischer Patient, aber als Schweninger, wie schon in der ersten Nacht, daran festhielt, dem Kranken alle Schlafmittel zu verweigern, kam es, besonders anfangs, zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Kanzler und seinem Arzt, wie sie sich später niemals wiederholten. Wenn den Kanzler körperliche Schmerzen und Gallenkoliken plagten, konnte Schweninger vermerken: „daß der gerufene Arzt Äußerungen wie von Totschießen, Halsabschneiden erfahren mußte unter Schilderung von Erinnerungen bei einem Vetter, der sich aus wahnsinnigen Schmerzen selbst getötet."

Doch auch bei solchen nur allzu verständlichen Verzweiflungsausbrüchen hatte Schweninger den Mut, dem Mächtigen seinen Willen entgegenzusetzen. Er pflegte sich dann wieder an seinem Bette niederzulassen und seine Hände festzuhalten, bis der Kranke endlich, unter dem beruhigenden Zuspruch des Arztes, eingeschlummert war. Wenn der Kanzler am Morgen erwachte, konnte es allerdings geschehen, daß er seine abwegigen Gedanken wieder aufnahm und fortspann. Dann sprach er wohl auch ironisch von der „suggestiven Behandlungsweise" seines Arztes, dem er den Triumph nicht gönnte, daß er mit dem Verweigern der Schlafmittel doch Erfolg erzielt hatte.

Aber solche Auseinandersetzungen waren bald wieder ver-

gessen. Eine Persönlichkeit von dem Ausmaße Bismarcks, der im Brennpunkte des Geschehens stand und eine für sein Jahrhundert ausschlaggebende Bedeutung erlangt hatte, mußte durch ein Verantwortungsgefühl ausgezeichnet sein, wie es nur wenigen eignet. Der Reichskanzler war ständig von der Furcht vor Fehlern beherrscht, die andere begehen konnten, wenn er nicht selber über alle Vorgänge bis ins kleinste unterrichtet war. Es gibt die Genies der Arbeitsteilung. Ob sie wahrhaft genial sind, mag dahingestellt bleiben. Aber sie verstehen es, eine Arbeit auf ein Dutzend Mitarbeiter umzulegen und die Ergebnisse mit einem Griff zusammenzufassen. Daran wurde Bismarck trotz seiner geistigen Beweglichkeit durch den Zug von Gründlichkeit, der in seiner norddeutschen Natur lag, gehindert. Es entsprach nicht dem selbstherrlichen Gefühl des märkischen Junkers, die Verantwortung auch in kleinen nebensächlichen Fragen auf seine Beamten abzuschieben. Er war seinem König für die ordentliche Führung der Staatsgeschäfte verantwortlich, deshalb mußte alles, was in seinem Amte geschah, durch seine Hände gehen. Er korrigierte und redigierte die Noten, die seine Räte aufgesetzt hatten, strich, änderte und fügte neue Absätze hinzu, die ihm wichtig erschienen. Seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn niemals zur Ruhe kommen; er sah schonungslos die Schwächen der Menschen, auch solcher, die er als Mitarbeiter schätzte, und war geneigt, diese Schwächen womöglich noch zu übertreiben.

Diesem großem Skeptiker war es naturgemäß schwer erträglich, einen Menschen um sich zu wissen, der ihn schwach gesehen hatte. Es bleibt das Verdienst Professor Schweningers, diese Hemmung Bismarcks überwunden zu haben. Der Arzt wurde bald der Freund des Kanzlers, einer der ganz wenigen verläßlichen Menschen, denen er sich rückhaltlos anvertraute. Die Erkenntnis dieser unbedingten Zuverlässigkeit flößte dem Kanzler ein Gefühl vollkommener Geborgenheit ein, in der Obhut des Arztes schwanden die peinigenden Gedanken, seine rastlose Phantasie fand Ruhe: „Erst hatte ich Farben vor den Augen, dann



Fürst Bismarck mit seinem Leibarzt

Nach einem unvollendeten, im Privatbesitz befindlichen Gemälde von Lenbach

Gesichter, häßliche und schöne, die meist Vorzeichen des Beginnes des Schlafes sind, und zuletzt Schlaf von jetzt fast zehn Stunden", sagte er einmal dem Arzt nach dem Erwachen. Was er die „suggestive Behandlungsweise" Schweningers nannte, stimmte nur zum Teil. Gewiß, die eindrucksvolle Art des ärztlichen Freundes nahm für ihn ein, aber erst das unbedingte gläubige Zutrauen zu ihm gab den Ausschlag für den Erfolg auch in der Behandlung der Schlaflosigkeit.

Aber dieser Dämon war nicht mit einem Schlage zu vernichten. Noch Jahre, längst nachdem die Kur gelungen war, kehrte er immer wieder, die Kraft des Fürsten verzehrend und seine Umgebung beunruhigend. Bismarck, der stets ein liebenswürdiger Gatte und Hausherr war, konnte an solchen Tagen gereizt und unliebenswürdig sein, so daß Frau Johanna dann die Abwesenheit des Arztes doppelt vermißte. In ihren Briefen an Schweninger, der nach der Wiederherstellung des Kanzlers nicht ständig in seiner Nähe weilen konnte, da ihn seine vielfältigen andern Aufgaben in Anspruch nahmen, beschäftigte sich die Fürstin immer wieder mit diesem Thema. „Gebe doch Gott", heißt es in einem dieser Briefe, „daß es heute nacht wieder so herrlich sei, ‚ohne Morphium und reichlich geschlafen', wie selig wäre ich dann! Ach könnte ich ihm stets guten Schlaf verschaffen, mit wie Millionen Freuden gebe ich meinen Murmeltier-Überfluß immer hin! Ich brauche ja nur so wenig und bin mit drei Stunden gänzlich ausgeruht. Zwei würden auch vollkommen genügen, wenn mein Armes dann nur alle anderen hätte."

Im Umkreise der Fürstin war die Schlaflosigkeit des geliebten Gatten nur allzu bekannt, und selbst bescheidene Leute, mit denen sie als Gutsherrin zu tun hatte, kargten nicht mit gutgemeinten Ratschlägen, die sie, wenn sie sich Erfolg davon versprach, dem Professor unterbreitete. „Gestern flehte mich eine Frau . . . händeringend an", schrieb sie einmal, „Bismarck möchte wollene Bettücher haben, wonach er sofort und immer täglich schlafen

würde. Wollen Sie's ihm nicht proponieren??? — Ich fürchte nur, er wird sehr grob werden, der Geliebte, wie ich's auch wohl wäre!"

Es ist nicht überliefert, ob der Versuch mit den wollenen Betttüchern an Stelle des kühlenden Linnens jemals gemacht worden ist. Dem Arzt kam es darauf an, die Ursachen des Übels zu beseitigen und alle überflüssigen Störungen fernzuhalten. Als überflüssig galt dem energischen Oberpfälzer alles, was geeignet war, den Erfolg seiner Behandlung zu beeinträchtigen. Und diesem apodiktischen Urteil mußten sich die Beamten der Reichskanzlei, ja sogar die Minister beugen. Als eines Tages Bismarck, der erst gegen Morgen unter Aufsicht Schweningers eingeschlafen war, schon zeitig wieder zu einer von ihm angesetzten Ministerkonferenz geweckt werden sollte, erhob der Professor mit aller Bestimmtheit Einspruch dagegen. Er erschien vor den erstaunten Ministern und erklärte ihnen, gestützt auf seine ärztliche Allmacht, die sich rücksichtslos über alle Staatsgeschäfte hinwegsetzte, der Fürst dürfe nicht geweckt werden, denn seine Gesundheit sei im Augenblick wichtiger als die gesamte Politik.

Schweigend erhoben sich die Minister. Gegen Schweninger gab es keinen Widerspruch.

Ein Hausarzt muß ein Freund des Hauses sein

Schweninger gehörte so gut wie zur Familie Bismarck. Der Arzt war für den Fürsten so unentbehrlich geworden, sein kluger Rat so geschätzt, daß der Kanzler seinen Freund Schweninger am liebsten den ganzen Tag um sich gehabt hätte, wenn dies mit Bismarcks Staatsgeschäften und der weitverzweigten Praxis des Arztes zu vereinbaren gewesen wäre. So beschränkte sich der Fürst darauf, über die Zeit der Konsultationen hinaus den Professor, der bei all seiner Verschwiegenheit doch ein guter Gesellschafter war, so häufig wie möglich bei sich zu sehen. So oft es sich einrichten ließ, lud er Schweninger zu Tisch, und es kam häufig vor, daß er bei einem Essen im kleinsten Kreise, bei dem er mit Beamten oder Großwürdenträgern wichtige Verhandlungen pflog, als einzigen außerhalb der Politik Stehenden seinen Hausarzt hinzugezogen hatte. Immer wieder schleicht sich in die Berichte der Memoiren schreibenden Zeitgenossen der Satz ein: „Außer der Familie nahm nur der als Hausfreund behandelte Geheimrat Schweninger teil.“ Der Arzt gehörte eben zur Familie, und damit hatte sich jeder Gast abzufinden.

Schon bei der Behandlung Bills hatte Schweninger feststellen können, ein wie enges Band die Familie Bismarck patriarchalisch zusammenschloß. Spötter redeten damals sogar von dem junkerlichen Familien-Clan des Kanzlers, bei dem jedes Glied der Sippe sich für das andere in Stücke hauen lasse, wenn es nötig sei. Es

mag vielleicht übertrieben gewesen sein, wie die Opposition es tat, vom Hausmeiertum Bismarcks zu sprechen. Schließlich war es nur selbstverständlich, daß die gemeinsame Arbeit im Dienste des Staates und gleiche Interessen Vater und Söhne enger aneinanderketteten als in anderen Familien. Und da die Bismarckschen Frauen es gewohnt waren, daß die Männer bei Tisch oder während der Teestunde ihre Herzen mehr oder weniger gründlich erleichterten, so wurden sie mit der Zeit auch zu Mitwissern der die Familie ständig bewegenden großen Dinge.

Allerdings erkannte Schweninger bald, daß das Zärtlichkeitsverhältnis der Familienmitglieder untereinander keineswegs weichlich oder gar sentimental war. „Bismarck ließ sich", so schreibt er, „bei aller Zuneigung, eine gewisse frische Sachlichkeit des Urteils den kleinen Wechselfällen im Leben seiner Söhne gegenüber nicht nehmen." Und als Beispiel für diese Feststellung führt er eine von Tiedemann erzählte Anekdote an: „Als Tiedemann 1875 in Varzin weilte, habe Graf Herbert an die Fürstin geschrieben, er sei in seinem Zimmer hingefallen und habe sich ‚einen Knochen' verletzt. Der mitanwesende Graf Lehndorff habe darauf bemerkt: Wenn ein junger Mann von einem Knochen spreche, so meine er immer ein Bein. Der Fürst aber habe vor sich hingebrummt, es werde ‚wohl nur' der Schädel gewesen sein, sonst hätte er wohl mehr Aufhebens von der Sache gemacht."

Andere Beobachter wiederum berichten, Bismarck sei von den Seinen wie ein Souverän behandelt und geradezu vergöttert worden. Schweninger gibt ihnen recht. Aber er betont, daß dieser vergötterte Vater und scheinbare Souverän zu Hause keineswegs unnahbar, sondern immer bemüht gewesen sei, Wärme und Herzlichkeit zu verbreiten.

Unter diesen Umständen hatten die Krankheiten des Fürsten für seine Familie eine weitaus größere Bedeutung, als für gewöhnlich schon die Krankheit des Familienoberhauptes zu haben pflegt. Da nun endlich ein Arzt gefunden war, der es verstanden hatte, den schwierigen Patienten zu bändigen, so ergab es sich

von selbst, daß auch alle anderen Familienmitglieder bei diesem Wundertäter Rat und Hilfe suchten. Schweninger hat diese Vergrößerung seiner schon beträchtlichen Praxis mit all seinem Temperament und oft, wenn es nötig war, auch mit gutem Humor auf sich genommen; denn Unpäßlichkeiten bei geringfügigen Anlässen, deretwegen sofort der Hausarzt konsultiert wurde, gehörten damals fast zum guten Ton in einer Gesellschaft, die durch den verschwenderischen Lebenszuschnitt ihrer Zeit verweichlicht war. In solchen Fällen mußte der Arzt mit beruhigenden Reden und beruhigenden Pülverchen zur Hand sein, wenn er sich nicht selber seine Autorität untergraben wollte.

Jede Art von Anfälligkeit mußte Schweninger unterbreitet werden. Und wenn er nicht persönlich anwesend war, dann erforderte es schon die Pflicht sich selbst gegenüber, seinen Rat brieflich oder telegraphisch einzuholen. Mochte es sich auch oft um Nichtigkeiten handeln, so ließ es sich der Arzt doch angelegen sein, stets ausführlich zu antworten; denn bei so gutwilligen Patienten war diese Methode der brieflichen Behandlung von unschätzbarem Vorteil, und er hat sie ja auch später in seiner Praxis oft mit gutem Erfolge angewendet, wenn die Umstände es nicht zuließen, daß er selber am Lager des Kranken erscheinen konnte. Kurze Briefe waren es meistens, hastig und oft nur mit der Bleifeder hingeworfen, doch sie enthielten suggestive Anweisungen, die durch seine charakteristischen Schriftzüge und den klar formulierten Ausdruck dem Kranken wohl die eindringliche Art des dämonischen Mannes mit dem schwarzen Vollbart in Erinnerung rufen mochten. Und ebensowenig wie sie in seiner Gegenwart einen Widerspruch gegen seine Anordnungen gewagt hätten, wagten sie nun, seine schriftlichen Ratschläge zu mißachten.

Doch im schriftlichen Verkehr mit der Familie Bismarck bedurfte es des Mediums der Schriftzüge nicht. Das Wort des so verehrten und zugleich gefürchteten Arztes kam auch dann noch zur Geltung, wenn es durch die unpersönliche Schrift des Telegraphenbeamten übermittelt wurde. Selbst in der knappen Aus-

sage des Telegrammstils lag noch eine so überwältigende Kraft, daß sich jeder willenlos beugte und auch das nächstemal wieder eine Depesche an ihn abschickte, mochte der Vielbeschäftigte gerade in seiner Heidelberger Klinik, in Nizza, in Baden-Baden, in London weilen oder wo immer einer seiner großen Patienten nach seinem Rat verlangte.

Die Angehörigen der Familie Bismarck gehörten zu den redseligsten Patienten, ganz im Gegensatz zu dem Fürsten selbst, und sie ruhten nicht eher, bis der Arzt jede Äußerung ihres Leidens mit peinlicher Genauigkeit erfahren hatte. Dabei ließen sie sich selbst durch die hohen Telegrammgebühren nicht stören und setzten dem Arzt mit dringenden Depeschen zu, die oft bis hundertfünfzig Worte enthielten, wie Schweninger berichtet. Der Fürst, der meist erst durch die Monats- oder Quartalsabrechnungen seines Bankiers von diesen Telegrammspesen Kenntnis erhielt, pflegte dann, wenn Schweninger sich wieder einmal persönlich einfand, mit komischer Entrüstung darüber zu klagen, daß er durch diese Fernbehandlungsmethode über den Draht noch finanziell ruiniert werde.

Die Angehörigen des Kanzlers befaßten sich aber nicht nur mit ihren eigenen Leiden, das Barometer des Familienwetters war ja der Gesundheitszustand des Fürsten, und alle hierfür tauglich erscheinenden Anregungen von außen wurden sogleich an den Hausarzt weitergeleitet. Dieser Anregungen gab es nur allzu viele; denn die Monate der schweren Krankheit des großen Mannes hatten auf dem ganzen Lande gelastet, und nun liefen von nah und fern herzlich gutgemeinte Ratschläge und Hinweise auf allerhand Mittelchen ein, so daß schließlich Graf Rantzau, unterstützt von Lindau und dem Chef der Reichskanzlei Geheimrat von Rottenburg, ein eignes Büro gründete, um diese an den Fürsten persönlich gerichteten Briefschaften bewältigen zu können. Das Ergebnis der hier getroffenen Auslese wurde dann Schweninger vorgelegt, dem nichts anderes übrigblieb, als sich scheinbar ernsthaft darüber zu äußern. Es verhielt sich mit diesen Mit-

teln ja meist so wie mit den wollenen Bettüchern gegen Schlaflosigkeit. Aber er wußte, daß es der Beruhigung der Familie diente, wenn er gewissenhaft prüfte, was die Verehrer des Kanzlers an Ratschlägen vorzubringen hatten.

Wenn auch die meisten Fälle in der Familie Bismarck weniger von dem Arzt als von dem Psychologen Schweninger behandelt werden mußten, so gab es auch oft ernsthafte Leiden, die sein unmittelbares Eingreifen erforderten. Einer der Enkel des Kanzlers erkrankte an Diphtherie, einer der Arnims, die nicht nur durch die Heirat Bills mit den Bismarcks verwandt waren, erlitt gerade am Geburtstag des Fürsten einen Herz- und Schlaganfall, die Fürstin erkrankte an einem Halsabszeß, Graf Herbert Bismarck an einer Lungenentzündung, die Gräfin Rantzau, „Mariechen", die einzige Tochter des Kanzlers, litt an Herz- und Atembeschwerden mit Fettsucht und Graf Rantzau an bedenklichen Ohnmachten. So hatte Schweninger im Laufe der Jahre oft genug Gelegenheit, das ihm im Hause Bismarck entgegengebrachte grenzenlose Vertrauen immer wieder aufs neue zu festigen.

Aus dem „Dockchen" war inzwischen ein respektheischender Geheimrat geworden, den der Hauch der großen Welt umwitterte, und dessen Patienten, mochten sie in ihrem Umkreis so mächtig sein, wie sie wollten, dennoch Wachs in seinen Händen waren. Der Ruhm, den er aus allen Hauptstädten Europas mit nach Hause brachte, begleitete ihn auch auf seinen regelmäßigen Fahrten nach Friedrichsruh, wo man ihn als Arzt ebenso wie als Freund des Hauses zu schätzen wußte. In seiner Gegenwart, das wußten hier alle, gab es keine Griesgrämigkeit, mit ihm zog auch unweigerlich die gute Laune ein.

Nein, er war wirklich kein Spaßverderber. Und wenn einmal ein besonders ausgefallener Vorschlag an ihn herangetragen wurde, dann konnte er solcher Zumutung mit stoischer Ruhe nachkommen, es ruhig der Entwicklung überlassend, daß seine Patienten eines Tages aus eigenem Erkennen zur Einsicht gelangten.

Einer der vielen Ärzte des Hauses Bismarck hatte einmal die Ansicht vertreten, die Ursache der neuralgischen Gesichtsschmerzen des Fürsten sei ein schadhafter Zahn. Der Kanzler hatte sich nicht zu dieser Anschauung bekehrt. Dagegen hatte diese Hypothese auf Bismarcks Tochter großen Eindruck gemacht, nicht zuletzt deshalb, weil sie selbst seit einiger Zeit unter Zahnschmerzen litt. Da sie den vergötterten Vater insgeheim in Verdacht hatte, daß er sich, wie viele starke Männer, um die Prozedur des Zahnziehens drücken wolle, beschloß sie die Opferung ihrer eigenen Zähne, um ihm mit gutem Beispiel voranzugehen. Doch den Mut, sich einem Zahnarzt anzuvertrauen, brachte sie nicht auf, obschon sie manchen konsultiert hatte. In heroischer Entschlossenheit ließ sie eines Morgens Schweninger rufen, bat ihn, ihr die vier Zähne, die ihr soviel Pein verursachten, zu entfernen, und bestand darauf, daß die Operation ohne Narkose oder schmerzlindernde Mittel vorgenommen werde; denn sie wollte ihren Vater davon überzeugen, eine wie harmlose Angelegenheit im Grunde das Zahnziehen sei, und daß er sich, wenn er ihrem Beispiel folge, sofort von seinen jahrelangen Schmerzen befreien lassen könne.

Der vollendete Arzt Schweninger verstand sich auch aufs Zahnziehen. Dabei kam ihm seine geschickte Hand zugute, die zwar fest und unerbittlich zupacken konnte, wenn es der Augenblick erforderte, aber dennoch mit äußerster Behutsamkeit zu Werke ging. Mit einer Geschicklichkeit, als hätte er sein Leben lang nichts anderes getan, zog er der Gräfin Rantzau die kranken Zähne. Sie war überrascht, wie schmerzlos der „Wunderdoktor" auch dieses ärztliche Nebengeschäft erledigte, und eilte sofort in das Schlafzimmer ihres Vaters, um von dem Ereignis zu berichten und ihn zur Nachahmung zu ermuntern. Schweninger, der diese Szene mit ansehen konnte, berichtet darüber:

„Der Fürst hörte den mit Eifer vorgetragenen Bericht aufmerksam an, zog sein Töchterchen, es zärtlich küssend, an sich und sprach, offenbar einer Regung väterlichen Mitgefühls nachgebend, die unerwarteten Worte: ‚Na, dazu hat man nun seine

Kinder, daß man ihnen rohe Menschen kommen läßt, die ihnen die Knochen entzweibrechen.'"

Die heroische Tat der Gräfin war also ohne die beabsichtigte Folge geblieben und hatte lediglich zu ihrer eigenen Gesundung beigetragen. Dies war wohl auch der Grund für die Handlungsweise Schweningers, der wohl wußte, daß dieses Experiment den erhofften Eindruck auf den Kanzler verfehlen würde, aber für das körperliche und seelische Wohlbefinden der Patientin, die sich keinem Zahnarzt anvertrauen wollte, unbedingt notwendig war.

Als guter Psychologe durchschaute er bald alle seine Patienten, und dem Arzt blieb nicht verborgen, mit wieviel eingebildeten Krankheiten er es in der Familie zu tun hatte. Er wußte aber auch, daß ein gehätscheltes unbedeutendes oder gar kaum vorhandenes Leiden sehr leicht einen wirklichen Kranken schaffen kann. In jedem Falle hielt er es deshalb für seine Pflicht, auch Kleinigkeiten so ernst zu nehmen, wie sie genommen werden wollten; denn nur so waren sie aus der Welt zu schaffen. Der Kranke, der bei seinem Arzt nicht genügend Verständnis zu finden glaubte, konnte das Vertrauen zu ihm verlieren und später, wenn es sich um ein ernsthaftes Leiden handelte, leicht die Beute von Kurpfuschern werden. Es kam hinzu, daß der Professor seinem großen Patienten gegenüber nie das Gefühl der Dankbarkeit verlor; denn ohne Bismarck wäre sein Aufstieg wohl nicht so überraschend schnell vor sich gegangen.

Nächst dem Fürsten war es die Fürstin Johanna, der er in großer Verehrung zugetan war. Mehr als die anderen Familienangehörigen nahm sie seinen Rat in Anspruch, und ihre Leiden waren auch, wie er bald erkannt hatte, nicht nur eingebildet. Daß dieser junge Professor ihr „Ottochen" gesund gemacht hatte, vergaß sie ihm nie. Ihre ständige Sorge um die Ihren zehrte stärker an ihrer zarten Natur, als es gut für sie war. Sie kam, so berichtet Schweninger, „zuzeiten aus den Besorgnissen und Schwierigkeiten kaum oder gar nicht heraus. Und sie hatte doch selbst, schon als ich sie kennenlernte, mit Mangel an Kräften und aller-

hand Leiden zu kämpfen. Aber sie war trotzdem stets auf dem Posten. Und ich habe es öfter ausgesprochen, daß sie in der letzten Zeit eigentlich nichts mehr zuzusetzen hatte, und daß ihre Kräfte vollständig aufgezehrt waren, so daß man wirklich hätte sagen können, daß nur der unbeugsame Wille, für ihr Ottochen und für die Ihrigen zu sorgen, diese äußerlich so zierliche Frau über die ihr eigentlich zugemessene Zeit hinaus am Leben erhielt."

Es ist bekannt, was Frau Johanna für Bismarck bedeutete. Dieser starke Herrenmensch höchst eigenwilliger Prägung war ihr gegenüber allezeit der liebevolle Gatte, den zarte Rücksichtnahme auszeichnete, und in einem Punkt unterwarf er sich ihr sogar völlig, in der Wirtschaft. „Wie Sie sehen", äußerte er einmal zu einem Bekannten, „hat meine Frau die Kasse, und denen von Ihnen, die verheiratet sind, will ich den guten Rat geben, ebenfalls der Frau das Portemonnaie zu lassen und nicht mehr daraus zu nehmen, als sie Ihnen gibt. Ich habe auch von Anfang an meiner Frau das Geld überlassen und dafür Politik gemacht, und ich habe mich recht gut dabei befunden."

In allen Fragen der Wirtschaft gab sie immer den Ausschlag. Sie brauchte nur den leisesten Wunsch, ja nur die Andeutung eines Wunsches auszusprechen, damit er ihn unverzüglich erfüllte. Bei dem Umbau von Friedrichsruh bemerkte sie einmal beiläufig, daß ein beabsichtigter neuer Seitenflügel ihr den Blick auf den schönen Sonnenuntergang nehme. Bismarck, der gerade mit dem Baumeister das Gelände abschritt, fragte ihn: „Sind Sie verheiratet?" Und auf seine bejahende Antwort erklärte er: „Nun, dann wissen Sie ja, daß unser Bauplan verworfen ist."

Schweninger durchschaute auch, daß es nur eine Eifersucht gab, deren Frau Johanna fähig war: die Eifersucht auf die Politik. Diese „alte Geliebte" nahm den Gatten allzusehr in Beschlag und brachte ihm soviel Sorgen und Aufregungen, aus denen dann später Unpäßlichkeiten oder gar ernsthafte Krankheiten erwuchsen. „Glauben Sie mir", hatte sie einmal in ohnmächtigem

Haß auf die andere Geliebte zu Lothar Bucher gesagt, „eine Wruke interessiert ihn viel mehr als Ihre ganze Politik!"

Doch der Arzt, der viele ähnliche solcher Ausbrüche miterlebt hatte, war sich darüber klar, daß die Fürstin sich im Grunde keinen Täuschungen darüber hingab, wie fest die Politik den Gatten in ihren Fängen hielt, daran konnten auch ihre so temperamentvoll vorgebrachten Klagen nichts ändern. Die Politik zehrte am Leben ihres Mannes, und die Krankheit ihres Mannes zehrte an ihrem Leben. So hatte Schweninger immer wieder darauf zu achten, daß sich Frau Johanna nicht übernahm. Und er forderte von ihr mit demselben Nachdruck die strenge Befolgung seiner Anweisungen, wie er sie von dem Fürsten verlangte. Auch ihr gegenüber war er der „schwarze Tyrann", über den zu seufzen der Kanzler oft genug Grund hatte. Der Arzt brachte ihr bei der Behandlung auch nicht die Rücksichtnahme entgegen, an die sie bei ihrem Gatten gewöhnt war. Bei aller Ehrerbietung trat er mit jener Bestimmtheit auf, vor der sich auch der Fürst gebeugt hatte. Und ebensowenig wie dem Gatten seine selbstverordnete Buttermilchkur ließ er der Fürstin eine Eigenmächtigkeit durchgehen. Daß es dabei einmal zu einer ernsthaften Auseinandersetzung zwischen Arzt und Patientin gekommen ist, erfahren wir aus einem Briefe Frau Johannas:

„Sie haben mir zwar sehr entschieden gesagt, Sie wollten nichts mehr von mir wissen, lieber Herr Professor — aber ich denke, das Mitleid überwindet Sie doch noch einmal, und Sie helfen mir gütig noch einmal."

Die Fürstin setzte die Zustimmung des Arztes schon als gegeben voraus, wie aus dem Fortgang des Briefes hervorgeht:

„Ich habe heute fast gar nicht gehustet — aber ich fror vom Aufstehen 1/2 10 Uhr bis jetzt 11 Uhr unaufhörlich ein bißchen... immerzu, so daß ich den ganzen Tag am Kamin saß. Nach Tisch 95 Pulsschläge, 24 Atemzüge, ohne alle Schmerzen, bis ich am Teetisch einschlief und aufwachend recht alberne Stiche in der linken Brust hatte. Ich weiß nicht, ob das Herz da sitzt — habe

mir gleich ein Senfpflaster, Kampferspiritus und Guttapercha aufgelegt und nehme braune Mixtur, China-Wein, und wüßte so gern, was Sie mir im vorigen Jahr in Kissingen für Pulver gaben, die gleich halfen nach paar Tagen. Sie waren keine Spur ängstlich, ließen mich gehen und fahren mit recht tollem Fieber und gaben mir diese guten Pulver, die ich nicht mehr erinnere ... Donnerstag geht Billchen nach Bonn — so daß Sie ihn nur einen Tag genießen können —; wäre nicht Hanau und Heidelberg en vue, was ich Ihnen und Bill sehr gönne, so würde ich Sie bitten, morgen mit Kurierzug noch mal zu kommen ..."

Die Verstimmung zwischen Arzt und Patientin war wohl bald behoben, und es ist anzunehmen, daß der Hinweis auf den Kurierzug und der Appell an das Mitgefühl auf den Damen gegenüber stets so ritterlichen Schweninger ihren Eindruck nicht verfehlt haben.

Der Hausarzt und Freund des Hauses hat sich auch einmal der Fürstin in liebevoller Obsorge angenommen, als sie nicht selbst krank war, sondern sich um die Krankheit ihrer Angehörigen so viel Kummer machte, daß sie sich, wie der erfahrene Blick des Arztes sofort feststellte, wieder zuviel zumutete. Eines Nachts lag in der Kanzlerwohnung in der Wilhelmstraße nicht nur der Hausherr krank. Auch Graf Herbert hütete das Bett; denn er hatte sich eine schwere Lungenentzündung zugezogen, die sich auf die Krise zuspitzte. Da beide Patienten keine Nachtwache bei sich dulden wollten, schlich die Fürstin im Nachtgewand durch die Korridore, bald an einer, bald an der andern Tür lauschend, ob Gatte und Sohn endlich den erlösenden Schlaf fänden, der zur Gesundung führen sollte.

Schweninger, der in solchen bangen Nächten stets zu wachen pflegte, war durch ein Geräusch auf den Flur gelockt worden, wo er die Fürstin als „weiße Frau" umhergeistern sah. Die Situation bedurfte keiner Erklärung, und er machte auch nicht viel Worte. Mit ruhiger Bestimmtheit faßte er die versorgte Frau am Arm und geleitete sie an die Tür ihres Schlafgemaches, ihr für diese Nacht die weitere Sorge um ihre Lieben abnehmend.

Die Praxis wächst

Im Bewußtsein seiner Zeitgenossen und in der Erinnerung der Nachwelt blieb Schweninger der „Leibarzt" des Kanzlers. Aber er war viel mehr, als sich unter dieser eingrenzenden Bezeichnung zusammenfassen läßt. Persönlichkeit und ärztliche Kunst des Professors gehörten nicht dem großen Kanzler und seiner Familie allein, sondern allen denen, die bei diesem so strahlend aufgehenden Stern der Medizin Linderung ihrer Leiden suchten. Es darf nicht vergessen werden, daß der Kult, den das 19. Jahrhundert mit der Persönlichkeit des einzelnen trieb, dazu geführt hatte, daß die Krankheiten, die ihn befielen, mochte es sich nun um ernsthafte oder eingebildete Beschwerden handeln, eine so außerordentliche Wichtigkeit erhielten, wie sie in einer Zeit, die den Anspruch des Individuums zugunsten der Gemeinschaft zurückdrängt, kaum noch vorstellbar ist. Die seitdem vollzogenen Wandlungen in Lebenshaltung und Krankenfürsorge, die staatliche Sozialordnung mit ihrer weitgehenden Überwachung der Volksgesundheit, vermitteln heute ein größeres Sicherheitsgefühl auch in ernsten Krankheitsfällen. Der Rhythmus der Arbeit, der das Sein des heutigen Menschen weitgehend bestimmt und formt, läßt ihm zudem nicht die Muße, hypochondrisch seine Leiden zu pflegen.

Aber früher lebte man nicht seiner Gesundheit, sondern eher seiner Krankheit, und so war es kein Wunder, daß der Wundermann aus München großen Zulauf hatte. Dazu trug der Ruf, den er aus seiner Heimat mitbrachte, ebenso bei wie seine unbestreit-

baren Erfolge bei der Behandlung des von den Kapazitäten schon aufgegebenen Kanzlers; ein besonderer Anreiz mochte außerdem noch in seinen medizinischen Reformbestrebungen liegen, die ihn in Widerspruch zu der starren Gelehrsamkeit seiner Zeit setzten. Mochten viele den „Entfettungsdoktor“ auch nur aus Sensationslust aufsuchen, mancher Einsichtige spürte doch, daß dieser Arzt, der nicht die Krankheit, sondern den Kranken behandelte, von neuen Erkenntnissen ausging, die das überlieferte, eingefahrene Schema sprengten.

Ein Schüler Schweningers, Dr. Wilhelm Winsch, schilderte in einer Gedächtnisrede auf seinen Lehrer das Geheimnis seiner ärztlichen Kraft: „Schweninger war eine durch und durch ehrliche Natur, und es war ihm ganz undenkbar, etwas gegen seine Überzeugung zu tun. Als er sich ... der ärztlichen Praxis zuwandte, da stand es in ihm fest, auf alle jene Mittel zu verzichten, deren Erfolglosigkeit er am Seziertisch genügend festgestellt hatte. Außer seinem scharfen ärztlichen Instinkt war eine besonders große Gabe in ihm sein starker und völlig unbeirrbarer gesunder Menschenverstand. Viele verlieren durch das akademische Studium ihren gesunden Menschenverstand und werden so stark in eine bestimmte Schultradition hineingepreßt, daß sie das Leben gar nicht sehen, wie es ist, sondern nur, wie es ihnen durch ihre Schulbrille erscheint. Schweninger aber war genial und selbständig genug, um sich keine Schulbrille dauernd aufsetzen zu lassen, und so wandte er mit unbeirrbarer Zielsicherheit und wenig beeinflußt durch herrschende Schulmeinungen nur die allereinfachsten Hilfsmittel in der Krankenbehandlung an: peinlichste Regelung der Diät im weitesten Sinne; Einwirkung auf die Blutzirkulation und Wärmeregulierung durch seine später berühmt gewordenen heißen Teilanwendungen. In der festen Überzeugung von der ungeheuren Heilkraft dieser Mittel lag auch die starke suggestive Fähigkeit, die Schweninger als Arzt besaß. Freilich der wesentlichste Teil dieser Kraft strahlte von seiner Persönlichkeit selber aus, die etwas Dämonisches hatte.“

Noch lebte Schweninger in München, noch hatte er sich keine Wohnung in Berlin gemietet, noch war es fraglich, ob er sich überhaupt jemals in der Reichshauptstadt niederlassen würde, als ihm auch schon die Patienten zuströmten. Aus allen Teilen des Reiches liefen die Briefe ein, und was in der Berliner Gesellschaft Rang und Namen hatte, spannte seine Beziehungen an, um dem gesuchten Arzt empfohlen zu werden, selbst als er in Berlin noch keinerlei Ordinationsräume hatte und nur darauf verweisen konnte, ihn in München aufzusuchen, oder den Kranken in Berlin gerade zwischen Tür und Angel behandeln mußte. Aber das machte nichts. Sie waren auch damit zufrieden.

Wie es bei einer solchen Konsultation im Umherziehen zuging, das hat ein Kammersänger geschildert, der gerade an die Hofoper engagiert worden war und häufig an Indispositionen litt. Da er durch Paul Lindau bei dem Arzt eingeführt war und ihn bereits in München aufgesucht hatte, wollte der gutmütige Schweninger den Künstler nicht ohne Hilfe lassen, als er sich wieder an ihn wandte, und bestellte ihn zur Untersuchung in seine gegenwärtige Wohnung, das Kanzlerpalais.

Was sich dort abspielte, hat der Patient in einem Zeitungsartikel ausführlich beschrieben: „Ein Diener führte mich durch ein kleines Vestibül zu einer Treppe. Als ich die Stufen hinaufstieg, beschlich mich ein eigenartiges Gefühl. So in der Nähe des Gewaltigen zu sein, verursachte mir Herzklopfen, unwillkürlich mußte ich stehenbleiben, um Atem zu schöpfen. Etwas mitleidig sah mich der Diener an, gewiß hielt er mich für einen Schwerkranken. Dann führte er mich durch einen Gang zu den nach dem Garten gelegenen Zimmern. Hier klopfte der Diener vorsichtig an eine Tür. Es dauerte geraume Zeit, bis sie geöffnet wurde. Schweningers tiefgebräunter, rabenschwarzbehaarter Kopf wird sichtbar. Er ist in Hemdsärmeln, wie eine Trüffel in der Serviette schaut's aus, und knöpft sich die Träger an die Hosen. Im bajuvarischen Dialekt meint er, es sei gestern, nein heute, etwas früh geworden. Da sein Zimmer nicht in Ordnung und es finster im

schattenliegenden Raum ist, gehen wir hinauf in den großen Saal, der, von der Mittagssonne goldig durchflutet, erwärmend wirkt. Und wieder, echt bayrisch, fordert er mich auf, mich auszuziehen. Während ich mich auskleide, spaziert er, wie zu Hause, im Saal herum. Dann hört er, das Ohr an mein Herz und Lungen gelehnt, Puls und Atemführung. Unterdessen schaue ich verloren in den großen Spiegel und ... traue meinen Augen kaum. Der Fürst scheint sich uns auf dem Teppich geräuschlos zu nähern. Ich bekomme, bei entblößtem Oberkörper stehe ich ja nur in den Hosen, eine Gänsehaut. Schweninger hebt den Kopf und erblickt den in einiger Entferung eingetretenen Bismarck ... tableau! Schweninger überrascht, läßt mich, quasi Entleibten, stehen und eilt zum Fürsten, der etwas grollend die buschigen Augenbrauen hebt. Aber nicht lange grollt es, und die Sonne lacht in den Saal; denn mein Aussehen sowohl wie die Unverfrorenheit des Allerweltsarztes mögen die Groteske in ein humorvolles Bild verwandelt haben. Zwischen Fürst und Arzt folgte eine kurze, aber freundliche Unterredung, dann verabschiedete sich der Reichskanzler, mir mit der Hand einen grüßenden Wink austeilend. ‚Dös hätt beinah a Putzer geben!‘ Die Schultern hochziehend, sich hinter das Ohr kratzend, sagte es Schweninger.“

Auf die Dauer war der Zustand natürlich nicht aufrechtzuerhalten, daß der Arzt des Kanzlers ständig in Berlin war, ohne in eigenen Räumen behandeln zu können. Als die Frage seiner Lehrtätigkeit entschieden war, mietete der junge Professor die Etage in der Zimmerstraße. Von hier aus gelangte er jederzeit rasch zur Wohnung des Reichskanzlers, die Universität war nicht weit und auch die Charité in kurzer Zeit zu erreichen. Doch es war nicht so, daß sich das Leben des Arztes nun zwischen diesen Polen geruhsam bewegte. Seine ausgedehnte Privatpraxis, die ständig an Umfang zunahm, spielte sich nicht nur in der Zimmerstraße ab, sondern brachte es mit sich, daß er fast ständig auf Reisen war, gehetzt von seinen vielen Pflichten. Durchschnittlich zweihundert Nächte des Jahres verbringe er im Schlafwagen, so

äußerte er einmal zu dem Schriftsteller Fedor von Zobeltitz, und sein Handkoffer stehe immer fertig gepackt. Sein kräftiger Körper ertrug leicht alle diese Strapazen, und wenn er einmal gar nicht weiter konnte, mußte ein kaltes Bad die Erquickung der entbehrten Nachtruhe ersetzen. Das außergewöhnliche Wanderleben dieses Arztes, der von der großen Welt ganz Europas gesucht wurde, weitete seinen Blick, ohne seinen gesunden Instinkt zu verderben. „Er wurde zum Weltmann und spottete der Gelehrsamkeit, ein neuer Typus Arzt", so charakterisiert ihn Winsch.

Auf seinem Schreibtische häuften sich zu immer höheren Stößen die flehentlichen Briefe großer Männer, die sich im Dienste ihrer Völker, ihrer Unternehmungen, ihrer Ideen verzehrt hatten, mochten es Könige, Staatsmänner, Industrielle, Finanzmagnaten, mochten es Fürsten des Geistes sein, Gelehrte oder Dichter. Vor ihm waren sie alle nur nackte arme Menschen, erschöpft durch ihr Lebenswerk, die in ihrer Sehnsucht nach Gesundheit ihre Macht, ihr Geld, ihren Namen, ihren Erfolg, die Bürde ihres Ruhms, ja sogar die Gewalt ihres Geistes vergaßen. Sie kamen zu ihm wie zu einem Magier, von dem sie Zeichen und Wunder erhofften, und meist tat er auch das erhoffte Wunder: er wies ihnen den Weg, auf dem es für sie, wenn sie seine Ratschläge getreulich befolgten, Genesung oder doch wenigstens Erleichterung gab.

Und das gläubige Vertrauen der Patienten, die Zuversicht auf baldige Genesung stellten sich sogleich ein, wenn nur der Name Schweninger genannt wurde. Frau Johanna Bödiker, die Gattin Tonio Bödikers, des ersten Präsidenten des Reichsversicherungsamtes und Schöpfers der Unfallberufsgenossenschaften, erzählt in ihren Erinnerungen, wie sie bei einem Besuche in Hügel, wo sie von gichtigen Schmerzen befallen wurde, von Frau Krupp den Rat erhielt: „Sie sind krank, konsultieren Sie Schweninger." Sofort nach ihrer Rückkehr kam der inzwischen verständigte Schweninger zu Frau Bödiker, die ihn mit den Worten empfing: „Herr Professor, wenn Sie mir sagen, graben Sie sich in Norwegen in

den Schnee ein, dann tue ich es.“ So rigoros waren allerdings Schweningers Anordnungen nicht. Mit größter Liebenswürdigkeit erklärte er nach der Untersuchung: „Ich stehe Ihnen Tag und Nacht zur Verfügung, um Sie von den Schmerzen zu befreien.“ Mit heißen Teilanwendungen und Turnübungen wurde das Leiden bekämpft. Immer wieder hebt die Patientin hervor, daß sich Schweninger ihrer mit einer rührenden Väterlichkeit bis zu ihrer Gesundung angenommen habe.

Es würde den Rahmen dieses Lebensbildes sprengen, wollte man alle die Fälle aufzählen, in denen Schweninger sich um leidende Menschen bemüht hat. Ein markantes Beispiel mag jedoch die Behandlung Alfred Krupps bieten, der in seinen letzten Lebensjahren Patient des berühmten Arztes war.

Der Schöpfer des gewaltigen Unternehmens an der Ruhr, der fast als Knabe noch mit sechs Arbeitern die kleine Werkstatt seines Vaters übernommen und im Laufe eines mühereichen Lebens zu dem weltbekannten Industriewerk ausgebaut hatte, das viele Tausende von Arbeitern beschäftigte, war durch seine Tätigkeit, ähnlich wie Bismarck, nie zum Nachdenken über sich selbst gekommen, bis eines Tages die Katastrophe da war. Die Arbeit hatte ihn aufgezehrt und vereinsamt, er war ein Skeptiker geworden, für den der einzelne Mensch nur unter dem Gesichtspunkt der Brauchbarkeit für das höhere Ziel gewertet wurde. So war er dazu gekommen, die Ärzte zu beurteilen wie die Ingenieure, mit denen er zu tun hatte und von denen er keinem unbedingt traute, ebenso wie Bismarck es sich vorbehielt, jedem Schriftstück, das sein Ministerium verließ, selber die letzte Form zu geben. Wie Bismarck über seinen Sohn die Bekanntschaft Schweningers gemacht hatte, so wurde auch Alfred Krupp durch die guten Erfahrungen seines Sohnes mit Schweninger zu diesem bekehrt. Friedrich Alfred Krupp hatte den Arzt Bismarcks in Nizza kennengelernt und war durch ihn von seinem Asthma, unter dem er seit seiner Jugend gelitten hatte, geheilt worden. Der dankbare Patient lud Schweninger nach der Villa Hügel ein, dem Wohnsitz

der Krupps, und vermittelte die Bekanntschaft mit seinem Vater. Nicht nur der Sohn, auch Freunde des Hauses rieten dem mehr als Siebzigjährigen dringend, sich in die Behandlung des „Wunderdoktors“ zu begeben. Sie alle wußten, daß er einen Arzt brauchte, der mit dem nötigen Nachdruck die Durchführung seiner Verordnungen erzwang, was bislang noch keinem gelungen war. Der alte Krupp ahnte, was man mit ihm vorhatte. „Der Professor macht mir den Eindruck, daß er mich wirkungsvoll piesacken wird“, schrieb er resigniert nach der ersten Begegnung, fügte aber sogleich unter dem Eindruck von Schweningers starker Persönlichkeit hinzu: „Ich vertraue, zittere und hoffe.“

Der neue Arzt brachte den gebrechlichen Gewaltigen, der in letzter Zeit schon allzulange das Bett gehütet hatte, bald auf die Beine, so daß er nach einiger Zeit sogar den gewohnten Ausritt wieder wagen konnte. Wie es seine Art war, kümmerte er sich auch um den Tisch des Betreuten und stellte fest, daß dieser überreich bestellt war. Sofort wurden dieselben Beschränkungen für die Mahlzeiten angeordnet, die sich in ähnlichen Fällen gut bewährt hatten. Anfangs fiel es dem „Kanonenkönig“ allerdings nicht leicht, auf die Tafelfreuden zu verzichten, und da zwar die Zahl der erlaubten Gläser Rotspons vorgeschrieben, aber über die Größe keine zwingende Bestimmung getroffen worden war, fand er hier einen Ausweg, um zu der gewohnten Menge zu kommen, wie sein Kammerdiener einmal ausplauderte. Doch bald ordnete der Kranke sich dem überlegenen Willen des Arztes unter. Welchen Einfluß Bismarcks „schwarzer Teufel“ auch auf ihn schließlich gewann, das offenbart ein erschütternder Brief Krupps vom April 1887:

„Bester Professor, ich weiß, daß wenn Sie mich nicht retten, kein anderer es kann. Wenn Sie mich verlassen, so ist mein Urteil gesprochen. Ich habe das Bewußtsein, Ihren Vorschriften pünktlich gefolgt zu sein. Ich habe am Tage nie mehr und nie so aufregendes Geschäftliches geschrieben, als ein einziger Bericht an Sie ausmacht. Bei Nacht ruht alles wie bei Tage ... Alle Berichte sind

nur erfreulich, zeugen von Wohlergehen, größtes Labsal. Fühlbar aufregend und angreifend ist dagegen das Anhören der Lektüre der Zeitungsberichte, Ansehen illustrierter Blätter ... auch Dominospiel, und das will ich alles aufgeben sowie bereits das Trinken leider ... Ich kann alles entbehren, kann aber nicht solche Leiden ertragen, die mich den ganzen Tag nicht aus Angstschweiß und Stöhnen kommen lassen. Ich gehe jetzt viermal täglich bei offenen Fenstern und Balkons im ersten Stock von einem Balkon auf den andern, und sobald ich die Treppen wieder steigen kann und in und aus dem Wagen, werde ich im Garten gehen und auch fahren. Was darüber geht, bitte ich nicht zu verlangen. Ich tu', was ich kann, und wenn andere mehr leisten als ich, so sind sie besser beanlagt. Kneten ertrage ich nicht wieder — für alle Güter der Erde nicht. Ich bin so heruntergekommen in meinem Mut — da ist nun noch die Atemnot, bei der ich nur einschlafe, um nach kurzer Zeit im Schweiß vor Beklemmung mit schlechten Träumen zu erwachen. Solches Leiden kann ich lange nicht ertragen und in dieser Stimmung ... habe ich nur den Wunsch, daß ich schmerzlos für immer einschlafen möchte. Vor allem will ich die Pflicht aber bis zum letzten Augenblick wahren, darin will ich unserm höchsten Vorbilde nichts nachgeben. Jetzt $^1/_2$11 Uhr stehe ich auf und werde, wie gestern, abwechselnd mit Ruhe laufen, soviel ich kann. ... Ihr treu ergebener Alf. Krupp."

Die Schriftzüge dieses Briefes sind noch von einer erstaunlichen Festigkeit, wenn man das Alter und die schwere Erkrankung in Betracht zieht. Wenige Monate nach der Abfassung dieses Briefes hatte die Anfälligkeit jedoch so zugenommen, daß der Kranke nur noch ein paar Zeilen mühsam hinkritzeln konnte. Sein Lebenswille und seine geistige Regsamkeit waren aber keineswegs erloschen. Sie vermochten es sogar, den erfahrenen Arzt zu täuschen, der gemeinsam mit dem Sohne Krupps, den er gerade in seinem Heidelberger Sanatorium behandelte, zu Besuch nach Essen gekommen war, um auf Hügel nach dem Rechten zu sehen. Auf den ausdrücklichen Wunsch Alfred Krupps hin reisten die beiden

nach kurzem Aufenthalt wieder ab. Schweninger hatte vorsorglich einen Assistenzart zurückgelassen; denn der Kranke sollte nicht ohne ärztliche Aufsicht bleiben. Und dann versagte plötzlich der Körper des Fünfundsiebzigjährigen mit dem wachen Geist. Vierundzwanzig Stunden nach der Abfahrt des am meisten gesuchten Arztes dieser Zeit war Alfred Krupp einem Herzschlag erlegen. Die unergründliche Natur hatte diesmal Schweningers erfahrenes Auge getäuscht.

Der Arzt und sein Honorar

Schweninger, dieser Künstler seines Berufes, blieb immer ein Freund der Künstler. Und die Künstler waren es auch, die am meisten von ihm und seiner Art zu sagen wußten; sie spürten das Künstlerische in ihm, auch wenn er arztete.

„Wo seine mächtigen Pranken hingriffen", so schildert es der Schriftsteller Fedor von Zobeltitz, „da wuchs kein Gras mehr. Er konnte massieren, daß man die Engel im Himmel singen hörte, er knuffte und puffte, aber jeder Griff saß richtig. Er hatte etwas vom Bildhauer an sich, er modellierte den mißlungenen menschlichen Korpus sozusagen neu. Wie Schleich war er als Arzt ein Künstler. Das sagte auch sein Freund Lenbach oft, wenn er überhaupt etwas sagte."

Wie ein Panther sprang er die Krankheit an, und er ruhte nicht eher, bis er sie aus dem menschlichen Körper hinausgetrieben hatte. Dieser unbändige Siegeswille brachte daher so oft das scheinbar Unmögliche zuwege, und er überließ in seinem überschäumenden Eifer auch das geringfügig Scheinende nicht untergeordneten Kräften, wenn er sich von seinem persönlichen Handeln den größeren Erfolg versprach. In solchen Fällen war er, wie Zobeltitz erzählt, sein eigener Masseur, und diese Massagen trugen dann dazu bei, den Ruf der Grobheit, in dem er stand, noch zu verstärken. Li Hung Tschang hingegen, der chinesische Staatsmann, empfand den Zugriff der „mächtigen Pranken" keineswegs als grob. „Tritt mir doch noch einmal ordentlich auf

dem Bauch herum, das bekommt mir so gut", ließ er durch seinen Dolmetscher Schweninger sagen, wenn er den Arzt, der ihn auf seiner Deutschlandreise im Jahre 1896 begleitete, nachts im Sonderzug an sein Lager bat, um sich von ihm massieren zu lassen.

Dabei war die vielberedete Grobheit Schweningers kein Grundzug seines Naturells, das eher gesellig liebenswürdig war, und er wandte sie im Umgang mit seinen Patienten nur selten und nur dann an, wenn er auf eine andere Weise eines Ungebärdigen nicht Herr werden konnte. Von einem solchen Fall weiß Dr. Winsch zu erzählen. Der kleine körperlich zarte Arzt behandelte einmal einen mehr als zwei Zentner schweren Berliner Großhändler, gegen dessen Ungeschliffenheit und hemmungslose Quengeleien er kaum noch aufkommen konnte. Es war ein ungeduldiger Patient, der für den jungen Arzt eine rechte Plage war. Als er ihm wieder einmal allzu heftig zusetzte, daß es mit ihm gar nicht vorwärts gehe, schlug Winsch ihm vor, einen zweiten Arzt hinzuzuziehen, wobei er an Schweninger dachte, der auch bereitwillig zusagte. Er richtete es so ein, daß sein Lehrer den Kranken allein besuchte. Was er erhofft hatte, trat ein. Kaum war die Besuchsstunde Schweningers vorüber, als auch schon das Telephon bei Dr. Winsch läutete. „Sagen Sie mal, was fällt Ihnen ein, mir diesen Kerl auf den Hals zu schicken", schrie der Großhändler unvermittelt seinen Arzt an, ohne an einen höflichen Gruß zuvor zu denken. „Der ist ja grob wie ein Klotz und hat mich angebrüllt, das ist ja kaum zu glauben." — „Und konnte er Ihnen nicht helfen? Sind Sie mit seinen ärztlichen Ratschlägen nicht zufrieden?" erkundigte sich der junge Arzt. „Das ist es ja eben", rief der Kranke wütend, „der kann wirklich was!"

Unter den weiblichen Patienten Schweningers hatte es sich bald herumgesprochen, daß er jeder Dame, die ihn aufsuchte, das Korsett mit mehr oder minder temperamentvollen Schimpfreden entriß. Zuweilen geschah es sogar, daß er sich weigerte, die Erkältung einer besonders widerspenstigen Patientin zu behandeln, solange sie „den verflixten Schnürleib umiwurschtlet" hatte. Diese

Abneigung gegen das Schnüren begründete er in einem Vortrag einmal folgendermaßen:

„Man kennt ziemlich allgemein meine Antipathie gegen das Korsett. Die Damen glauben immer, mich beruhigen zu können, wenn sie mir sagen: ‚Ich schnüre mich ja gar nicht sehr!' Aber es kommt nicht auf das Schnüren an, sondern darauf, daß über die mehr oder minder wichtigen Organe ein Panzer gelegt wird zu einer Zeit, wo die Organe im Unterleib sich noch nicht völlig entwickelt haben. Hat man den Panzer angelegt, dann stopft man in diese Röhre — will ich sagen — alles mögliche Essen und Trinken hinein, das Blut wird aus dieser Röhre, in der die wichtigen Verdauungsarbeiten sich vollziehen sollen, herausgedrückt und eine richtige Ernährung wird unmöglich gemacht. Ich möchte aber auf ein paar andere Dinge kommen, die gar nicht recht berücksichtigt werden, weil unsere unbedächtigen Menschen so häufig alles, was modern ist, verwenden und dabei hoffen, für sie werde der Nachteil nicht so groß sein. Ich glaube, daß die Korsetts die Erfindung buckeliger Weiber sind."

Sowenig sich Schweninger scheute, gewaltsam gegen das Korsett vorzugehen, zeigte er sich doch als ein Meister der Diplomatie in solchen Fällen, wo Kranke mit nervösen, hysterischen oder eingebildeten Leiden zu ihm kamen. Seiner ärztlichen Grunderkenntnis getreu behandelte er nicht Krankheiten, sondern den Menschen, und er vertrieb das eingebildete Übel aus ihm ebenso wie das wirkliche Übel mit dem ihm angemessen erscheinenden Mittel. Das nervöse Magenleiden einer eingebildeten Kranken, die in dem Wahne lebte, alle Nahrung schade ihr, bekämpfte er etwa damit, daß er ihr jede Speise, auf die sie Appetit hatte, erlaubte, jedoch unter dem Vorbehalt, nicht mehr als einen Eierbecher voll davon auf einmal zu sich zu nehmen. Schweninger erreichte damit, daß die Kranke, um nicht zu verhungern, alle halbe Stunde ihren Eierbecher füllte und leerte, und über dieser Beschäftigung ihr nervöses Magenleiden vergaß.

Aus solchen einzelnen Fällen, die ihm im Laufe seiner Praxis

zu hunderten unter die Hände kamen, erwuchsen ihm die großen Erkenntnisse. Mochte es auch zeitweise für Menschen, die mit ihm befreundet waren, den Anschein haben, daß er sich zersplittere, weil er die wenige freie Zeit, die ihm sein Beruf ließ, mit gesellschaftlichen Vergnügungen oder auf Reisen zubrachte, so fand er in seiner gewaltigen Lebenskraft doch immer wieder eine Möglichkeit, die Eindrücke, die er überall gesammelt hatte, zusammenzufassen und aus ihnen die Grundsätze zu gewinnen, die die große Linie seines ärztlichen Wirkens bestimmten. Ein gutes Beispiel hierfür sind seine Ausführungen über die menschliche Ernährung in dem bereits erwähnten Vortrag:

„Der Mensch — von dem sprechen wir doch wohl zunächst, aber wir könnten auch von den anderen Tieren sprechen — lebt nicht von dem, was er ißt, sondern von der Fähigkeit, es zu verdauen und auszunützen; es kommt nicht nur darauf an, wie er es verdaut, sondern auch darauf, wie er es mit der möglichst größten Leistungsfähigkeit, bei geringster Anstrengung der Organe seines Körpers, ausnützt. Das Wichtigste ist immer, daß wir alles, was uns heute zu Gebote steht, oder was wir jeweilig zur Verfügung haben, auf das Beste ausnützen, mit dem größten Nutzeffekt für den ganzen Körper. Das ist die richtige Ernährung in der ersten, mittleren und höheren Jugend. Freilich wird die höhere Jugend je nach dem Stadium auf ihre individuellen Verhältnisse angewiesen sein: wer keine Zähne hat, kann nichts beißen, und wer Zähne hat, hat vielleicht nichts zu beißen. Wer im höheren Alter keine Zähne hat, muß sehen, daß er sich anders ernährt als früher in seiner Jugend. Ich habe mich im vorigen Jahre auf meiner Nordlandsreise unendlich gefreut, zu sehen, daß in den höchsten Gebirgsgegenden, in dem zerklüfteten Gestein, monatelang im Sommer die Tiere weiden, namentlich die Schafe und Ziegen, die da eigentlich nur Steine lecken und trotzdem in den besten Ernährungsverhältnissen sind; als ich dann in die Tiefe kam, in die herrlichsten Gefilde, die unter dem Einfluß der günstigen klimatischen und sonstigen Verhältnisse ganz in ita-

lienischer Weise entwickelt sind, sah ich, daß bei dem reichen Futter, das dort gewachsen war, die Tiere lange nicht so gut genährt waren wie oben. Und doch kam mir der Gedanke, den wir oft aussprechen hören, und den ich selbst auch häufig meinen Kranken gegenüber verwende: Sie müssen so weit kommen, daß Sie Kieselsteine vertragen und aus ihnen die Nahrung herausziehen, die Sie brauchen. Wenn Sie Ihre Organe richtig gebrauchen, dann bringen Sie sie auch bis zu einem gewissen Grade der Ernährungsfähigkeit. Die richtige Ernährung wird die sein, bei der der einzelne Mensch in den einzelnen Stadien imstande ist, mit dem auszukommen, was er hat. Die Breite der hier gegebenen Möglichkeiten ist sehr ausgedehnt, und ein kluger Arzt wird ohne Schwierigkeit das Passende treffen. Dazu aber muß er nicht nur ein Forscher sein, sondern auch ein Helfer; er muß nicht nur wissen, sondern auch können, nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler sein, der Leib und Seele aller Menschen, gesunder und kranker, liebevoll zu erkennen und zu pflegen vermag."

Diese ernsthaften und auf Erfahrung gegründeten Lehren konnte Schweninger, wenn er in Gesellschaft war, auch oft in einer abrupt hinausgesprudelten Sentenz zusammenfassen. Diese Form beliebte er besonders dann anzuwenden, wenn ihm ein Vertreter jener Sorte wohlhabender Mitmenschen auf den Leib rückte, die jeder Arzt besonders schätzt, weil sie das gesellschaftliche Zusammentreffen mit Vertretern der Heilkunde dazu benutzen, um eine Konsultation zu schnorren. Einem solchen Herrn, einem Berliner Bankier, der auf einem Hofball Gelegenheit nahm, den berühmten Professor nach seiner vielberedeten „Entfettungskur" zu fragen, antwortete er lakonisch: „Fressens die Hälfte, saufens die Hälfte; fressens und saufens niemals zusammen!"

Wenn Schweninger auch dem großen Laster seiner Zeit, der Unsitte der Völlerei, wo er nur konnte, in Wort und Schrift entgegentrat, so wäre es doch zu simpel, ihn auf den Nenner „Ent-

fettungsdokter“ zu bringen, wie es der Durchschnitt seiner Zeitgenossen tat. In seinem Nachruf auf Schweninger ist Fedor von Zobeltitz dieser irrigen Meinung entgegengetreten: „Für die Welt, die das Schlagwort über alles liebt, war und blieb Schweninger seit seinen ersten großen Erfolgen, die seinen Namen berühmt machten, der Mann der Oertelschen Entfettungskur. In Wahrheit hat er mindestens so viele Leute fett wie mager gemacht, war jedenfalls einer der Bahnbrecher auf dem Gebiet einer neuen Diätanwendung.“

Aber zum Bilde dieses genialen Arztes gehört auch, daß er selbst, der mit so außerordentlichem Nachdruck seine Patienten auf den Weg einer naturgemäßen Lebensweise führte, es mit seiner eigenen keineswegs so streng nahm. Vor sich selber hatte er allerdings die Rechtfertigung, daß er den gestrengen Professor Schweninger noch nicht konsultiert hatte. Und wenn er diesen befragt hätte, so wäre ihm wohl die Antwort geworden, daß eine solche Bärennatur in des Wortes wahrster Bedeutung die Ratschläge des wohlmeinenden Arztes nicht gar so ernst zu nehmen brauche.

Schweninger lebte darauflos. Er aß, soviel er Hunger hatte, ohne sich an eine Diätvorschrift zu halten, leerte dazu manche Flasche in dionysischer Lebensfreude und rauchte hinterher mit Behagen die schweren Zigarren, wie er sie schon seit seiner Münchener Zeit liebte. In urwüchsiger Kraft, eine Mischung aus Grandseigneur und bayrischem Dorfpatriarchen, konnte er, zu Hause an seiner Tafel sitzend, mit selbstverständlicher Gelassenheit eine Scheibe englischen Roastbeefs aus der Hand essen und das Bier dazu unbekümmert aus der Flasche trinken. Selbst als er sich einmal vorgenommen hatte, auf einer Urlaubsreise den Körper zu „entgiften“, streng diät zu leben und natürlich jedem Alkoholgenuß zu entsagen, mußte er nach seiner Rückkehr einem skeptischen Frager bekennen: „Ja, wissen Sie, es gab an Bord ein so schönes Pilsener, und da konnte ich nicht widerstehen.“ Zogen ihn Angehörige oder Freunde seiner scheinbaren Inkonsequenz

wegen auf, dann pflegte er launig zu erwidern: „Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten!“ Vor diesem lachenden Propheten, der seine Natur so gut kannte, versagten alle Einwände.

Verschwenderisch wie mit seinen Lebenskräften ging er auch mit seinen materiellen Gütern um. Er knauserte nie. Wer seinen Rat suchte, erhielt ihn, und wer dafür bezahlen wollte, bezahlte. Schweninger war kein Kaufmann, dessen liebste Tätigkeit das Ausschreiben der Liquidationen ist. Er war ein Arzt, der seine Lebensaufgabe darin sah, leidende Menschen wieder gesund zu machen und nicht für sich Geld zu scheffeln. Die mit seiner Sonderstellung innerhalb seines Berufes verbundene Möglichkeit, sich in kurzer Zeit ein großes Vermögen zu schaffen, reizte ihn nicht. Er gehörte zu jenen Menschen, die zwar die Vorteile kennen und zu nutzen verstehen, die das Geld in einer auf Geld gestellten Gesellschaft bietet, aber er wurde nie sein Sklave. Andere hätten vielleicht, gestützt auf einen solchen Namen, wie er ihn mittlerweile erworben hatte, aus einem Sanatorium eine Goldgrube gemacht. Für Schweninger war sein Sanatorium in Heidelberg, das zumeist von zahlungskräftigen Patienten aufgesucht wurde, nur eine finanzielle Belastung, und er mußte es schließlich sogar aufgeben, weil er die Mittel nicht heranschaffen konnte, um es dauernd zu bewirtschaften. Er tat es nicht gern; denn er liebte es, schwierige Patienten unter einer weitgehenden Kontrolle zu haben, damit er sicher war, daß seine Anweisungen auch befolgt wurden. Ein großes Sanatorium, ganz nach seinen Plänen eingerichtet und geleitet, muß sein Lieblingsplan gewesen sein, von dem er auch Alfred Krupp erzählte. Dieser versprach ihm kurz vor seinem Tode, ihm ein Sanatorium zu bauen. Schweninger hat die Einlösung dieses Versprechens von den Erben wohl nicht gefordert.

Er war nicht der Mann, der auf seinem Schein bestand. Er schickte seinen Patienten nicht einmal die üblichen Jahresrechnungen, sondern überließ es ihrem Takt und dem Zufall, daß er

zu seinem Gelde kam. Es entsprach seiner Art, die Welt als Künstler zu sehen. Und Künstlertum und Buchhaltung sind nun einmal verschiedene Welten. Die Steuerbehörde war allerdings anderer Ansicht. Da wirkte nun schon seit Jahren der Arzt in der Zimmerstraße Nummer 100, der nicht nur Bismarck kuriert hatte, sondern auch die reichsten Leute Europas zu seinen Patienten zählte. Er mußte, gemessen an den Einkünften anderer medizinischer Kapazitäten, selber ein Nabob sein. Seine Angaben über seine Einnahmen erschienen der Behörde reichlich unglaubwürdig, und um diesen Widerspruch aufzuklären, schickte sie einen Beamten zu dem Professor. Schweninger erkannte in diesem Manne einen Patienten, den er vor längerer Zeit geheilt hatte. „Soviel ich weiß", erwiderte er auf die Vorhaltungen dieses Rechercheurs, „hatte ich vor einigen Jahren das Vergnügen, Ihnen wiederholt ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Wissen Sie sich vielleicht noch zu erinnern, wieviel Sie mir dafür bezahlt haben?" Und da der Beamte durch sein Schweigen zu erkennen geben mußte, daß er den Lohn für die ärztliche Mühe schuldig geblieben war, meinte Schweninger lachend: „Ja, sehen Sie, so wie Sie machen es leider viele von meinen Ratsuchern."

Aber es gab auch Patienten, die großzügiger waren als der Beamte und die Steuerbehörde. Als Schweninger den Sultan Abd ul Hamid, den „kranken Mann am Bosporus", behandelt hatte, erfolgte die Bezahlung im Jildis-Kiosk weder in türkischen Pfunden noch durch einen Bankscheck, sondern, wie im Märchen, echt orientalisch: der große Hakim aus dem Abendlande wurde in die Schatzkammer geführt, wo man ihm bedeutete, daß er sich hier nach seinem eigenen Gutdünken bezahlt machen möge. Schweninger blickte sich um, in goldenen Schalen lagen geschliffene Brillanten, Smaragde, Rubine und Perlen, neben unzähligen anderen Edelsteinen und goldenem Gerät. Der Arzt griff in eine der Schalen und steckte eine Handvoll Edelsteine in seine Hosentasche, bedankte sich und reiste ab. Als er nach ein paar Tagen wieder zu Hause war, hatte er, wie es seiner Art entsprach, längst

vergessen, welchen Schatz er in den Kleidern barg, die er auf der Reise oft genug achtlos an- und wieder ausgezogen hatte. Erst die ausdrückliche Frage nach dem Honorar des Sultans erinnerte ihn wieder daran. Nachlässig griff er in die Tasche und holte die Steine hervor.

Schweninger hat das Honorarproblem des Arztes später einmal grundsätzlich formuliert. In seiner Schrift „Der Arzt" heißt es dazu:

„Nicht Selbstlosigkeit und Selbstaufopferung bestimmen den Arzt zum Verzicht darauf, die Entlohnung für seine künstlerische Tat nach Willkür in unerschwingliche Höhen zu verlegen; das Bewußtsein, daß seiner Stärke sich eine Hilflosigkeit anvertraut hat, legt ihm diese Rücksicht auf. Wer den von einem Maler festgesetzten Preis für ein Bild nicht bezahlen kann, dessen Menschentum erfährt keinen unwiderbringlichen Abbruch durch die Unlust, den Ärger, das Bedauern über die ungestillte Befriedigung nach dem Besitz des Bildes. Für den Arzt bildet aber seine Humanität eine innere Notwendigkeit, den Zwang, eine ihm begegnende schwache, der Hilfe bedürfende Menschlichkeit nicht in enttäuschtem Vertrauen wieder des Weges ziehen zu lassen.

Der humane Künstler wird den Wert seiner Leistung gebührend einzuschätzen wissen; er wird auf seinem Künstlerrechte aber nur dort bestehen, wo böser Wille, freche Überhebung oder undankbare Mißachtung ihn selbstherrlich darin verkürzen will. Deshalb wird der berufene Arzt nicht grundsätzlich die Selbsteinschätzung bei der Bemessung des Entgeltes für seine Tat aufrichten. Er vertraut sich der stillen Übereinkunft an, nach der ein betreuter Kranker sein bestes Vermögen einsetzt, um seinem Arzte sich dankbar zu erweisen.

Nach bestem Vermögen; das besagt, in einem Ausmaße, das eine tatsächliche Leistung eine Gegenleistung für die ärztliche Tat darstellen kann. Viele gutwillige Menschen setzen ihrer Dankbarkeit eine Grenze, indem sie sagen: Ich gebe, soviel ich vermag, ohne mir wehe zu tun! Das ist eine Ungerechtigkeit. Der Arzt,

der einen Kranken betreut, der hat mit Sorge, mit Aufwand von Nachdenken und physischer Arbeit, mit Einsetzung seiner ganzen menschlichen Anteilnahme sich tausendmal wehe getan, ehe das Ziel seiner Tat erreicht war.

Das gilt in gebührenden Abstufungen für kleine Aufgaben ebenso wie für die größten."

In Friedrichsruh

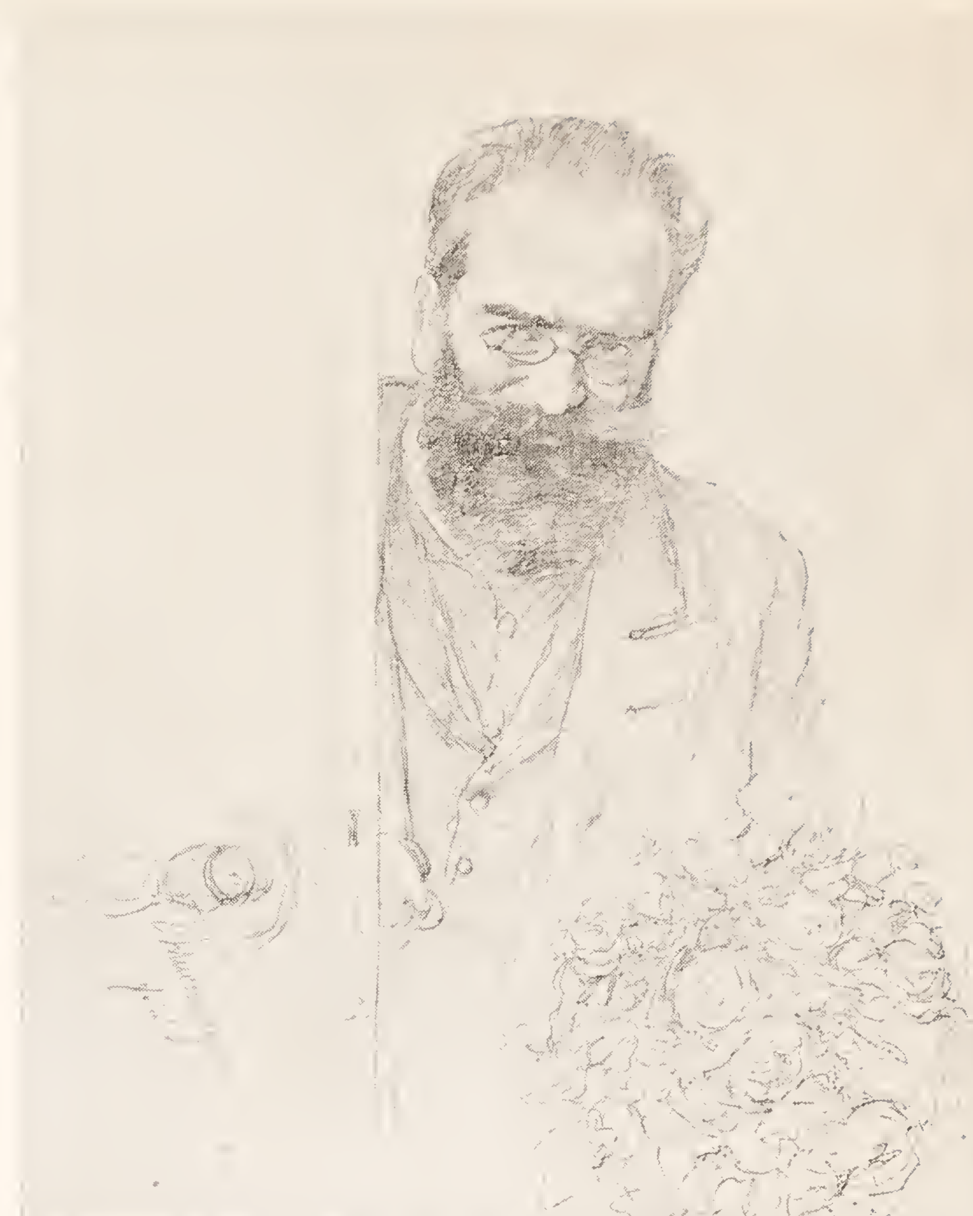
Obwohl Schweningers Zeit und Arbeitskraft durch seine Patienten und die zahlreichen Reisen vollauf in Anspruch genommen war, gehörte doch seine größte Sorge auch weiterhin seinem berühmtesten Patienten. Wenn der Kanzler ihn brauchte, war er da. Erstaunlich bleibt nur, wie er es zuwege brachte, neben seiner Tätigkeit als Hochschullehrer, als Direktor einer Klinik an der Charité und als vielgesuchter Privatarzt noch das tägliche Leben des Fürsten weitgehend zu überwachen und zu regeln. Seine Anordnungen gingen so ins einzelne und kleinste, daß er sich darum kümmerte, ob die Fürstin Johanna Bismarck mit nach Kissingen fahren durfte oder nicht. Ein Brief des Kanzlers an sie, aus dem Jahre 1885, ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich:

„Mein liebes Herz! Nach staubiger, sonst aber guter Fahrt, viel Jubel bei der Ankunft und armermüdender Grüßarbeit in Zivil sind wir in der Saline eingerichtet, haben Forelle und Kalb gegessen, gut geschlafen und sitzen bei klarem Himmel und 15° den grünen Bergen gegenüber; ich wenigstens, Bill steht, in einem wunderbar langen Hemde und wegen Sonnenblendung den Hut auf und rasiert sich. Alles ist in Ordnung, aber sehr einsam, nur Schwalben, Küken und junge Hähne zu hören. Ich hoffe, der schwarze Tyrann erlaubt Dir bald zu kommen . . .“

Zumeist aber suchte der Kanzler in den Jahren, nachdem Schweningers Kur geglückt war, Erholung und Ruhe in seinem geliebten Friedrichsruh. Einsam lag das Herrenhaus, ehemals ein



„Im Vorzimmer“



„Der erste Gratulant“

Zeichnungen von Hermann Allers vom 77. Geburtstage des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh

Hotel, worauf noch die überstrichenen Zimmernummern auf den Türfüllungen hinwiesen, vor den Toren Hamburgs. Doch es war mit der großen Welt verbunden. Ein Telegramm nach der Hansestadt genügte, damit die Schnellzüge, die für gewöhnlich den Bahnhof Friedrichsruh ohne Aufenthalt durcheilten, ihre Fahrt hier für einen Augenblick unterbrachen, um einen Gast des Fürsten oder gar ihn selber für die Reise nach Berlin aufzunehmen. Es gab Jahre, in denen die Züge am häufigsten für Schweninger halten mußten; denn er ließ es sich nicht nehmen, die Lebensführung seines großen Patienten auch in Friedrichsruh zu kontrollieren, selbst wenn er nur als Freund hier zu Besuch weilte.

Der Kanzler pflegte sich, auf Anordnung des Arztes, erst gegen zehn Uhr an die Arbeit zu begeben. Um diese Zeit erschien er mit seinen beiden großen Hunden in dem Arbeitsraum seines Kanzleichefs, der ihm, zur Erledigung der laufenden Arbeiten, auch in Friedrichsruh zur Seite stand. Der spätere badische Staatsminister Dr. A. von Brauer, der als Vortragender Rat des Auswärtigen Amtes einmal vertretungsweise den Dienst in Friedrichsruh versah, hat diese die Tagesarbeit des Kanzlers einleitende Morgenstunde recht anschaulich geschildert:

„Der Fürst trat ans Fenster, besah sich Thermometer und Himmel und knüpfte daran eine mehr den Landwirt als den Staatsmann verratende Bemerkung, wie etwa die, daß das Wetter der Wintersaat günstig oder den jungen Baumpflanzen schädlich sei, daß wir auf den Nachmittag Regen haben könnten u. dgl. Auch ließ er oft hören, daß er schlecht geschlafen habe. Ein Lob seines Schlafes oder seiner Gesundheit überhaupt sprach er selten aus. Nur vor Ausländern, bei denen für gesund zu gelten, ihm politisch nützlich erschien, konnte er sich wohl im Preise seines Befindens ergehen.

Von diesen Frühgesprächen ist mir eins besonders in Erinnerung geblieben. Es war an einem jener trüben, bleigrauen Novembermorgen, als sich der Fürst mürrisch an das feuchte Fenster stellte und sagte: ‚Heute beim Aufstehen kam mir der Gedanke,

wie es doch recht merkwürdig ist, daß gerade die Völker, denen die Sonne besonders heiß auf den Schädel brennt, sie als Gott verehren. Alle Sonnen- und Feueranbeter wohnten im heißen Süden, wie die Assyrer, Phönizier, Perser. Den Völkern des Nordens ist dieser Kultus nicht in den Sinn gekommen. Und doch hat man in unserm Klima gewiß mehr Grund zu Dankbarkeit und Freude, wenn die seltene Sonne am Himmel sich zeigt, als da, wo sie sengende Glut und oft Gefahr und Verderben bringt. Aber die alten Germanen verehrten nicht die Sonne, sondern den Blitz und den Donner.‘

Es entstand eine Pause. Während ich über die Worte nachdachte, fügte er hinzu: ‚Auch hierin zeigt sich die Hundenatur der Menschen, sie lieben und verehren den, vor dem sie sich fürchten.‘

Ehe sich der Fürst nach solchen kurzen Gesprächen zum Gehen wandte, pflegte er einen mißtrauischen Blick auf meine Vortragsmappe zu werfen, und, wenn sie geschwollen aussah, seufzend zu bemerken, es scheine wieder ‚viel Arbeit zu geben‘ . . .“

Nach diesem einleitenden Geplänkel hatte der Kanzler seine Spannkraft so weit aufgeladen, daß er dem Vortrag mit Aufmerksamkeit folgen konnte. Dieser fand in dem Eßzimmer statt, einem kalten, unbequem gelegenen Raum; „der Gebrauch stammte wohl aus der vorschweningerischen Zeit, in der der Fürst sein Schlafzimmer erst zum zweiten Frühstück verließ und der Vortrag unmittelbar an dieses sich anreihte“, bemerkt Brauer. Den Vortrag nahm der Kanzler in seinem Sessel entgegen, wobei er die Beine, nach Schweningers Vorschrift, auf einen Stuhl ausgestreckt hatte. Er ließ sich dabei Zitronensaft und später, als der Arzt dies ausdrücklich erlaubte, leichten Moselwein servieren, den er brauchte, um, wie er sagte, „gegen seine natürliche Faulheit anzukämpfen“.

Doch wenn er diese ersten Hemmungen überwunden hatte, ging die Arbeit schnell und gründlich vonstatten. Sie dauerte meist bis gegen ein Uhr mittags. Aber Schweninger konnte unbesorgt

sein, daß der Fürst auch während dieser Zeit seiner Gesundheit lebte; der Arzt hatte einen guten Helfershelfer in der Fürstin Johanna, die als einziger dienstlich Unbeteiligter während der Arbeitsstunden Zutritt zum Kanzler hatte. Unauffällig kam und ging sie, setzte sich an den Tisch, las oder schrieb, ohne im mindesten die politischen Dinge wahrzunehmen, die verhandelt wurden. Um so mehr aber achtete sie darauf, daß Schweninger zu seinem Rechte kam. Wenn der Kanzler, von einem Gedanken gepackt, aufspringen wollte, dann mahnte sie ihn liebevoll, doch der Vorschriften des Professors nicht zu entraten und in der vorgeschriebenen Ruhelage zu bleiben. Und wenn er einmal Lust nach schwereren Getränken verspürte, bewog sie ihn dazu, sich mit den erlaubten zu begnügen.

Bei dem zweiten Frühstück dagegen, das auf den Vortrag und einen halbstündigen Spaziergang folgte, ließ sie ihrem „Ottochen" etwas mehr Spielraum. Nach Schweningers Vorschrift sollte der Fürst nur zwei Gänge zu sich nehmen. Aber da die Fürstin als fürsorgliche Hausfrau nichts umkommen ließ, kamen auch noch kleine Leckereien auf den Tisch, die an den Vortagen nicht aufgegessen worden waren, sowie die von Verehrern liebevoll für die Tafel des großen Mannes bestimmten Präsente, von denen er nur allzu gern kostete, so daß das erlaubte Maß fast immer überschritten wurde.

„Er wußte", so schreibt Schweninger, „daß ich gelegentlichen Ausnahmen (‚Exzessen') gegenüber, wenn sie nur nicht zu häufig oder zur Unzeit vorkamen und das Maß nicht zu sehr überschritten, mich nicht ganz ablehnend verhielt. So kam denn zuzeiten, vornehmlich bei besonderen Gelegenheiten, eine solche kleine (manchmal auch eine größere) Ausnahme vor. Es geschah aber selten, ohne daß dabei, wenn ich nicht anwesend war, der Fürst Schweningers und seiner Gebote bzw. seiner Verbote gedachte.

Gelegentlich rächte er sich auch für die ‚Tyrannei' seines ‚besten Beobachters', wie er mich (und später auch Chrysander)

nannte, durch den wohlgezielten Pfeilschuß eines freundlichen Scherzes. Er fand dabei immer ein gutes, treffendes, witziges Wort.

So erklärte er einmal, als er in meiner Abwesenheit das gewohnte Maß etwas überschritt: ‚Absente medico nihil nocet!' — Zu deutsch: ‚Schweninger ist nicht da.' . . .

Dabei hatte er sich aber im Laufe der Zeit ganz in meine Gedankengänge eingelebt und dachte ganz in ihnen. Auch ein eigenes diätetisches (oder minder diätetisches) Verhalten beurteilte er ganz mit meinen Augen. Wenn ich beispielsweise von einer Konsultationsreise zurückkehrte, und das Befinden war nicht ganz, wie er es wünschte, so entwickelte er selbst: ‚Wenn ich nur dagewesen wäre, dann hätte sich alles anders gestaltet. Ich hätte ihn am Genusse dieses Glases Wein oder jenes Gerichtes gehindert, und das', meinte er, ‚wäre besser gewesen.'

Auch sonst urteilte er in ärztlichen Fragen in meinem Sinne und sah sich die Leute nach dieser Richtung hin mit meinen Augen an. So fragte er einmal einen bei der Tafel anwesenden jugendlichen Gast, der sich durch große Körperfülle auszeichnete, nach Alter und Gewicht. ‚Das ist zuviel für seine Jugend', bemerkte er, ‚er solle' — ich war anwesend — ‚zu mir gehen und sich erleichtern lassen (schweningern!)'."

Bismarck benutzte in Friedrichsruh die Stunde des zweiten Frühstücks gern, um sich den Vortrag über die weniger wichtigen Eingänge anzuhören. Es waren dies meistens solche Angelegenheiten, die einen Stich ins Kuriose hatten, Huldigungsgedichte, Anpreisungen von Hausmitteln zur Besserung der fürstlichen Gesundheit, Weltbeglückungspläne, Erfindungen und ähnliches. Auch die eingetroffenen Geschenke wurden dann besichtigt: Bilder, Bücher, Weine und Liköre, Obst, wollene Handschuhe, Spazierstöcke und Mützen.

Der Fürst neigte dazu, diese Tafelstunde soweit wie möglich auszudehnen, weil danach eine vom Arzt strikt aufgetragene Pflicht seiner harrte, die er nicht, wie in früheren Jahren, als Ver-

gnügen, sondern als Zwang empfand. Schweninger bestand darauf, daß er nach dem Frühstück ausreite, „vorausgesetzt, daß das Wetter nicht gar zu schlecht sei". Da es sich um eine ärztliche Verordnung handelte, fand der Kanzler das Wetter meist zu schlecht, und es bedurfte für gewöhnlich des Zuspruchs seiner Umgebung, um ihn aufs Pferd zu bringen, falls die Anwesenheit des Arztes, der ihn hoch zu Roß begleitete, nicht die beliebte Ausrede unmöglich machte. Doch wenn er erst einmal seine Unlust überwunden hatte und zu Pferde saß, dann dehnte er seinen Spazierritt fast über Gebühr, bis zur Dunkelheit, aus.

Hier, in der Freiheit der unendlichen Wälder, die zu seinen Besitzungen gehörten, konnte er sich von der intrigengeschwängerten Luft der Parlamente erholen. Der Nervenmensch, dem selbst hysterische Ausbrüche in aller Öffentlichkeit nicht fremd waren, wandelte sich in dem frischen Duft des Waldes, den er, je nach seinem Befinden, durchschritt, durchritt oder durchfuhr. Das war auch der Grund, weshalb Schweninger auf langen Aufenthalten in Friedrichsruh und regelmäßiger Bewegung in frischer Luft bestand. Denn er wußte, hier war Bismarck ein der Erde verhafteter Mensch, nichts als ein Landedelmann, dessen Altvordern durch Jahrhunderte ihren Acker bestellt hatten. Hier war er selber ein Stück Natur, unverwüstlich und knorrig wie sie. Jeder einzelne Baum seiner Wälder war ihm lieb und vertraut geworden, auch wenn er längst überständig und mehr als schlagreif war. Er duldete nicht, daß sein Oberförster beim Abschreiten des Reviers unerbittlich und unbestechlich anzeichnete, was unter den Schlägen der Holzknechte dahinsinken sollte. Er ging mit seinen Söhnen durch den Wald, die geladene Büchse über die Achsel geworfen — nicht um zu jagen, da er sein eigenes Wild zu schonen pflegte, sondern um mit scharfen Schüssen die dürren Wipfel herunterzuholen und so seinen Förster zur Schonung der überalterten Bäume zu bewegen. Und indem er sich der Alterserscheinungen seines Waldes so liebevoll annahm, vergaß er seine eigenen und gesundete.

Wenn er gegen Abend heimkehrte, gut durchblutet und mit gut durchlüfteten Lungen, dann hatte er neue Lust an den kleinen Dingen des Lebens gewonnen. Nach der Hauptmahlzeit, die gegen halb sieben oder sieben Uhr eingenommen wurde, saß er noch stundenlang im Kreise der Seinen und der Gäste, die sich hier versammelten, treu ergebener, ihm verschworener Männer, die ihm halfen, die Bürde des Alters und der Arbeit zu tragen. Aber nach Tisch ruhte die Arbeit, und wenn Schweninger gekommen war, ging von ihm Heiterkeit und Anregung aus. Oft pflegte sich der Kanzler gerade ihm gegenüber, auf dessen Verschwiegenheit er sich, wie er immer wieder betonte, unbedingt verlassen konnte, über die Eignung seiner Beamten oder politische Angelegenheiten des Tages zu äußern. Aber in manchen Fällen, in denen der Fürst sein eigenes Urteil Dritten gegenüber nicht gar zu gewichtig machen wollte, war der Arzt sein joviales Sprachrohr. Brauer berichtet, daß er auf dem Umwege über Schweninger von der Zufriedenheit des Kanzlers mit seiner Arbeit erfahren habe.

Sein Arzt gehörte auch zu den beliebtesten Partnern beim Skatspiel, dem Bismarck mit Leidenschaft ergeben war. Wenn einmal der dritte oder vierte Mann fehlte, dann konnte es vorkommen, daß ein paar gemütliche Hamburger nach Friedrichsruh beschieden wurden. Meist nahm der alte Oberförster Lange am Spiel teil, der, wenn ihn das Pech verfolgte, oft unter wilden Verwünschungen die Karten hinwarf und das Zimmer verließ. Mit einem Schmunzeln duldete der Fürst diese Temperamentsausbrüche seines Getreuen und ließ dann den „rabiaten Kerl“, wie er ihn nannte, wieder zurückholen.

Gegen zehn Uhr, wenn die vierte Pfeife ausgeraucht war, zog sich der Fürst zurück, um noch die Unterschriften der Briefe zu erledigen, die mit dem Nachtzug nach Berlin mußten. Dann suchte er sein Schlafzimmer auf, zu einer Stunde, die der Arzt als günstig für den Beginn der Nachtruhe bezeichnet hatte. Bismarcks Gesundheitszustand ließ in dieser Zeit im allgemeinen nichts zu wünschen übrig. „Allerdings pochte die Vergangenheit von Zeit

zu Zeit an die Tür", schreibt Schweninger. „Anfälle von Gliederschmerzen, Ischias, Lumbago, Venenentzündungen, Bronchitiden (diese erst in den letzten Jahren) und endlich — als warnende Vorläufer der letzten Erkrankung — an Gicht mahnende Schmerzen der Beine stellten sich ein. Der unangenehmste Gast aber war entschieden der ja auch historisch gewordene, in den Blättern oft leichthin erwähnte, tatsächlich aber höchst fatale, ‚erbitternde' Gesichtsschmerz (Tic douloureux, Fothergillscher Schmerz), der, durch Erregung und Kongestionen usw., nicht aber durch sogenannte ‚Erkältungs'-Ursachen hervorgerufen, zwar immer wieder gemildert, beseitigt, selbst für längere Zeit zum Verschwinden gebracht werden konnte, aber bis dahin oft so intensiv und peinigend war, daß er S. D. nicht selten selbst am Essen und Sprechen hinderte und es ihm oft wirklich schwer machte, bei guter Laune zu bleiben. Er, den der Humor des Weisen so selten verließ, pflegte, mitten im Leiden lächelnd, zu sagen, alle politischen Feinde und Intriganten hätten ihm zusammen nicht so viele trübe Stunden bereitet wie der ‚alte Erbfeind', der Gesichtsschmerz. Das war freilich vor dem Jahre 1890 ..."

Bei der Bekämpfung des „alten Erbfeindes" verließ sich der Kanzler nicht ausschließlich auf Schweningers Ratschläge, sondern suchte häufig bei seinem gewohnten Hausmittel, steifem Grog, den er noch dampfend herunterschlürfte, Zuflucht. Der alte Kammerdiener Pinnow verstand sich auf die Mischung dieses Labetranks: ¾ Kognak, ¼ Wasser, und das Ganze recht heiß. Es bedurfte keiner Worte zwischen Herrn und Diener, denn dieser gehorchte einem für den Nichteingeweihten unverständlichen Wink. Aber Pinnow kannte nicht nur den Wink, sondern auch den Grog. Bismarck hatte Verständnis für diese Schwäche, und nur wenn Pinnow ausnahmsweise einmal schon am frühen Morgen den Bestand der fürstlichen Spirituosen einer allzu gründlichen Prüfung unterzogen hatte, schüttelte der Kanzler betrübt sein Haupt und meinte: „Aber Pinnow, Sie könnten sich doch eigentlich ein andermal betrinken!"

Solche kleinen Züge, die verklärende Lichter über ein großes Bild werfen, wurden in dem Bismarckschen Kreise der Friedrichsruher Getreuen gern berichtet. Aber auch alle Vorgänge der großen Politik wurden mit der gleichen Leidenschaft kommentiert, die den Kanzler in Liebe und Haß beseelte. Bezeichnend hierfür und bezeichnend für die überragende Bedeutung, die Schweningers großer Patient für seinen Arzt hatte, ist ein Brief Franz von Lenbachs, den er nach der Reichstagswahl vom Februar 1887 an Schweninger schrieb:

„Verehrtester Herr und Freund! Frl. Franzi v. W. aus Döbling bei Wien, eine besonders nette Person, hübsch stark malade, möchte so gern wissen, ob Sie einmal nach Wien kommen, oder ob es möglich wäre, Sie in Berlin oder Heidelberg zu sprechen — verzeihen Sie mir, daß ich auch noch komme und Sie bitte, mir eine halbe Zeile zu antworten. Wie geht es Ihnen und dem göttergleichen Manne von der Wilhelmstraße? Wir sind alle selig allhier, daß die Hundsviecher die Fortschrittskerle pulverisiert gleichsam sind, und daß die verehrten Schwarzen auch einen Seitenhieb bekommen haben. Nun tausend Grüße nebst schönsten Empfehlungen an die ganzen Bismarckschen Herrschaften von Ihrem ganz und gar ergebenen F. Lenbach. Palazzo Borghese, Rom."

Schweninger selbst nahm an den politischen Ereignissen dieser Jahre besonderen Anteil, sie waren ja sein Werk insofern, als es seiner ärztlichen Kunst gelungen war, dem Kanzler für sein Lebenselement, die Politik, neue Kräfte zuzuführen. Als Freund und häufiger Hausgenosse des Staatsmannes war der Arzt über das wechselnde Kräftespiel der Politik ebensogut unterrichtet wie über den Gesundheitszustand seines großen Patienten, der die Voraussetzung dafür war, daß dieses Spiel in den Grenzen blieb, die der Kanzler im Interesse des neugegründeten Reiches gewahrt wissen wollte. Bezeichnend für die Bedeutung, die politische Vorgänge jener Zeit für Schweninger gewannen, ist es, daß er noch

während des Weltkrieges sie publizistisch meisterhaft schildern konnte.

„Bismarcks damaliges Bemühen", so schrieb er in jenen Jahren, „war nach der anderen Seite gerichtet. Es galt dem Frieden. Den einstweiligen Abschluß, die letzte Steigerung und den Schlußstein gewissermaßen aller dieser so erfolgreichen Bemühungen bildete bekanntlich die große deutsche Heeresverstärkung von 1888. Diese Heeresverstärkung war zwar ausdrücklich als Antwort auf die damaligen neuesten russischen Truppenansammlungen an der Ostgrenze, die immerhin auffallen konnten, gedacht. Aber auch dann noch hielt Bismarck den Friedenszweck — mit Erfolg, wie der weitere Erfolg erklärt — fest. Er gedachte lediglich den Ketten der Kriegsfurie in Petersburg, die sich etwas gelockert hatten, durch die Vermehrung der deutschen Streitkräfte, die er selbst eine ‚gewaltige' nannte, neuen Halt zuzuführen.

Und er wahrte den Frieden. Er plädierte auf mildernde Umstände bezüglich der russischen Truppenaufstellungen, die immerhin bedrohlich erscheinen konnten, indem er sich dahin aussprach, daß er sie als ein diplomatisches Druckmittel, gestützt auf ‚ein schlagfertiges und nahe bereites Heer' und berechnet auf möglicherweise eintretende europäische Krisen, auffasse. Für Deutschland verlangte er aber als Gegenleistung auf russischer Seite gleiches Verstehen bezüglich der Heeresverstärkung, als deren Zweck er ein ‚dauerndes Stärkerwerden (nicht also ein momentan bedrohliches) des Deutschen Reiches' angesichts der geographischen Lage und gegenüber möglichen europäischen Koalitionen bezeichnete.

Begründet hat er, wie bekannt, diese Heeresverstärkung durch seine monumentale Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, in der er ein großzügiges Bild von der Vergangenheit, Gegenwart und den Zukunftsaussichten des Reiches, mitten in Europa und der europäischen Gesamtgemeinschaft gegenüber, gab. Es handelte sich um die Schlußübersicht einer Jahre zurückreichenden Meisterdiplomatie, zusammengefaßt und erläutert in einer rednerischen

Musterleistung ersten und einzigartigen Ranges. Wenn Bismarck solche Worte sprach, dann lauschten bei seiner außerordentlichen diplomatischen Stellung Europa und die Welt.

Diese Meisterdiplomatie aber, daran möchte ich erinnern, war nur möglich als ein Ergebnis der gewaltigen, alles erwägenden, alles vorbedenkenden, nichts außer acht lassenden Gedankenarbeit, geleistet nicht im mindesten in den schlaflosen Nächten des Meisters.

Und diese Meisterrede selbst, auch daran möchte ich erinnern, mit ihren weiten Ausblicken, ihren politischen und geschichtlichen Darlegungen, mit ihren vorsichtig abgewogenen und außerordentlich zweckdienlichen diplomatischen Enthüllungen endlich, wäre wieder nicht denkbar ohne die erwähnte Gedankenarbeit, deren letzte Zusammenfassung sie eigentlich ist. Man kann sich in den gewaltigen Gedankenbau dieser rednerischen Leistung ersten Ranges nicht vollständig einleben und einfühlen, wenn man sich nicht die Vision des Mannes mit dem so wohlvertrauten beherrschenden Denkerhaupt vor Augen hält, der in so ungezählten Nächten, wenn nur die Sterne allein wachten, ruhelos sann, dachte und wachte im Dienste des Reiches."

Im Wirbel der Politik

Die Politik hatte in das Leben des Arztes eingegriffen. Von Natur war Schweninger, der leidenschaftliche Arzt, kein Gelehrter vom Schlage Virchows, der auf der Parlamentstribüne genau so wie auf dem Katheder zu Hause war. Zeit seines Lebens lehnte er Kompromisse ab, und er hätte ein Kompromiß schließen müssen, wenn er neben seinem ihn restlos ausfüllenden Beruf sich auch noch politisch hätte betätigen wollen. Es verstand sich aber von selbst, daß er als Freund des Hauses Bismarck mit allen wichtigen Gedankengängen des Kanzlers vertraut und über manche Vorgänge der großen Politik besser unterrichtet war als viele seiner Zeitgenossen, die sich für politisch beschlagen hielten. Seine besondere Stellung als Leibarzt des führenden Staatsmannes brachte es mit sich, daß der Arzt Ernst Schweninger in diesen Jahren immer wieder in die politischen Vorgänge hineingezogen wurde, ohne daß er den Ehrgeiz gehabt hätte, etwas anderes als ein aufmerksamer, verschwiegener Zuhörer und, wenn es nottat, ein kluger Ratgeber zu sein.

Ebenso wie der Arzt auf diese Weise gezwungen war, sich mit der Politik zu beschäftigen, so ergab sich für den Kanzler die Notwendigkeit, auch in seinen Amtsgeschäften tiefer in die Probleme der Medizin einzudringen; denn bei allen Erwägungen des Staatsmannes, der wußte, daß sich das Leben seines alten Herrn dem Ende zuneigte, mußte die schwere Krankheit des Thronfolgers berücksichtigt werden. Das Kehlkopfleiden des späteren

Kaisers Friedrich III. hatte zu der Behauptung Anlaß gegeben, daß ein Thronerbe, der an einer unheilbaren Krankheit leide, nach den preußischen Hausgesetzen nicht sukzessionsfähig sei. Bismarck konnte aus seiner genauen Kenntnis aller verfassungsrechtlichen Bestimmungen diesem Gerede leicht entgegentreten. Eine andere Frage jedoch zwang den Kanzler zum Eingreifen.

Unter den behandelnden Ärzten des Kronprinzen war im Frühjahr 1887 die Ansicht ausgesprochen worden, daß man den Leidenden, notfalls ohne sein Wissen, narkotisieren und dann die notwendige Operation — Exstirpation des Kehlkopfs — ausführen müsse. Es war sogar so weit gekommen, daß alle behandelnden Ärzte sich dieser Meinung angeschlossen hatten. Bismarck, der hiervon in Kenntnis gesetzt worden war, fand als Diener der Krone ein solches Vorgehen beispiellos und verlangte von den Ärzten, daß nicht nur die Einwilligung des Kranken, sondern auch die des Kaisers eingeholt werden müsse, da ohne die Zustimmung des Familienoberhauptes kein lebensgefährdender Eingriff bei dem Erben der Krone vollzogen werden dürfe.

Es ist unbekannt, ob Schweningers durch Erfahrung gehärtete Abneigung gegen Operationen, soweit sie nicht unumgänglich notwendig waren, bei dieser Stellungnahme des Kanzlers mitgesprochen hat. Gewiß wird der Arzt des Kanzlers auch im Hause Bismarck seine erst in späteren Jahren schriftlich formulierte Sentenz geäußert haben: „Mehr bauend bessern, als einreißend messern!“ Es darf auch nicht vergessen werden, daß Schweninger schon zu seiner Zeit Gedanken über die Krebsfrage geäußert hat, die der heutigen Medizin selbstverständlich sein mögen, während sie damals die Denkergebnisse eines weit vorausschauenden Arzt-Philosophen waren, der seinen Standesgenossen wegen seiner revolutionären Ansichten in medizinischen Fragen als ein Ketzer galt. Schweningers Erkenntnisse, daß das Krebsgeschwür nicht die Krankheit selbst, sondern nur der greifbare Teil einer allgemeinen Erkrankung ist, setzte sich erst viel später durch. „Man bedenke“, schrieb er 1914 in einer Broschüre „Zur Krebsfrage“,

„daß die Operation oft erschreckend schlimmer, oder doch ebenso schlimm als das Übel selbst ist ... man lerne wieder einmal von der Natur selbst, der — immer noch — viel gescheiteren (als wir), der großen Lehrmeisterin auf allen Wegen und Stegen."

Müßig wäre es auch heute, Betrachtungen darüber anzustellen, ob eine Behandlung durch Schweninger dem Leiden Friedrichs eine entscheidende Wendung hätte geben können. Sie wäre ja doch nie zustande gekommen; denn bei der tiefen Abneigung, die zwischen dem Kanzler und der mit liberalen Gedankengängen kokettierenden Kronprinzessin Victoria bestand, wäre es undenkbar gewesen, daß der Arzt und Freund Bismarcks Zutritt zum Kronprinzen in seiner Eigenschaft als Arzt bekommen hätte. Und doch sind die Überlegungen eines modernen Arztes zu dieser Frage beachtenswert. Dr. Alfred Brauchle schreibt in seinem Werk „Naturheilkunde in Lebensbildern":

„Wenn man heute als Naturarzt über die Zeit um 1888 herum nachdenkt, also an die Zeit, in der es Schweninger gelungen war, den Fürsten Bismarck, dem der berühmteste Universitätsprofessor acht Jahre vorher bereits das Todesurteil gesprochen hatte, zum Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit zu führen, während der Kaiserssohn, an dem viel deutsche Hoffnung hing, unter dem Widerstreit der gelehrten Ärzte, ob der Kehlkopfkrebs operiert werden solle oder nicht, dahinsiechte und starb, kommen einem doch erschütternde Gedanken. Bismarck, der selbst einmal betont hat, daß die Befehlsgewalt des Kaisers vor dem Salon der Frau von Bismarck aufzuhören habe, wird vielleicht darauf verzichtet haben, auf die Herbeiziehung seines erprobten Leibarztes bei der kaiserlichen Familie zu dringen. Die Frage muß offenbleiben, ob es einem Schweninger bei rechtzeitiger Berufung nicht gelungen wäre, auch das Leben Kaiser Friedrichs wesentlich zu verlängern; ein Leben, das keinesfalls dadurch gerettet werden konnte, daß deutsche Ärzte mit einem englischen Arzt über die richtige Diagnose stritten."

In der Frage der Operation ohne Zustimmung des Patienten

blieb Bismarck jedenfalls fest. Er erstattete dem Kaiser Bericht, und Wilhelm I. untersagte sogleich, einen Eingriff bei seinem Sohn vorzunehmen, von dem dieser nichts wisse.

Das Jahr 1888 ist als das Drei-Kaiser-Jahr in die Geschichte eingegangen. Die Aufregungen, die es dem Kanzler brachte, teilte auch sein Arzt und Freund Dr. Schweninger. Über die Diskussionen, die sich zwischen den deutschen Ärzten und dem Engländer Mackenzie schon zu Lebzeiten Friedrichs III. entsponnen hatten, mag auch im Hause des Kanzlers oft und ausführlich gesprochen worden sein. Schweninger wird jedenfalls mit seinem ärztlichen Urteil in diesem Streit zurückgehalten haben; denn es war nicht seine Art zu diagnostizieren, ohne den Patienten zu kennen. Erst nach dem Tode des Kaisers hatte er als Freund Bismarcks Gelegenheit, für seine deutschen Kollegen einzutreten, die den englischen Arzt mit Recht beruflicher Unzulänglichkeit ziehen.

Anfänglich sollte die Leiche Kaiser Friedrichs nicht seziert werden. Doch nur durch die Obduktion konnten die deutschen Ärzte vor der Geschichte ihre Ablehnung Mackenzies rechtfertigen, der sich inzwischen selbst gerichtet hatte, indem er einem holländischen Journalisten erklärte, er habe die Krebsdiagnose deshalb verschwiegen, damit der arme Kaiser Friedrich nicht für regierungsunfähig erklärt würde. Der Chirurg Ernst von Bergmann, einer der Hauptbeteiligten, wandte sich deshalb an seinen Fakultätskollegen Schweninger, um durch seine Vermittlung zu erreichen, daß der Kanzler die Leichenöffnung veranlaßte. Sofort sagte Schweninger zu. Noch in derselben Nacht wurde Professor von Bergmann in das Reichskanzlerpalais gerufen, wo ihn der Kanzler und sein Arzt bereits erwarteten, jeder vor einem Humpen Bier sitzend. Bismarck zeigte sich jedoch nicht geneigt, die Bitte des berühmten Chirurgen zu befürworten. Die Kaiserin Friedrich, erklärte er, sei gegen die Sektion, und er wolle die schon bestehenden Spannungen nicht noch vermehren. Schweninger hatte der Unterhaltung schweigend zugehört. Aber als Bismarck seine Ablehnung unumwunden bekannte, warf er, schein-

bar gleichgültig, die Frage auf: „Sind denn aber nicht alle Hohenzollern seziert worden?“ Dieser klug berechnete Einwurf schuf mit einem Schlage eine völlig andere Stimmung des Kanzlers. „Herbert soll kommen“, befahl er. Und als sein Sohn erschien, trug er ihm auf, die Frage historisch zu prüfen und alle einschlägigen Bestimmungen des königlichen Hausgesetzes nachzuschlagen, wobei sich dann ergab, daß dieses forderte, die Todesursache des Monarchen sei unter allen Umständen authentisch festzustellen. Mit diesem Rückhalt erklärte sich Bismarck einverstanden, im Namen des Staatsministeriums die Zustimmung des Kaisers für die Sektion zu erbitten. Er verschaffte dem Chirurgen auch die Gelegenheit, dem jungen Kaiser selber seine Bitte vorzutragen, worauf dieser einwilligte. Der Sektionsbefund entsprach bekanntlich der Annahme der deutschen Ärzte.

Dann kam die eindrucksvollste Zäsur in der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts: Bismarcks Entlassung. Die Vorgänge, die im einzelnen dazu führten, sind heute durch die historische Forschung längst geklärt. Für die Zeitgenossen dagegen, selbst für viele Eingeweihte, blieben die Gründe, die von beiden Seiten her das Zerwürfnis heraufbeschworen, unklar und unübersichtlich. Die Köpfe erhitzten sich, und die Leidenschaften gerieten in Bewegung. Wie in allen kritischen Zeiten war auch in den Wochen vor den schicksalsschweren Tagen des März 1890 die Gerüchtemacherei im Schwange, und kein Histörchen war so unmöglich, daß es nicht selbst von ernsthaften Politikern geglaubt worden wäre.

Es ist heute nicht mehr festzustellen, in welchen Kreisen das bösartige Gerede von der „Morphiumsucht“ des Kanzlers zum ersten Male aufkam. Wahrscheinlich nahm es von einem der damals zahlreichen politischen Salons seinen Ausgang, in denen schon seit Jahren am Sturze des Kanzlers gearbeitet wurde. Hatte nicht Schweninger als Dozent in München sich mit der Morphiumsucht beschäftigt? Hatte er nicht eine Entziehungskur dafür an-

gegeben? Mußte man daraus nicht gewisse Schlußfolgerungen ziehen?

Seinen Feinden im Adel und in der Gesellschaft galt Bismarck ja nicht nur als ein Gewaltmensch, dem bloß an der Mehrung seiner Hausmacht gelegen war, sondern, trotz aller Erfolge, als ein politischer Abenteurer. Sie sahen noch immer nichts weiter als den scheinbar unverdienten steilen Aufstieg, mit dem seine Laufbahn vor vierzig Jahren begonnen, nicht aber das Werk, das er geschaffen hatte. Auch vor dem großen Kanzler machte die deutsche Verkleinerungssucht nicht halt, welche sich überlegen dünkt, wenn sie eine gewachsene Größe hämisch an die kleinen Episoden und Schwierigkeiten erinnern kann, die am Beginn jeder großen Laufbahn stehen, und welche die Leistung nicht sieht, die alle Irrtümer rechtfertigt.

Was anfangs nur ein Getuschel in kleinen Kreisen gewesen war, wurde bald aus Leichtsinn oder aus Bösartigkeit in die Amtszimmer der Ministerien und in die Diensträume der königlichen Kammerherren weitergegeben. Die Feinde des Kanzlers vergröberten, vergrößerten, und eines Tages behauptete alle Welt, es ganz bestimmt und aus verläßlicher Quelle zu wissen: Bismarck sei Morphinist.

„Es fehlte nur noch, daß man mich des Säuferwahnsinns anklagt!" rief der Kanzler erregt, als ihm das Gerücht hinterbracht wurde. Man konnte es ihm nicht verschweigen, es war zu allgemein bekannt. Besucher, die nach Friedrichsruh kamen, erkundigten sich bei den Angehörigen der Familie danach, und auch Schweninger, der es nach ihrer Ansicht am besten wissen mußte, wurde von ihnen befragt. Der Arzt war darüber nicht weniger erregt als der Kanzler. Empört erklärte er, daß Bismarck schon seit Jahren kein Morphium bekommen habe, selbst das Schlafmittel, das der Fürst auf seinen Rat gelegentlich gebrauche, Paraldehyd, sei völlig unschuldig und greife die Nerven nicht im geringsten an.

Noch unter dem Eindruck dieser Nachrichten reiste Schweninger mit dem Nachtzug nach Berlin zurück. Die Gespräche, die er



Im Bismarckschen Familienkreise in Friedrichsruh 1893

tagsüber in Friedrichsruh geführt hatte, bewegten den leidenschaftlichen Mann noch immer, so daß er die ganze Nacht hindurch ununterbrochen auf seinen Reisegefährten, den Staatssekretär des Innern von Bötticher, einsprach und mit ihm alle möglichen Schritte erwog, die gegen die Verunglimpfung des Fürsten unternommen werden könnten. Sofort nach seiner Ankunft in Berlin, morgens um sechs Uhr, eilte Schweninger zu Herbert von Bismarck, der noch zu Bette lag, und stellte ihm vor, daß er unbedingt sogleich eine Unterredung mit dem Kaiser haben müsse, denn nur dem Arzt des Fürsten sei es möglich, das Gerücht so gründlich zu widerlegen, daß es ein für allemal verstumme. Die Gelegenheit zu der erbetenen Audienz ergab sich eher, als er ahnte: während er noch bei dem Grafen Herbert am Bette saß und ihm die letzten Neuigkeiten aus Friedrichsruh erzählte, wurde gemeldet, daß der Kaiser vorgefahren sei. Der Sohn des Kanzlers kleidete sich in aller Eile an und bat den Arzt, ihn inzwischen bei dem Kaiser zu entschuldigen, bis er Toilette gemacht habe, und in dieser Zeit seine Angelegenheit vorzubringen. Schweninger erledigte es mit seinem angeborenen Temperament, das sich auch durch die Anwesenheit eines Monarchen nicht einschüchtern ließ. „Ich tat dies in begreiflicher Erregung", berichtet er in seinen unveröffentlichten Aufzeichnungen aus dem Nachlaß, „aber auch mit der gebührenden Bescheidenheit und Entschiedenheit und erreichte bei dem Kaiser, daß er nach Eintreten des Grafen Herbert mir für die wohltätigen und beruhigenden Mitteilungen dankte, ein Glas Sherry mit mir trank auf das Wohl des Fürsten und ganz mit mir und meinen Mitteilungen einverstanden war."

Aber der Arzt schien zu fühlen, daß er in seinem leidenschaftlichen Eintreten für seinen geliebten Fürsten doch wohl die Grenzen der höfischen Sitte überschritten habe. Als er nämlich sah, daß er den Kaiser von der Haltlosigkeit des Gerüchts überzeugt hatte, entschuldigte er sich in aller Form, falls er „in der Hitze des Gefechts", in der er das Gerücht eine Infamie genannt hatte, etwa zu weit gegangen sei. Der chevaleresken Höflichkeit des Bayern,

dem Servilität vor Fürstenthronen fremd war, begegnete Wilhelm II. mit der Höflichkeit eines jungen Monarchen, der Aufrichtigkeit noch zu schätzen wußte. Er erwiderte dem Arzt, daß er recht habe, und daß alle übelwollenden Einflüsterer und Ehrabschneider „bekämpft werden sollten".

Graf Herbert Bismarck, der in diesem Augenblick eintrat, nahm die Gelegenheit wahr, um darauf hinzuweisen, daß eine Menge Unrichtigkeiten von dem Großherzog von Baden ausgegangen sein sollten. Der Kaiser versprach, daß er selber dem Großherzog die notwendige Belehrung zukommen lassen wolle, und dankte Schweninger noch einmal für die Mitteilungen, die wesentlich zu seiner Beruhigung beigetragen hätten.

Später hat dann Bismarck diese Begegnung in den „Gedanken und Erinnerungen" aufgegriffen. Der unversöhnliche alte Mann sah in der Liebenswürdigkeit des Kaisers nur eine Höflichkeitsfloskel, mit der er sich aus einer ihm unangenehmen Situation ziehen wollte. Er hat diese Vorgänge mit dem Haß, der ihn wirklichen und scheinbaren Feinden gegenüber beseelte, dargestellt und dabei Herrn von Boetticher, dem nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen der Kaiser von der Morphiumsucht des Kanzlers gesprochen hatte, auf das schwerste belastet. Er unterstellt Boetticher:

„Wie ich später erfahren habe, hat er schon vorher dem Kaiser die Insinuation gemacht, ich sei durch übermäßigen Morphiumgebrauch geschäftsunfähig geworden. Ob diese Andeutung dem Kaiser direkt durch Boetticher oder durch Vermittlung des Großherzogs von Baden gemacht worden ist, habe ich nicht feststellen können; jedenfalls hat Se. Majestät meinen Sohn Herbert über diese Tatsache befragt und ist von diesem an den Professor Schweninger verwiesen worden, von welchem der Kaiser erfuhr, daß die Andeutung aus der Luft gegriffen sei. Leider hat die Lebhaftigkeit des Professors verhindert, die Unterhaltung bis zur vollständigen Aufklärung des Ursprungs der Verleumdung durchzuführen."

Die Aufklärung dieser im Grunde nebensächlichen Angelegenheit ist wohl unterblieben, weil es bei allen Beteiligten Anfang des Jahres 1890, zur Zeit der Unterredung Schweningers mit dem Kaiser, feststand, daß der Kanzler gehen würde; nur der unmittelbare Anlaß fehlte noch. Nach den Darlegungen des Arztes aber konnte die angebliche Morphiumsucht des Kanzlers nicht mehr dazu herangezogen werden.

Doch auch nach der Entlassung scheint das Thema noch einmal zur Sprache gekommen zu sein. Am 8. April 1890 schrieb der Chef des Geheimen Zivilkabinetts des Kaisers, Herr von Lucanus, folgenden Brief an Schweninger: „Hochverehrter Herr Professor! Im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs habe ich mit Euer Hochwohlgeboren eine Rücksprache zu nehmen. Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie mich wissen lassen wollten, wann ich Sie in den nächsten Tagen sprechen kann. Donnerstag und Freitag stehe ich jederzeit zur Verfügung. In treuer Ergebenheit der Ihrige Lucanus."

Daß Schweninger auch bei dieser Gelegenheit noch einmal gegen alle Unterstellungen, die ja auch seiner ärztlichen Ehre nahetraten, mit der ihm angeborenen Energie Verwahrung eingelegt hat, bedarf wohl keiner besonderen Betonung. Aus der Morphiumsucht war in der Vorstellung der politischen Gegner des Kanzlers mittlerweile Altersschwäche und Nachlassen der geistigen Fähigkeiten, ja sogar Alkoholismus geworden. Sein Arzt war am ehesten dazu berufen, dies zu widerlegen. Und wenn er schon dem Kaiser gegenüber so heftig aufgetreten war, läßt es sich leicht denken, wie er erst einem Manne gegenüber auftrumpfte, auf den Bismarck seit dem Tage seiner Entlassung allen persönlichen Groll häufte. Denn von nun an trug ja auch der Professor Schweninger das Los der Verbannten um den Alten aus dem Sachsenwalde. Er hätte es nicht nötig gehabt, aber jeder Feind seines Fürsten war auch sein Feind, und wo dieser haßte, konnte er nicht lieben. Erst im Jahre 1913 sah er den Kaiser von An-

gesicht zu Angesicht wieder. Bei der Jahrhundertfeier in der Befreiungshalle in Kelheim, zu der Schweninger als ein berühmter Sohn der Oberpfalz selbstverständlich geladen war, kam der Kaiser auf ihn zu und begrüßte ihn herzlich.

Ein Zeitraum von mehr als zwei Jahrzehnten hatte mittlerweile den tiefen Zwiespalt jener dramatischen Tage überbrückt.

„*Gedanken und Erinnerungen*“ *als Medizin*

Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, eine hervorragende Geschichtsquelle für die europäische Politik des 19. Jahrhunderts und ein bedeutsames Dokument der deutschen Literatur, sind in das Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen. Der Reichtum der Erkenntnisse, geschöpft aus einem erfüllten Leben und der Weisheit des Alters, gewinnt noch durch den intimen Reiz, den die mächtige Persönlichkeit ausstrahlt, gleich stark in ihrer Liebe und in ihrem Haß.

Die Entstehung dieses Werkes schien eindeutig geklärt zu sein durch das Vorwort zur ersten Ausgabe, in dem sich der Herausgeber des Werkes, Professor Horst Kohl, darüber äußerte: „Die erste Anregung gab ihm eine von einem Verlagsangebote begleitete Anfrage des Cottaschen Hauses.“ Schweninger, der sich für gewöhnlich mit einer fast unverständlichen Bescheidenheit im Schatten des Kanzlers hielt, hat schon ein Jahr nach dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen“ diese Darstellung zum Anlaß genommen, um sich zu dem Anteil zu bekennen, den er selber an dem Zustandekommen des Werkes hatte.

„Meine Aufzeichnungen“, so heißt es in der 1899 erschienenen Schrift: „Dem Andenken Bismarcks“, „gehen, auch soweit sie diese Frage betreffen — seit 1888 wurden sie zahlreicher — bis ins Jahr 1883 zurück. In diesem Jahre schon hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, mit dem Fürsten — S. D., wie wir alle sag-

ten — über eine literarische Tätigkeit, die er ergreifen könnte, falls er einmal aus dem Dienste ausscheiden würde, zu sprechen."

Bei dieser Unterhaltung hatte Bismarck geäußert, ein Arzt habe ihm einmal auf Grund verschiedener historischer Beispiele und einiger Fälle aus seiner eigenen Praxis erklärt, daß der Übergang aus der gewohnten, wenn auch aufregenden Amtstätigkeit in das Privatleben oft von gesundheitlich wenig erfreulichen Folgen begleitet sein könne. Das Spalier werde ihm entzogen, an dem sich sein Leben bisher emporgerankt habe, so pflegte der Kanzler in der ihm eigenen bildhaften Sprache von seinem Ruhestand zu sprechen. Schweninger konnte die Bedenken des Fürsten aus eigener Erfahrung bestätigen, aber er fügte hinzu, daß sie nicht stichhaltig seien, wenn der Ruhestand durch körperliche und geistige Anspannungen Würze erhalte und einen geeigneten Ersatz für die fehlende altgewohnte Arbeit.

Im Laufe der folgenden Jahre wurde dieses Thema zwischen dem Arzt und seinem großen Patienten häufig erörtert, wozu weniger der körperliche Zustand des Kanzlers, als eine zeitweilig auftretende Unlust an den Geschäften des Staates Veranlassung gab. Es blieb jedoch immer eine rein theoretische Diskussion; denn solange der alte Kaiser lebte, konnte es sich niemand vorstellen, daß Bismarck einmal seinen Platz verlassen würde.

Aber mit dem Amtsantritt des Enkels war die Lage von Grund auf geändert. Und wenn der Kanzler selbst dies auch nicht sah oder sehen wollte, so konnte sich doch sein Arzt der Erkenntnis dieses Umschwunges nicht verschließen. „Wer die Möglichkeit hatte", so schreibt Schweninger, „die Dinge zu durchschauen, der mußte sehen, daß hier der Keim zu Schwierigkeiten gewissermaßen in der Natur der Sache, in den Charakteren, im Alter, in der Auffassung und in den Plänen lag; und wer Gelegenheit hatte — selbst nicht direkt engagiert —, die Verhältnisse, die vorhandenen Unterströmungen und ihre Wirkung zu übersehen, dem konnte nicht unklar bleiben, daß dieser Keim über kurz oder lang zur Reife gedeihen würde. Der Arzt, der die Möglichkeit

hatte, sich von dieser Sachlage frühzeitig Rechenschaft zu geben, brachte aus ärztlichen, patriotischen und freundschaftlichen Motiven, aus dem Gefühl einer persönlich begeisterten Liebe und Anhänglichkeit seine Überzeugung von der Unhaltbarkeit der Verhältnisse wiederholt und immer eindringlicher zur Sprache — leider nicht mit dem gewünschten Erfolg."

Als das Unglück jedoch geschehen und die Entlassung ausgesprochen war, griff Schweninger sogleich den alten, in vielen Gesprächen erwogenen Plan wieder auf. Noch als der Kanzler die letzten Tage vor seiner Abreise aus Berlin in seinen Amtsräumen in der Wilhelmstraße zubrachte, ging der Arzt zu ihm, um den Freund und Patienten zu überreden, sich nun, da ihn das Amt nicht mehr beanspruchte, einer Arbeit zu widmen, die seine Kräfte frisch und seinen Geist geschmeidig erhalte. Dabei legte er ihm nahe, solcherart seinen Feinden zu beweisen, daß er körperlich und geistig noch völlig unverbraucht sei. „Der Plan einer literarischen Tätigkeit wurde, anknüpfend an die erwähnten früheren Gespräche, S. D. noch vor der Abreise von Berlin zum Vortrag gebracht."

Doch Bismarck war nicht so leicht dazu zu überreden, wie Schweninger es sich vorgestellt hatte. Der Kanzler pflegte gern und viel zu lesen und sich in vertrautem Kreise auch häufig über die Ereignisse der Vergangenheit, die ihn bewegten, zu äußern. Aber sich mit dieser Vergangenheit nun als Schriftsteller auseinanderzusetzen, das wollte ihm nicht behagen. Er hatte sich über vier Jahrzehnte lang mit seinen Taten in das Buch der Geschichte eingeschrieben, nun widerstand es ihm, in eigener Sache Geschichtsschreiber zu sein. Er hielt nicht viel von dem Brauche abgedankter Staatsmänner, sich nachträglich in ihren Erinnerungen zu rechtfertigen, und seine Erinnerungen, so meinte er, würden zudem als eine Tat der Politik gewertet werden: man werde ihm eine zu große Offenheit ebenso vorwerfen wie zu große Rücksichtnahme, und da ziehe er es vor, „seinen Pflichten gegen die Nation ebenso wie seinen Traditionen treu zu bleiben".

Schweninger wendete alle Mittel seiner glänzenden Beredsamkeit — auch darin ein Meister wie in seiner Verschwiegenheit — an, um seinen widerspenstigen Patienten wieder einmal gefügig zu machen. Und es gelang ihm. Bismarck mußte endlich der Ansicht seines ärztlichen Freundes beistimmen, daß er „dem deutschen Volke noch etwas zu sagen hatte“, und diese Erkenntnis bewog ihn, nachdem er sich in Friedrichsruh für sein Altenteil installiert hatte, sich ernsthaft an den Vorschlag Schweningers heranzutasten.

Sarkastisch malte er sich schon im Vorhinein, noch bevor er mit der Niederschrift begonnen hatte, die Wirkung des Buches aus, das erst nach seinem Tode erscheinen sollte: „... ich habe nun drei Könige nackt gesehen, da nehmen sich die hohen Herren oft nicht gerade sehr gut aus ... aber es verschweigen, wenn ich einmal darauf käme, oder das Gegenteil — das dürfte ich ebensowenig. Und geschieht es (die Veröffentlichung) nach meinem Tode, da heißt es: Da habt ihr's, noch aus dem Grabe heraus — welch ein abscheulicher alter Kerl!“

In der Einsamkeit von Friedrichsruh, mit dem wachsenden Abstand von der Politik und den in ihr agierenden Menschen, wuchs von Tag zu Tag auch sein Gefühl dafür, daß es notwendig sei, die reichen und bitteren Erfahrungen seines Lebens den nachfolgenden Geschlechtern weiterzureichen, ein nützliches Erbe an Einsicht, Erfahrung und Wissen. Und Schweninger, der häufig auf einen Sprung von Berlin herüberkam, nahm jede Gelegenheit wahr, um die Flamme zu nähren, die er entzündet hatte. Seine Nachfolger im Amte hätten seinen Rat abgelehnt, nun sei es sein gutes Recht, ja seine Pflicht, sich an das ganze Volk zu wenden, erklärte er ihm immer wieder mit der Beharrlichkeit des guten Arztes, der seinem Patienten eine Medizin schmackhaft zu machen versucht.

Und nun trat auch jener äußere Anlaß ein, den der Herausgeber der „Gedanken und Erinnerungen“ verzeichnet. Über Lothar Bucher, Bismarcks alten Mitarbeiter im Auswärtigen Amt,

und einen früheren Redakteur der Allgemeinen Zeitung, die damals dem Verlage Cotta gehörte, setzte sich das altangesehene Unternehmen mit dem Fürsten in Verbindung. Geheimrat Kröner, der Chef des Verlagshauses, kam nach Friedrichsruh, wo vereinbart wurde, daß „etwa vom Fürsten zu verfassende Schriften bei Cotta erscheinen sollten".

Schweninger konnte zufrieden sein, daß damit der äußere Rahmen gegeben und es nun leichter möglich war, Bismarck an die Arbeit zu bringen. Inzwischen hatte sich seine Umgebung auch darum bemüht, einen Mann ausfindig zu machen, der dem Kanzler dabei ein verläßlicher Gehilfe sei. Man fand ihn in Lothar Bucher, der mit ihm zugleich aus dem Amt geschieden war. Die erschöpfenden Geschichts- und Sachkenntnisse dieses alten Achtundvierzigers konnten für das Werk von überaus großem Vorteil sein. Der Arzt begrüßte die Wahl besonders, da er Bucher, der zu seinen Patienten gehörte, auch zu seinen Freunden zählte. „Obwohl", so charakterisiert er ihn, „wegen Krankheit und infolge gewisser Lebenserfahrungen oft mürrisch, mißtrauisch, nicht ganz gerecht, bitter, verstimmt, ‚mucksch', wie S. D. scherzend sagte, blieb er bis an sein Lebensende ein unbedingt ergebener Bewunderer und Diener des Fürsten . . ."

Schneller, als er erhofft hatte, sollte Schweninger die Genugtuung haben, die beiden am Werke zu sehen, wenn auch von wirklich produktiver Arbeit vorerst noch nicht die Rede sein konnte; denn wenn der Arzt das Frühstückszimmer betrat, in dem sich der Fürst und sein Mitarbeiter aufhielten, fand er dort den Geheimrat Bucher schweigend, mit einem Bleistift in der Hand, vor einem leeren Blatt Papier sitzend, während Bismarck, der nach Schweningers Anordnung auf einer Chaiselongue liegen mußte, ebenfalls schweigend in der Zeitung blätterte. Es war jener Zustand einer scheinbaren Unproduktivität, der bei jedem geistigen Menschen einer schriftlichen Formulierung vorauszugehen pflegt, solange die schöpferische Energie nicht die Hemmungen überwunden hat, die der Gestaltung einer Idee entgegen-

stehen. Schweninger, der als Hochschullehrer öfter in die Lage kam, seine Vorstellungen über bestimmte Gebiete seines Fachs schriftlich zu formulieren, hatte Verständnis für diese „schöpferische Pause“. Aber er sah ein, daß etwas geschehen mußte, um den Fürsten zur regelmäßigen Tätigkeit anzuregen. Da Freund Bucher ein stiller und zurückhaltender Mensch war, der es niemals gewagt hätte, seinen Chef zur Arbeit zu ermuntern, griff Schweninger ein. Er hatte diese Medizin verordnet, nun wollte er auch den Erfolg sehen. Bei jeder Gelegenheit, sei es bei Tische, während der abendlichen Unterhaltung oder auf einem Spaziergange, leitete er das Gespräch auf Themen, von denen er annahm, daß der Fürst sie in seinen Erinnerungen behandeln würde. Auch pflog er lange Unterhaltungen mit Bucher, um ihn dahin zu bringen, daß er endlich aus sich herausgehe, um aktiv in die Arbeit einzugreifen. Schweninger war nämlich der Ansicht, daß durch allzu lang ausgedehntes Spintisieren und Sinnieren des Fürsten schließlich das Gegenteil von dem erreicht würde, was er erstrebte. Sein trotz aller Würden immer noch jugendliches, südlich gefärbtes Temperament duldete nicht, daß die Arbeit erfolglos blieb; denn dadurch ausgelöste psychische Rückwirkungen hätten auch den körperlichen Zustand des greisen Patienten ungünstig beeinflußt. Aber Schweninger begnügte sich nicht nur damit, den Fürsten und seinen Mitarbeiter anzueifern, er wendete sich auch an die Familienangehörigen, die dem Patriarchen in seine Einsamkeit gefolgt waren. Die durch ihr starkes Sippengefühl miteinander verbundenen Bismarcks ordneten sich willig ein in den Plan Schweningers; sie wußten ja aus Erfahrung: was von dem „schwarzen Tyrannen“ kam, diente immer dem Wohle des Familienhauptes. Graf Herbert, der jahrelang der nächste Mitarbeiter seines Vaters gewesen war und daher Einblick in alle Einzelheiten selbst außerordentlich verwickelter Fragen hatte, leistete dabei die beste Hilfe. Schweninger konnte nun beruhigt wieder abreisen — langsam begann der Strom der Erinnerungen zu fließen.

Die Regelmäßigkeit, die diese Arbeit in Bismarcks Leben brachte, wirkte sich bald wohltuend aus. Der Fürst wurde auf diese Weise durch seinen bewährten Arzt davor bewahrt, ein grämlicher Greis zu werden, der verbittert seine Pension verzehrte und auf die Undankbarkeit der Welt schalt. Das ihm als Medizin verordnete Memoirenschreiben, an dem er bald Gefallen fand, hielt ihn rege und frisch, würzte seinen Tag und machte seine Abende froh. Wer in diesen Jahren nach Friedrichsruh kam, fand dort den Fürsten als einen rüstigen Hausherrn, der es trotz seines Alters noch immer ablehnte, einen Regenschirm zu benutzen, sich Überschuhe anzuschaffen, oder ein anderes Gefährt zu gebrauchen als einen leichten offenen Wagen. Tag für Tag war seine hohe Gestalt draußen in Wald und Flur anzutreffen, begleitet von seinen beiden mächtigen Doggen. Sein Äußeres machte noch immer einen frischen, gesunden Eindruck, noch immer leuchtete kräftig das Rot seiner Wangen und strahlten eindringlich seine blauen Augen. Das war das Werk seines Arztes.

Bismarcks Lebensweise in diesen Jahren kurz nach seinem Abschied hat sein Maler Franz von Lenbach eindrucksvoll beschrieben: „Der Fürst hat unermüdliche Augen. Abends nach Tisch sieht er eine Masse von Büchern und Zeitungen durch und raucht dabei seine vier Pfeifen. Das geht so fort von halb neun bis halb elf, um welche Stunde er meistens schlafen geht. In diesen zwei Stunden liest er beständig. Er steht ungefähr um halb zehn Uhr auf; in neuester Zeit ist er manchmal sogar schon um acht Uhr aufgestanden. Im Essen ist er jetzt gegen früher ziemlich mäßig. Am liebsten sind ihm alle geräucherten Sachen, besonders Fische. Er trinkt einen mittelmäßig guten Moselwein und darf nichts andres trinken. Bier ist ihm verboten. Seine Pfeife füllt er mit ordinärem holländischem Knaster. Früher rauchte er immer starke Havannazigarren. Da bemerkte er aber plötzlich, daß er nicht mehr schlafen könne, und da kam er auf die Idee, der Mensch vertrage von irgend etwas nur ein gewisses Quantum; sei er damit durchtränkt, so widerstehe es ihm. Er macht sich eben

auf alles einen Vers. Zum Frühstück nimmt er ein paar Eier und Milchkaffee. Suppe gibt es nie im Hause."

Der Mann, dessen Name mit den weltbewegenden Ereignissen seines Jahrhunderts verbunden war, mit dem Sturz eines Kaiserreiches und mit dem Neubau eines anderen, war hier im Bereiche seiner Güter nichts anderes als ein Landedelmann von patriarchalischem Zuschnitt, der sich väterlich um alle Menschen sorgte, die zu seinem Haushalt und zu seinem Gutsbezirk gehörten. Wo es zu helfen galt, half er nicht mit billigen Ratschlägen. Wenn er ausging, hatte er stets ein Goldstück in der Tasche für den Fall, daß er einem Tagelöhner oder einem Knecht begegnete, von dem er wußte, daß er es gebrauchen konnte.

Auch sein grimmer Humor hatte sich frisch erhalten. Wenn er durch seinen Park spazierte und ringsum die Verehrer ihre photographischen Apparate aufgebaut hatten, so pflegte er das gallig zu kommentieren: „Diese unangenehmen Amateurphotographen. Überall knacken die Momentverschlüsse in den Büschen, — — — man weiß nie, ob man erschossen oder photographiert wird."

In dieser Zeit wuchsen die „Gedanken und Erinnerungen". Auf dem Tische Buchers häuften sich die losen Blätter, und je mehr ihrer wurden, desto mehr ging der Fürst in dieser Arbeit auf. Verbissen und pflichtbewußt, immer wieder anregend und erinnernd, so wie es Schweninger von ihm verlangt hatte, zeichnete Lothar Bucher auf, was der Kanzler aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen in Worte faßte. Aber als das Werk in den Umrissen beendet war, ging es mit Bucher zu Ende. Noch einmal hatte der kranke Mitarbeiter Bismarcks alle seine Kräfte zusammengenommen, um seinem Herrn diesen letzten Dienst zu erweisen. Als er im Jahre 1892 die Augen schloß, war ein Ersatz für diesen „sympathischen, schweigsamen, angenehmen Hausgenossen", wie Bismarck ihn nannte, nicht mehr zu finden.

In diesem Jahre erkrankte auch Schweninger schwer an einer Darmentzündung, nachdem ihn kurz zuvor in Konstantinopel eine Darmverschlingung befallen hatte. Bislang hatte er die Bis-

marcks umsorgt, nun umsorgten sie ihn. Eine Depesche jagte die andere, aber diesmal nicht, um einen Rat einzuholen, sondern um dem Arzt das Mitgefühl der Familie zu bekunden. Beim ersten Zeichen seiner Genesung traf ein Telegramm des Fürsten ein, in dem es hieß: „Herzlichen Glückwunsch zur überstandenen Gefahr, wir freuen uns des angekündigten, hoffentlich nicht unvorsichtig zu frühen Besuches. Wir bedürfen hier zur Zeit weniger des Arztes als des Freundes. v. Bismarck."

Und in einem Briefe der Gräfin Marie an ihn wurde ihm auch einmal mitgeteilt, daß der Fürst beim Zubettgehn gesagt habe: „Ich bange mich sehr nach Schweninger."

Inzwischen war das Werk, das Lothar Bucher getreulich niedergeschrieben hatte, als Manuskript gedruckt worden. Bismarcks Tätigkeit beschränkte sich nun darauf, an dem Manuskript zu feilen, es weiter auszubauen und einzelne Kapitel umzugießen. Hier war eine Pflicht, und wie er sich nie seinen Pflichten entzogen hatte, so führte er auch dieses Werk bis an sein Ende fort.

Begonnen hatte er es auf Verordnung seines Arztes. Anfangs hatte er sich dieser Kur nicht unterziehen wollen und dagegen aufgemuckt, so wie er früher gegen die ihm allzu streng erscheinenden Diätvorschriften Schweningers aufbegehrt hatte. Aber dann hatte er sich doch gefügt, weil er erkannte, daß er sich nicht, wie es einmal sein Traum gewesen war, auf den Beruf des Landedelmannes zurückziehen konnte. Er hatte zu lange dem Geiste gedient, um sich nun ein müßiges Altenteil gestatten zu können.

Der große Arzt Schweninger, der den ganzen Menschen behandelte, hatte ihm die richtige Kur verordnet.

Und Bismarck gehorchte.

Der Hochschullehrer

Als ich in den ersten Tagen nach der Übernahme des neuen Falles am Krankenbette stand und mir Aufzeichnungen machte, stürmte plötzlich ein wild blickender Mann mit schwarzem Haar und Bart, bekleidet mit einem rohseidenen Tropenanzug, in den Krankensaal: es war der berühmte und zugleich berüchtigte Ernst Schweninger."

Mit diesen wenig respektvollen Worten schildert ein Schüler des Professors seinen Lehrer. Dieser Mangel an Respekt blieb kein vereinzelter Fall, denn der Arzt Bismarcks und der großen Welt seiner Zeit fiel durch seine Persönlichkeit und zugleich durch seine Lehren so aus dem gewohnten Rahmen des Hochschullehrers, daß nicht nur seine Kollegen, sondern auch die akademische Jugend es für ihr gutes Recht hielten, sich dem umstrittenen Manne überlegen zu fühlen und ihn dies womöglich auch merken zu lassen. Wer von ihnen allerdings Gelegenheit hatte oder suchte, in nähere Beziehung zu ihm zu treten, kam dann bald dazu, von dem Vorurteil zu lassen, das er von Lehrern oder Kameraden mit der Bedenkenlosigkeit der Jugend übernommen hatte.

Schweningers Lehre, daß der gesamte Mensch und nicht der erkrankte Teil des Körpers allein behandelt werden müsse, stand in schärfstem Widerspruch zu den damals üblichen Anschauungen der Medizin, die von Virchow bestimmt wurden. Die Überbetonung der sedes morbi, des Sitzes der Krankheit, zu der Virchow schließlich gelangt war, galt als unumstößliches Dogma,

dem sich jeder junge Adept der Heilkunst zu beugen hatte. Die uns heute so modern anmutenden Anschauungen Schweningers stempelten ihn in seiner Zeit zu einem Außenseiter der Medizin, der sich bei jeder Gelegenheit nicht nur vor seinen Zunftgenossen, sondern sogar vor seinen Hörern zu rechtfertigen hatte. Er tat dies mit der Ruhe und der Überlegenheit des Weisen, in dem die Überzeugung lebt, daß sich das bessere Recht auf die Dauer doch allen Widerständen zum Trotz durchsetzen muß. Und als ihm ein vorlauter Studiosus während einer Vorlesung das Wort „Quatsch“ zurief, weil er eine besonders komplizierte These Schweningers nicht begreifen konnte, machte sich Schweningers sonst nie versagendes Temperament nicht etwa in einer heftigen Erwiderung Luft, sondern in der sachlichen Erklärung, daß ungewohnte Dinge in der ortsüblichen Ausdrucksweise nur schwer zu vermitteln seien.

Der für gewöhnlich so leidenschaftliche Mann hatte es aufgegeben, die Einsichtslosigkeit seiner Gegner zu bekämpfen; gegen ihre blinde Leidenschaft setzte er seine wohlgegründete Überzeugung. Er hatte an seinem verehrten Fürsten gesehen, wie dieser es überlegen ertrug, daß er mit seinen großen staatsmännischen Einsichten isoliert dastand. Die Isolierung, in die er selber mit seinen ärztlichen Anschauungen geriet, konnte ihn nicht erschüttern. „Wäre Schweninger ein vorsichtiger, besonnener Mann gewesen“, meint einer seiner Schüler, „so hätte seine Begabung hingereicht, ihn schon damals zum Begründer einer wissenschaftlich haltbaren Lehre von der Bedeutung der allgemeinen Körperkonstitution und ihrer Beeinflussung durch physikalische Heilmethoden machen zu können.“ Aber er hatte nicht den Ehrgeiz, auf dem Katheder ein fanatischer Eiferer für seine Lehre zu sein und sie als Dogma zu postulieren. Das Arzten war nach seiner Ansicht eine Kunst und keine in Doktrinen aufgespaltene Wissenschaft. Es war besser, einen Kranken zu heilen, als sich in theoretische Sophismen zu verlieren.

Schweninger gefiel sich auch nicht in der Pose des gefeierten

Hochschullehrers, der, umstrahlt von der Aura seiner Würde und seines Rufes, gemessenen Schrittes unter dem Beifallsgetrampel der Studenten das Katheder erklimmt.

Wenn seine Studenten am Dienstag und Freitag von zehn bis elf Uhr Hautklinik gehört hatten, begann das Kolloquium, das er in seinem Laboratorium abhielt, zwei sehr bescheiden ausgestatteten Räumen in der alten Charité. „Wer kommt, ist eingeladen", hatte Schweninger gesagt, und das erstemal war auch mehr als die Hälfte seiner Hörer dieser Einladung gefolgt, weniger vom Lerneifer getrieben als von der Neugierde, den berühmten Arzt Bismarcks persönlich kennenzulernen. Aber der Schwarm verlief sich bald, eine Erfahrung, die nicht nur Schweninger als Hochschullehrer machte. Schließlich blieb er, wie sein Schüler, Marine-Generalarzt a. D. Dr. Albrecht P. F. Richter, erzählt, mit diesem allein, obwohl Schweninger sich um jeden einzelnen seiner Hörer sorgfältig bemüht hatte. Bei dem ersten Kolloquium, das der Arzt mit diesem einzigen Hörer abhielt, kam es gleich zu einem lebhaften Disput. Der junge Student bekämpfte aus seiner, bei anderen Professoren bezogenen Schulweisheit Schweningers Lehre, daß es keine Krankheiten, sondern nur kranke Menschen gäbe, die sich sehr oft erlaubten, auf die schönsten Rezepte und Arzneien gar nicht oder ganz anders zu reagieren, als die Lehrbücher es darstellten. Temperamentvoll widersprach Richter, bis Schweninger ihn endlich unterbrach: „Ja, das ist der elende Autoritätsglaube und die Kritiklosigkeit — und wenn Sie schon andern glauben, so glauben Sie mir doch auch etwas!" Mit dem ganzen Selbstbewußtsein der Jugend erwiderte der Student seinem Lehrer, dessen ärztlicher Ruf so groß war, daß ihn ein Brief aus Übersee mit der Anschrift „Professor Schweninger, Europa" in seiner Berliner Wohnung erreichte: „Herr Professor, ich habe keinen Autoritätsglauben und keine Kritiklosigkeit; ich habe Ihre Sachen kritisiert, und nichts hat standgehalten — wenn aber etwas standhält, so werde ich der erste sein, es anzuerkennen!" Schweninger, der Temperament

auch bei andern schätzte und fremde Respektlosigkeit mit dem Maße der ihm selbst zuweilen eigenen maß, funkelte den kecken Studenten zwar durch seine Brillengläser böse an, dann aber streckte er ihm impulsiv seine große, prächtig durchgebildete Hand entgegen und sagte: „Nun, ich hoffe, wir sprechen uns noch öfter."

Damit war eine Freundschaft geschlossen, die bis zum Tode des großen Arztes währte. Richter erkannte bald den besonderen Vorzug seines Lehrers, den geschulten ärztlichen Blick, der bei Diagnose und Behandlung sogleich das Richtige fand, und der bei dem damaligen Stande der Dermatologie, welcher noch nicht die optischen, physikalischen und chemischen Hilfsmittel wie heute zur Verfügung standen, von größtem Nutzen war. Schweninger sah im Gegensatz zur Medizin seiner Zeit die Haut nicht als einen Überzug über den Körper an, sondern betonte immer wieder die engen Wechselbeziehungen zwischen beiden; Hautkrankheiten konnten Anzeichen für andere krankhafte Zustände des Körpers sein und durften deshalb nicht nur durch lokale Maßnahmen behandelt werden. Sie wurden daher durch die umfassende Behandlung Schweningers am günstigsten beeinflußt.

Aber Schweninger beschränkte sich nicht auf die Allgemeinbehandlung, er wandte auch erprobte Mittel und Instrumente an, Unnasche Seifen, Pflaster, Salben, Fibrolysin-Einspritzungen, Arsen, Ätzungen mit Salpetersäure, und ebenso wurde bei Lupus vielfach mit dem Galvanokauter gestichelt. Wo er allerdings damit auskam, begnügte er sich mit den einfachsten Mitteln: guter Seife, heißem Wasser, Kamillenumschlägen, Puder und Vaseline, so im Umkreise des gern von ihm gebrauchten Knüttelverses bleibend: „Wasser, Seife und Handtuch / Sind für jede Haut genug." Seine große Kunst bestand darin, daß er die Mittel der Heilkunde nicht schematisch herunterverordnete, sondern sich die Mühe gab, sie entsprechend dem einzelnen Fall, zur richtigen Zeit und in der richtigen Weise anzuwenden.

Eine besondere Bedeutung erlangte bald das sogenannte „große Kolloquium", das Schweninger an einem der Kollegtage abends von zehn bis zwölf Uhr in seiner Wohnung abzuhalten pflegte, wenn er tags zuvor aus Friedrichsruh oder von einer seiner plötzlichen Reisen in und außer Landes wieder nach Berlin zurückgekehrt war und der Strom der Patienten vom Nachmittag sich verlaufen hatte. Dies Kolloquium war für approbierte Ärzte gedacht, und es wurden bei dieser Gelegenheit alle Themata behandelt, die sich aus der Praxis des Lehrers oder seiner Gäste ergaben. Schweninger pflegte hierbei auch seine Assistenten und den der Dermatologischen Abteilung in der Charité zugeteilten Stabsarzt heranzuziehen. Als eine bedeutende Erscheinung unter den Teilnehmern dieser Kolloquien wird Dr. Groddeck erwähnt, der Schweningers Grundsätze und Anschauungen schöpferisch weiter fortgebildet und in seinen Schriften vertreten hat.

Schweninger hielt das „große Kolloquium" in seiner Wohnung in der Zimmerstraße ab. In bequemen Sesseln saßen die Versammelten um einen Tisch, und der Gastgeber sorgte dafür, daß keinem, der danach Verlangen hatte, ein Glas Wein oder eine Zigarre fehlte. Hier war er in seinem Element, es herrschte eine vertraute Stimmung, die ihm leichter den Zugang zu vorgeschrittenen Hörern und Kollegen eröffnete. Da mochte es denn wohl auch vorkommen, wie einer der Teilnehmer es überliefert hat, daß er seiner Laune freien Lauf ließ und sich in Ketzereien gegen die offiziellen Anschauungen der Fakultät erging.

Dabei strömte eine so starke persönliche Wirkung von ihm aus, daß er bald auch solche Hörer an sich fesselte, die ihm anfänglich widerstrebten: „Ich ging regelmäßig hin", so berichtet Professor Grotjahn in seinen Erinnerungen, „und war der einzige aus der Korona, der ihm hier und da zu widersprechen sich erlaubte, namentlich nach der Richtung hin, daß die meisten Kuren, die Schweninger empfahl, wohl den verwöhnten Kreisen der vornehmen und reichen Welt gut bekämen, aber nicht für

Kranke der unteren Volksschichten passen würden. Er bestritt das, fand aber sichtlich Gefallen an meinem Widerspruch. Eines Abends hielt er mich zurück und lud mich ein, seine nächsten Privatsprechstunden in der Weise mitzumachen, daß ich in einem, durch einen Vorhang getrennten Nebenzimmer zuhören und auf seinen Ruf erscheinen und seine Vorschriften für den betreffenden Patienten aufschreiben sollte. Ich würde auf diese Weise am besten die besondere Art kennenlernen, wie er seine Kranken behandle. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und stellte mich an den Sprechtagen, so viele ihrer noch vor den großen Ferien von ihm abgehalten wurden, pünktlich ein. Ich erhielt meinen Platz in einem kleinen Ecksalon in der Zimmerstraße, so daß ich alles hören konnte, was er mit seinen Patienten sprach. Wenn er ein herrisches ‚Bitte!' rief, trat ich herein und schrieb auf einen großen Notizblock die wunderlichen Diätmaßnahmen auf, die er zu verordnen pflegte, wobei ich Gelegenheit hatte, mir die ausnahmslos den Kreisen der Diplomatie und der höchsten Geburts- und Geldaristokratie angehörenden Besucher flüchtig anzusehen. Dann verschwand ich wieder hinter dem Vorhang."

Die Tätigkeit in Schweningers Sprechstunde war für diesen Schüler auch noch aus einem anderen Grunde lehrreich: es fiel ihm auf, daß nie vom Bezahlen die Rede war, und daß nie ein Patient des berühmten Arztes seine Börse zog, denn niemals war das Geklimper von Geld zu vernehmen, wie es in anderen Sprechstunden wohl zu hören war. Der junge Student kannte die saloppe Art eines Lehrers ebensowenig wie dessen grundsätzliche Anschauungen über die Honorierung des Arztes; Grotjahn stellte nur verwundert fest, daß Schweninger bei seiner Riesenpraxis weder damals noch in seinen späteren Jahren ein reicher Mann wurde, während seine Assistenten anscheinend die ihm fehlende Geschäftstüchtigkeit mitbekommen hatten. Schweninger pflegte ihnen fast regelmäßig seine Patienten zur Weiterbehandlung zu überweisen, was den Assistenten nicht schlecht bekam. Einer von ihnen jedoch, ein Schweizer italienischen Stammes, war-

tete gar nicht erst auf die Generosität seines Chefs, sondern filterte sich aus Schweningers Praxis eine eigene ab, unter besonderer Berücksichtigung der Zahlungsfähigkeit eines jeden Patienten. Auf ihn scheint sich auch Grotjahns Bemerkung zu beziehen: „Sein erster Assistent bewohnte in der Voßstraße eine große, köstlich ausgestattete Wohnung und verdiente erheblich mehr als sein Meister, dessen Patienten er zwar nach Schweningers Methoden, aber im wahrscheinlich bewußten Gegensatz zu ihm mit ausgesuchter Höflichkeit behandelte."

Die Wirklichkeit einer Sprechstunde bei Schweninger war allerdings noch farbiger, als aus der gemessenen Darstellung Grotjahns hervorgeht. Sie fand jeweils am Dienstag und Freitag, den Kollegtagen, offiziell von drei bis fünf Uhr nachmittags statt, nahm aber selten vor acht oder neun Uhr abends ein Ende. In einem kleinen Raum neben dem Sprechzimmer standen Teller mit Butterbroten und kaltem Aufschnitt, die der fürsorgliche Diener Fritz bereits in kleine Bissen aufgeteilt hatte, damit sein Herr und dessen Helfer sie in einem freien Augenblick in den Mund schieben konnten, wenn sich bei der stundenlangen Arbeit der Hunger meldete. Auch mit Bier, Wein oder Mineralwasser konnten sich die Ärzte versorgen, wenn sie Durst verspürten. Seltener schon hatten sie Gelegenheit zu einem Zug aus den bereitliegenden Zigarren und Zigaretten.

Mit der ihm eigenen psychologischen Überlegenheit ordinierte Schweninger. Er wußte bei jedem Patienten den richtigen Ton zu treffen. Er spürte sogleich, wie er jeden anzupacken hatte, mit kühler Sachlichkeit, tröstendem Zuspruch oder energischer Vorschrift, die ihm in jener Zeit der nichtssagenden, unverbindlichen gesellschaftlichen Höflichkeitsfloskel häufig als Grobheit ausgelegt wurde. Ungewohnt war es auch, daß er eine Kopie seiner Verordnungen, die ja oft so einschneidend waren, daß sie das ganze Leben des Patienten weitgehend beeinflußten, diesem mit nach Hause gab und von ihm eigene Aufzeichnungen mit genauer Kontrolle des Körpergewichtes und der Krankheitssymptome

verlangte, um später danach neue Weisungen zu geben. Und bei fast jeder Patientin, die neu zu ihm kam, mußte er erneut den Kampf gegen das Korsett aufnehmen, dieses Stützgebälk einer von der Eitelkeit diktierten modischen Laune, und in jeder Sprechstunde empfing der emsige Betreuer seines Junggesellenhaushaltes, der Diener Fritz, mit einem noch warm zur Tür hinausgereichten Schnürleib die Weisung: „Wickeln Sie das Ding gut ein!"

Der Menschenfreund Schweninger war auf das Wohl seiner Mitarbeiter weit mehr bedacht als auf sein eigenes. Dr. Richter hatte vor Abschluß seines Studiums seine Meldung zur Kaiserlichen Marine eingereicht, die aber infolge eines Versehens an irgendeinem Zahnrad der Amtsmaschinerie hängengeblieben war. Der junge Arzt war daher, ganz gegen seine ursprünglichen Pläne, Unterarzt beim Heer geworden. Schweninger wandte sich, als er darüber unterrichtet wurde, sogleich über seinen Freund und Patienten Krupp an den Staatssekretär des Reichsmarineamtes, damit das Versehen richtiggestellt werde, und erreichte auch, daß sein Schüler noch als Unterarzt — ein ganz außergewöhnlicher Fall — in die erstrebte Laufbahn hinüberwechseln konnte. Auch dem jungen Studenten Alfred Grotjahn, der ihm so oft und wohl nicht immer auf die liebenswürdigste Weise in den Kolloquien widersprochen hatte, bot er großzügig an, nach Vollendung seiner Examina sein Assistent zu werden. Der spätere Professor der sozialen Hygiene an der Universität Berlin, der andere Pläne für seine Zukunft hatte, ging auf diesen verlockenden Vorschlag nicht ein. Da er jedoch über ein Thema der Dermatologie promovieren wollte, übergab er Schweninger als seinem zuständigen Professor seine Doktorarbeit. Bezeichnend für den Gegensatz zwischen dem pedantischen Niedersachsen Grotjahn und der souveränen Bohemenatur Schweningers ist der Bericht, den der junge Doktorand von dem Schicksal seiner Dissertationsschrift hinterlassen hat: „Ich mußte sie allerdings zum zweiten Male abschreiben lassen, da Schweninger sie zur Durchsicht mit nach Friedrichsruh ge-

nommen hatte und sie zwar unkorrigiert, aber gänzlich zerknittert und zahlreicher Seiten beraubt wieder zurückbrachte."

Auf die Dauer hätten zwei so verschiedene Menschen wie Grotjahn und Schweninger natürlich nicht zusammen arbeiten können. Der nüchterne und korrekte, idealgesinnte junge Student huldigte zudem politischen Anschauungen, die denen seines Lehrers direkt zuwiderliefen. Obwohl Grotjahn der Sozialdemokratie nahestand, war er dennoch ein Eigenbrötler, der auch an seinen politischen Gesinnungsfreunden jederzeit heftig Kritik übte, wenn es ihm notwendig erschien. Seine Gegnerschaft zu Bismarck wurde dadurch allerdings nicht beeinträchtigt. Daß dieser Mann seinem Lehrer Schweninger von vornherein mit allem Vorbehalt gegenübertrat, ist verständlich. Um so höher wiegt seine Anerkennung für die unermüdliche Obsorge, die sein Lehrer dem Kanzler zuteil werden ließ, und in der er, wie Grotjahn schreibt, „geradezu seine Lebensaufgabe gefunden" hatte. „Nur durch eine große Selbstaufopferung und völlige Anpassung ist diese Aufgabe gelöst worden und dem Altreichskanzler zu einem hohen, bis in die letzten Tage arbeitsfähigen Alter verholfen worden."

Da es bei den Beurteilern des Arztes Schweninger sonst nur bedingungslose Zustimmung oder Ablehnung gegeben hat, wiegen gerade die Argumente Grotjahns, der als sein Schüler immer den eigenen Standpunkt wahrte, besonders schwer. Seine einschränkenden Aussagen bedeuten für das Wirken Schweningers eine höhere Anerkennung als eine kritiklose Lobhudelei, die das Bild des großen Arztes eher vergröbern als abrunden würde. „Zweifellos hat er auf mich damals einen starken Einfluß ausgeübt", bekennt Grotjahn. „Manches in der Medizin hat er mich kritisch zu sehen gelehrt. Die Überzeugung, daß der größte Teil der inneren Erkrankungen am besten sich selber überlassen bleibt, verdanke ich im wesentlichen ihm. Diese Auffassung begegnete sich auch insofern mit meinem steten Ausspähen nach den sozialen Zusammenhängen der Erkrankungen, als seine Art der Beeinflussung

der Krankheiten in der Änderung der Gewohnheiten und der Umwelteinflüsse des Patienten für die wohlhabenden Kreise sich auf der gleichen Linie bewegte wie die Anschauung, daß Besserung der Umwelt auch bei den Unbemittelten auf den Verlauf namentlich aller chronischen Erkrankungen ausschlaggebend sein würde."

Grotjahn hat sich später als praktischer Arzt in Berlin vieles von den Behandlungsmethoden Schweningers zu eigen gemacht. Die seinem Lehrer von den Ärzten seiner Zeit oft als Scharlatanerie und beinahe als Kurpfuscherei angekreidete Methode des Zurückgreifens auf natürliche Heilmittel wurde von Grotjahn, der als Arztsohn durchaus in den landläufigen medizinischen Auffassungen groß geworden war, anfangs durchaus nicht vorbehaltlos akzeptiert. Aber er hatte bald eingesehen, was daran gut war. Kurz vor seinem Tode hat er über Schweningers Methode das aus der eigenen Erfahrung gewachsene Urteil abgegeben:

„Sein Hauptmittel war die Verwendung heißen Wassers ohne jeden Zusatz. Es gab kaum eine Krankheit, bei der nicht ein oder mehrere Körperteile täglich einige Male in heißes Wasser gesteckt werden mußten. Sicher hat er durch dieses einfache und reinliche Mittel vielen genützt. Die hartnäckigsten Hautleiden habe ich bei dieser Behandlung, die ich später auch in der eigenen Praxis gern angewandt habe, schwinden sehen. Auch bei inneren Krankheiten beschäftigte diese therapeutische Maßnahme den Kranken in harmloserer Weise als die üblichen unzähligen, ut aliquid fiat verschriebenen Arzneimittel. Sie unterstützt durch Ermunterung des Kreislaufes und des Stoffwechsels den natürlichen Ablauf der Selbstheilung, welch letztere ja doch immer noch am häufigsten den inneren Mediziner zu Triumphen führt, die er dann der eigentlichen Kur als spezifische Folge anzurechnen pflegt. Das eigentliche Rückgrat der Schweningerschen Kuren jedoch bildeten die Diätverordnungen, die er bezüglich Essen, Trinken und Schlafen seinen verwöhnten Patienten auferlegte. Sie beruhten lediglich auf Intuition . . ., immer aber zeugten sie von einer ge-

nauen Beobachtung der fehlerhaften Gewohnheiten der feudalen Welt, die ihm ihre korpulenten Männer und ihre nervösen Frauen in die Sprechstunde sandte."

Die Fakultätskollegen Schweningers brachten allerdings nicht dieses Verständnis für ihn auf; denn auf ihnen lasteten ja die Vorurteile, welche die Überlieferung und der Trott der akademischen Ochsentour in ihnen großgezogen hatten. Das Zeitalter des Fortschritts schien seinen Höhepunkt erreicht zu haben, und auch auf der Wissenschaft lastete das Gefühl der Sättigung, das von der ganzen Gesellschaft Besitz ergriffen hatte. Unruhige Geister waren verpönt, und wer gegen Traditionen anrannte, dem war schnell das Brandmal des Revolutionärs aufgedrückt. Der starre Obrigkeitsstaat mit seinen Klassen, die unter sich wieder in Kasten aufgeteilt waren, machte es Außenseitern schwer, sich durchzusetzen; und wenn es einem Manne wie Schweninger gelungen war, eine schwierige Hürde zu nehmen, dann sorgte schon die zuständige Kaste dafür, daß er eine Ausnahme blieb und nicht ein Gleicher unter Gleichen wurde. Ein Hochschullehrer zudem, der bei seinen Kolloquien Wein und Zigarren herumreichen ließ, war schon in seiner Lebensführung dem Wesen akademischer Würde so fern, daß er dem Durchschnitt der Professoren immer suspekt bleiben mußte. Die Ungebundenheit seiner Künstlernatur brachte ihn in vielleicht noch schärferen Gegensatz zu ihnen als seine Lehren. Die wohlabgewogene Gemessenheit damaliger preußischer Professoren hatte kaum Verständnis für ein Temperament wie Schweninger, der von ihnen zuweilen sogar als eine Art Glücksritter eingeschätzt wurde. Mochten sie auch seine Begabung und seine „außerordentliche Suggestivkraft" anerkennen, so bestritten sie doch immer wieder seine wissenschaftlichen Fachkenntnisse auf dem Gebiete seines Lehrauftrags. Seine Erfolge waren für sie nur Zufallserfolge, und er blieb für sie ein „ausgezeichneter Arzt in der Politik, aber ein weniger glücklicher Politiker in der ärztlichen Wissenschaft", wie es noch in einem Nekrolog auf ihn heißt, der im Jahre 1924 in der Der-

matologischen Zeitschrift veröffentlicht wurde. Auch der Tote, dessen Arzttum so begnadet gewesen war, und dessen Methoden mittlerweile durch die Erteilung von Lehraufträgen an seine Schüler hochschulreif geworden waren, blieb für diese unwandelbaren Auffassungen ein Günstling der Politik, der sich seine Professur ertrotzt hatte.

Weltmann und Diplomat

Von Schweningers Tätigkeit an der Charité berichtet sein Schüler Dr. Winsch ein für seinen Lehrer charakteristisches Erlebnis. Bei der großen Anzahl der Fälle, die in der Poliklinik behandelt wurden, war es nicht immer möglich, auf den einzelnen übermäßig viel Zeit zu verwenden. So kam es meist nicht dazu, daß der Patient sich ganz entkleidete, sondern er durfte sich seiner Kleider nur so weit entledigen, wie es zur Erkennung seines Krankheitszustandes notwendig war.

Eines Tages erschien nun ein biederer Landmann, der etwas schwerhörig war und daher die Anweisungen des Assistenten nicht genau verstand. Mit umständlicher Gemächlichkeit schälte er sich aus seinem Anzug, stellte die Stiefel säuberlich beiseite, legte bedächtig seine Hosen über einen Stuhl und ging daran, das Letzte, was ihn noch von der paradiesischen Nacktheit trennte, ebenso umständlich abzulegen. Verblüfft folgte die Versammlung seinem Gebahren und beobachtete gespannt und erwartungsvoll den Chef, der ebenfalls schweigend zusah. Lange aber konnte er nicht an sich halten, und gerade, als die letzte Hülle fallen sollte, griff er ein: „Sagen Sie mal, Sie wollen wohl hier übernachten?“ fragte er freundlich den verdutzten Patienten, und er brachte diese Worte in so drolliger Weise hervor, daß alle Teilnehmer der Sprechstunde ein schallendes Gelächter anstimmten. Der Ratsuchende, auf dessen Kosten hier gelacht wurde, litt an keiner ernsthaften Krankheit, und als er die Situation begriffen hatte, stimmte er schließlich selber mit ein.

Diese selbstverständliche Natürlichkeit, die ihm unter steifen Norddeutschen oft als Grobheit ausgelegt wurde, verleugnete Schweninger auch nicht im Umgang mit der großen Welt, die sich um ihn riß, seitdem er der Leibarzt des Kanzlers war. Aber in der Gesellschaft nahm man an seiner scheinbaren Formlosigkeit nicht den Anstoß wie bei seinen Kollegen. Die vielgestaltig zusammengesetzten Kreise, die in den europäischen Großstädten unter der Bezeichnung „Gesellschaft" tonangebend waren, öffneten, anders als die Kreise der Wissenschaft, jedem Neuling ihre Tür, der sich durch Leistung oder Namen empfohlen hatte, dem berühmten Arzt ebenso wie dem erfolgreichen Künstler, dem Macht ausstrahlenden großen Journalisten oder dem vom Glanze des Abenteuers umwitterten Forschungsreisenden; die strenge Form, die im höfischen Zeremoniell gewahrt wurde, entband sich in der Atmosphäre der Salons, weil ja seine Besucher keine homogene Schicht darstellten wie Universitätsprofessoren, Offiziere oder adelige Grundbesitzer, obwohl auch sie als Einzelwesen zur Gesellschaft gehörten. Hier durfte schon einmal ein freies Wort, ein gewagter Witz oder ein derber Scherz riskiert werden, wenn eine Persönlichkeit dahinter stand.

Fedor von Zobeltitz erzählt folgendes Erlebnis mit Schweninger, das diese Einstellung der Gesellschaft charakterisiert: „Ihm, dem trinkfreudigen Bayern, schien Nordeuropas übertünchte Höflichkeit unverdaulich. Manche in Förmlichkeit erstickende Tafelrunde lockerte er durch ein kerniges, aber gänzlich undruckreifes Wort auf. Ich hörte selbst einmal, wie er einem zu stark im Seelischen plätschernden Geistlichen treuherzig versicherte: ‚Schauen's, Herr Konsistorialrat, das ist so: eine runde Seele, die paßt nicht in einen viereckigen P..., und eine viereckige Seele...' Aber der Konsistorialrat wartete nicht ab, wohin die viereckige Seele nicht passen wollte."

Die Weltweisheit, zu der es der sinnenfreudige Bayer schon in verhältnismäßig jungen Jahren gebracht hatte, ließ ihn erkennen, ein wie anregender Zirkus — für den unvoreingenommenen Be-

trachter — die Gesellschaft sein kann, gegen deren Hohlheit weniger weltfrohe Naturen sich ereiferten. Der Genußmensch Schweninger brauchte die Geselligkeit als Stimulans, und er nahm die Gesellschaft deshalb mit in Kauf. Außerdem traf sein dionysisches Lebensgefühl hier unter Banausen oft auf gleichgestimmte Gefährten. Die großen Künstler des Kaiserreiches fanden in ihm die kongeniale ärztliche Künstlerpersönlichkeit. Mit Lenbach war er eins in der Leidenschaft für schöne Frauen, mit Begas ging er auf die Jagd, mit Ruederer konnte er herrlich über die Philister raunzen, und mit ihnen allen pokulieren, wenn es ihnen schmeckte.

„Meine vergnügteste Erinnerung an Schweninger", schreibt Fedor von Zobeltitz, „ist mit der an einen Presseball verbunden: ein Ecktisch im großen Saal des Wintergartens, er im Mittelpunkt neben der Schauspielerin Helene Odilon, neben Paul Lindau, Hans Hopfen, Bill Bismarck und Carl Peters, und wenn Schweninger mit seiner Donnerstimme sprach, schauten die Gäste sich erkennend nach ihm um — er war eine berühmte Persönlichkeit."

Schweninger lebte in der Gesellschaft, aber er stand über ihr. Auch diese Haltung hatte er mit dem großen Kanzler gemeinsam, der zwar als alter Diplomat die äußeren Formen mehr wahren mußte als sein Arzt. Aber unter den Getreuen des Hauses Bismarck war steife Förmlichkeit nicht geschätzt. „Sehr drollig geht es oft bei Tafel zu", berichtet Lenbach aus dem Sachsenwald. „Jedermann ist da willkommen, wer gerade im Hause ist, ein Photograph, ein Inspektor, der wegen einer Hagelversicherung gekommen ist, ein Forstmann. Bismarck spricht mit dem ihm Unbekannten, schenkt ihm Wein ein, läßt ihn neben einem eben anwesenden Gesandten sitzen, und wenn der Mann fort ist, so fragt er: ‚Wer war denn der Kerl eigentlich?' ... Nach Frack und dergleichen fällt es niemand ein zu fragen. Bei Tisch interessieren den Fürsten die Menschen nur als solche: wer zu sprechen weiß, ist ihm willkommen, und wer sich aufs Zuhören versteht, ist es doppelt."

Dieser Ungezwungenheit, die im Hause des Kanzlers herrschte,

entsprach es durchaus, wenn Schweninger eine offizielle, in Schönschrift auf Stein abgezogene Einladung des Grafen Herbert sofort für sich mit der Randbemerkung „Parlamentssauferei" klassifizierte.

Aber er verstand es auch, wenn es angemessen war, ein Meister der Form und so diplomatisch zu sein wie der Kanzler selbst. In den Botschaften und Gesandtschaften der fremden Mächte, die in Berlin akkreditiert waren, sah man ihn oft zu Gast. Es war sogar nicht ungewöhnlich, daß ihn der Botschafter einer Großmacht zu einem intimen Frühstück bat, weil er darauf spekulierte, bei dieser Gelegenheit Neuigkeiten aus der Reichskanzlei zu erfahren. Dann war Schweninger höflich, wie nur ein Gast höflich zu sein vermag, sprach den Genüssen der Tafel kräftig zu, wie es seine Art war, unterhielt sich mit größter Eleganz und machte viele Worte, wie es der Diplomatenbrauch verlangt, um am Ende doch nichts zu sagen. Für „Neues von Bismarck" mußten sich die Herren schon eine andere Quelle suchen.

So war Schweninger an der Tafel der Botschafter und bevollmächtigten Minister fremder Mächte ein Diplomat unter Diplomaten. „Sein" Fürst wußte, daß er sich auf ihn verlassen konnte. Und als er ihn einmal auf eine „politische" Reise mitnahm, geschah dies in der unumstößlichen Gewißheit, daß ihn nicht nur sein bester Arzt begleitete, sondern auch ein verläßlicher Freund, der allen neugierigen Besuchern und neuigkeitslüsternen Journalisten mit diplomatischer Gewandtheit begegnen würde. Der Fürst brauchte in der heiklen Situation, in der er sich damals befand, einen Vertrauten, der sich auf dem Instrument der öffentlichen Meinung ebensogut auskannte wie er selbst.

Man schrieb das Jahr 1892. Zwei Jahre lang hatte der einst so mächtige Mann grollend auf seinen Gütern gesessen, sich in seine schriftstellerische Tätigkeit versenkt und mit grimmigem Humor die „Capriviolen" seines Nachfolgers vor den Eingeweihten glossiert. In der ganzen Zeit hatte der Fürst die private Sphäre

nicht verlassen, wenn er auch oft genug für Besucher aus dem Reiche, Verehrer und besorgte Patrioten, zu sprechen war; nun wollte er sich zum erstenmal, seitdem er das Exil aufgesucht hatte, der breiten Öffentlichkeit zeigen. Im Mai desselben Jahres hatte sich Graf Herbert, sein ältester Sohn, in Fiume mit der Gräfin Hoyos verlobt. Im Juni sollte die Hochzeit in Wien stattfinden, und die angesagte Teilnahme des Fürsten daran bewegte schon lange vorher die Gemüter. Briefe und Depeschen liefen zwischen den offiziellen Kreisen Berlins und Wiens hin und her, aus Friedrichsruh wurden Audienzen nachgesucht, die später nicht erteilt wurden, und die Zeitungen verfolgten gespannt den Verlauf der Reise, denn den Entamteten, wie Schweninger ihn einmal nannte, empfing in allen deutschen Hauptstädten, die er auf seiner Reise berührte, zwar nicht der Hof, aber der Jubel des Volkes. Schweningers Schüler Grotjahn hat diesen Besuch in Wien in seinen Lebenserinnerungen deshalb so besonders charakteristisch geschildert, weil er als Gegner des Kanzlers dennoch von der allgemeinen Begeisterung mitgerissen wurde: „Dann trat Bismarck aus dem Portal — in seiner weißen Kürassieruniform, mit silbernem Helm und langen Stiefeln. Ungeheurer Jubel empfing ihn trotz 1866. Er grüßte nach allen Seiten und zögerte, in den Wagen zu steigen, was die Beifallsstürme zum Orkan anwachsen ließ. Dann wurde ein schwarzer Mantel gebracht und ihm umgehängt. Unter tosendem Jubel fuhr er ab. Er sah frisch aus, bewegte sich lebhaft und machte einen nichts weniger als greisenhaften Eindruck. Und da stand nun unsereiner mit seinem Pazifismus und seinem Sozialistenhaß gegen diesen Mann, schwang den revolutionären Kalabreserhut und schrie hurra, ergriffen von der Erscheinung, der Persönlichkeit und der Situation!"

Daß der Fürst trotz der ihm widerfahrenen schweren Kränkungen so gesund und jugendfrisch aussah, wie ihn sein Gegner schildert, das verdankte er der Fürsorge seines Arztes, der auf dieser Reise nicht von seiner Seite wich, um jeden Hieb abzufangen, der seinem großen Patienten drohte. Sein umsichtiges

Wirken spiegelt in seiner ganzen Bedeutung ein Artikel in der „Neuen Freien Presse" wider, in dem ein Journalist seine Eindrücke von einem Gespräch mit dem Arzte Bismarcks zusammenfaßt:

„Professor Schweninger, welcher die Erscheinung eines Südländers hat, mit tiefschwarzem Barte und lebhaftem, geistig bebewegtem Wesen, empfing mich in seinem Zimmer im Palais Palffy. Die kurze Spanne Zeit, in welcher ich bei ihm weilte, gab Zeugnis, wie vielbeschäftigt und von allen Seiten in Anspruch genommen der ärztliche Berater des Fürsten durch seine Stellung sei. Es vergingen niemals wenige Minuten, ohne daß die Tür sich öffnete und eine Anfrage gerichtet oder ein neuer Besuch angemeldet wurde. Es war naheliegend, daß ich an Herrn Professor Schweninger die Frage stellte, wie der Gesundheitszustand des Fürsten in Wien sei. Er antwortete: ‚Gott sei Dank, sehr gut. Er schläft wie ein Sack; er hat heute von elf Uhr nachts bis sieben Uhr früh fest und ruhig geschlafen. Der Fürst hat, wie Sie wissen, in diesen Tagen so viele Strapazen durchgemacht, die Reise, die Hochzeitsfestlichkeiten, aber sein Befinden ist, ich bin glücklich, es sagen zu können, ein prächtiges.'"

Der Journalist hatte gut beobachtet. Nach den trüben Erfahrungen mit den Höfen sorgte Schweninger dafür, daß nichts mehr an den Fürsten herankam, was ihn hätte erregen können. Wieder einmal bestimmte er, welche Zeit Bismarck fremden Besuchern opfern durfte, und nachdem der Altreichskanzler derselben Zeitung ein politisches Interview gegeben hatte, in dem er seinem Unmut Luft machte, übernahm es der Arzt nun, das Bild nach der menschlichen Seite abzurunden. Er sagte: „Der Fürst ist von einer Frische und Elastizität — ich wünschte, ich hätte sie; wir alle haben sie nicht. Er reitet lange Zeit, er ißt mehr als alle andern — natürlich mit Rücksicht auf seinen gewaltigen Körperbau. Es geht ihm, Gott sei Dank, sehr gut, seitdem ich ihn behandle — ich sage nicht, weil ich ihn behandle."

Auf die vorsichtige Anzapfung des Besuchers hin, dieser er-

freuliche Gesundheitszustand des Fürsten lasse wohl die Hoffnung offen, daß seine bedeutende Persönlichkeit noch einmal zu einer politischen Rolle ausersehen werden könne, winkte der Arzt ab: „Ich wünsche es nicht, daß er wieder in Aktivität trete.“ Und er setzte auf den Einwurf, daß dieser freundliche Wunsch ihn mehr als Arzt denn als Politiker ehre, hinzu: „Die Emotionen, die ein solcher Beruf mit sich bringt, wären auf die Dauer doch nicht wünschenswert — trotz seiner Elastizität, die, wie gesagt, eine wunderbare ist und es hoffentlich noch lange bleiben wird. Er klagt wohl manchmal, daß er alt werde, aber das hat er schon vor zwanzig Jahren geklagt.“

Wie sehr Schweninger über die Absichten der Familie Bismarck unterrichtet und wahrscheinlich autorisiert war, in diesem Sinne Erklärungen abzugeben, geht daraus hervor, daß er eine Frage des Wieners nach den künftigen Plänen des Grafen Herbert dahingehend beantwortete, der Graf werde wahrscheinlich seine Hochzeitsreise nach München und Kissingen unternehmen und sich später auf sein Gut Schönhausen zurückziehen. Diese Erklärung erledigte alle immer wieder in der Presse auftauchenden Vermutungen, daß der Graf Herbert seine politische Laufbahn wieder aufnehmen wolle.

Die Stellung Schweningers im Hause Bismarcks, das zeigte sich auf dieser so berühmt gewordenen Wiener Reise, war so umfassend geworden, daß er hierbei fast als ein ärztlicher Hofmarschall des Fürsten auftrat. Er hatte übrigens in diesen Jahren einen Helfer bekommen, da in Friedrichsruh ständig ein Arzt zugegen sein mußte, wenn er durch seine vielen Verpflichtungen in Berlin und anderswo festgehalten wurde: im Jahre 1890 übernahm der junge Doktor Chrysander, ein Sohn des bedeutenden Musikgelehrten und Biographen Händels, Friedrich Chrysander, die Stelle eines Hausarztes und Privatsekretärs und gehörte als solcher bald zu den Getreuen von Friedrichsruh.

Mit all seinem Scharm, der ihm ebenso zu Gebote stand wie zuzeiten, wenn es not tat, eine kräftige Derbheit, hatte Schwe-



Im Gefolge Bismarcks anläßlich der Aussöhnung des Fürsten mit Wilhelm II. in Berlin 1894

ninger in Wien alle die Menschen bezaubert, die gekommen waren, um den großen Staatsmann und seine Umgebung zu sehen. Es kam hinzu, daß ihn mit Wien schöne Erinnerungen verbanden, seit den Tagen, da er als junger angehender Dozent hier seine Bildung erweitert hatte. Die Liebenswürdigkeit der alten Kaiserstadt sprach sein südlich lebhaftes und für die Form empfängliches Temperament an und machte es ihm leicht, auch von sich aus den großen Eindruck des Bismarck-Besuches zu vertiefen, der sich jenseits der offiziellen Sphäre und fern allem höfischen Pomp abgespielt hatte.

Abschied für immer

Man sagt Bismarck nach, daß er bei jeder Gelegenheit geweint hätte. Ich habe ihn nur dreimal weinen gesehen", berichtet Schweninger: „beim Tode Kaiser Wilhelms, bei seinem Abgang und beim Tode seiner Frau."

Der Arzt hielt sich in den Novembertagen des Jahres 1894, als sich das Dasein der Fürstin vollendete, in Friedrichsruh auf. Aus Sorge um die geliebte Frau, die er als ein Stück seiner selbst empfand, hatte der große alte Mann seinen Arzt herbeigerufen, aber auch dessen überragende Kunst konnte dem entfliehenden Leben nicht längere Dauer verleihen. Und nun, da kein ärztlicher Rat mehr zu helfen vermochte, war die Teilnahme des Freundes doppelt notwendig. Weinend saß der einst so gewaltige Staatsmann am Totenbett der Gattin, der stets so auf die äußere Form Bedachte überlieferte sich ganz seinem Schmerz. In seinem alten vertragenen Schlafrock hockte er da, seine Füße steckten in Pantoffeln, unordentlich hingen die Strümpfe herunter. Schweninger achtete den Schmerz des Greises, den er wie einen Vater verehrte. Mit äußerster Behutsamkeit stand er ihm in diesen Tagen zur Seite, damit die Trauer sein Herz nicht breche. Er wußte, was dieser Mann verloren hatte: „Die einzige, der er sich vollkommen erschloß, der er sich in voller Offenheit gab, der er die Fülle seines echt deutschen, überaus reichen Gemütes und die ganze überraschend große Wärme seines Herzens offenbarte, war seine Frau, seine Johanna. Es war seine Überzeugung, daß sie ihm dazu an die Seite gesetzt sei, und sie verstand ihn auch ganz."

Diese Worte Schweningers, zwanzig Jahre später aus der Sicht eines tätig erfüllten Lebens und der Weisheit des Alters niedergeschrieben, zeigen, wie genau er sie beobachtet hatte und kannte. Er hatte die Lebensgefährtin des großen Mannes im Kleinkrieg des Alltags kennengelernt. Sie hatte den jungen Arzt aus München, der da plötzlich so herrisch in das Leben ihres Ottochens eingriff und ihm alle Tafelfreuden verbot, an denen sein Herz hing, mißtrauisch umlauert. Mehr als einmal gab es dabei eine harte Auseinandersetzung, wenn sie, der Anordnung des Arztes entgegen, den Gatten durch eifriges Zureden wieder einmal zu übermäßigem Genuß von Leckerbissen verleitete. Sie wollte nicht einsehen, warum ihr geliebter Mann auf die Künste ihrer Küche verzichten sollte. Erst als sie merkte, wie gut ihm die harte Zucht des schwarzen Tyrannen bekam, hatte sie nachgegeben und den unermüdlichen Helfer aus Schmerz und Krankheit liebgewonnen. Oft genug war sie dann mit ihm im Komplott gewesen, wenn es galt, den eigensinnigen Gatten durch Hartnäckigkeit und List zur Beachtung der ärztlichen Vorschriften zu bewegen. Ja, es war sogar häufig vorgekommen, daß sie zwei Treppen hinauf- und wieder hinunterlief, um die Zigarrentasche des Doktors zu holen, damit der Fürst ja nicht ein paar Minuten lang die Obhut seines Arztes zu missen brauchte.

Es entbehrt nicht einer gewissen Symbolik, daß die berühmte Aufnahme aus dem März 1893, die Bismarck mit dem Kreise seiner ihm am nächsten stehenden Hausgenossen vereint, die Fürstin zwischen dem Gatten und Schweninger sitzend zeigt: diese beiden Männer waren während des letzten Jahrzehntes die Pole gewesen, zwischen denen sich ihr Leben und Denken bewegt hatte; denn wenn der Fürst unter Schwierigkeiten zusammenzubrechen drohte, dann war der einzige, der entscheidenden Rat wußte, immer nur Schweninger gewesen.

„Wenn sie einmal abberufen wird", hatte Bismarck früher gesagt, „so liegt auch mir nichts mehr am Leben."

Und nach der Trauerrede des Pfarrers hatte der Witwer aus

einem Kranze eine weiße Rose herausgebrochen, dann war er ans Bücherregal gegangen, hatte einen Band von Treitschkes Deutscher Geschichte genommen und gesagt: „Das soll mich auf andere Gedanken bringen."

Schweninger, der nach diesem so einschneidenden Trauerfall eine neue Krise bei dem Fürsten befürchtete, achtete dennoch sein Bedürfnis nach Einsamkeit an diesem Tage.

Aber Bismarck überwand auch diesen furchtbaren Schlag. Die Arbeit, zu der Schweninger ihn gedrängt hatte, war noch nicht zu Ende. Die letzten Jahre, die seinem Leben zugemessen waren, gehörten der Durchsicht und immer neuen Korrekturen an seinen „Gedanken und Erinnerungen". Ernsthafte Krankheiten plagten ihn nicht mehr, seit ihn im Jahre 1893 während des Kuraufenthaltes in Kissingen eine Gürtelrose und eine schwere Lungenentzündung befallen hatten, die seinen Arzt schon das Schlimmste befürchten ließen. Aber die kräftige Natur hatte sich noch einmal durchgesetzt.

Mit selbstverständlicher Würde nahm Bismarck die täglichen Huldigungen entgegen, die ihm zuteil wurden. Der Arzt hatte hiergegen nur Einwände, wenn sie seinen Patienten allzu sehr anstrengten. Dies war an seinen Geburtstagen der Fall, und besonders an dem, der sein achtes Jahrzehnt vollendete. An diesem Tage ließ es sich Schweninger allerdings erst recht nicht nehmen, der erste Gratulant am Bette des Fürsten zu sein; der gewohnte Strauß La-France-Rosen bestand diesmal aus achtzig Blüten.

Ein paar Jahre vorher hatte der Zeichner C. W. Allers diese für den 1. April charakteristische Szene festgehalten, aber auch gezeigt, daß es Schweninger an diesem für den Fürsten so strapaziösen Tage nicht nur auf den Glückwunsch ankam; denn als ihn und den Zeichner einige sich rücksichtslos vordrängende Besucher baten: „Sagen Sie, meine verehrten Herren, können Sie uns nicht auch zum Fürsten 'reinbringen?" erwiderte der Professor: „Jaaa, da sind Sie an die falsche Adresse gekommen, wir sind keine Reinbringer, wir sind Rausschmeißer."

So wirkte Schweninger unentwegt zum Wohle seines Patienten, und es wird verständlich, daß ihn ein englischer Journalist, der oft Gast in Friedrichsruh war, enthusiastisch porträtiert: „Es liegt etwas in der persönlichen Erscheinung des Professors — in seinem Lächeln, das eine stattliche Reihe kleiner tadelloser Zähne bloßlegt, in seinen dunklen, forschenden Augen —, etwas, das den Eindruck macht, als ob der räuberische Sensenmann gezwungen wäre, widerwillig abzuziehen, wenn er Schweninger begegnete. Es liegt in seinem Händedruck ein gewisses Etwas, das Vertrauen einflößt, und sein herzliches Lachen ist ein guter Trost für jede Klage."

Doch der so oft verscheuchte Sensenmann hob immer dräuender seine Hippe. Im Laufe des Sommers 1897 befiel den Fürsten die Krankheit, die nach Meinung der Ärzte seine letzte sein sollte. Häufig plagten ihn Schmerzen in Zehen, Hacken und am Spann des linken Fußes, die aber bald wieder verschwanden. Da trat, am 17. Oktober, plötzlich ein furchtbarer Schmerz an derselben Stelle auf, der nicht mehr weichen wollte. Schweninger, der sofort nach Friedrichsruh gerufen worden war, untersuchte den Kranken.

„Leider mußten diese Erscheinungen", so faßte Schweninger später das Ergebnis dieser Untersuchungen zusammen, „bei der Lage der Sache, sofort als beginnender Greisenbrand aufgefaßt werden: eine Diagnose — wie oft hatte der Arzt im Laufe der folgenden Monate den Wunsch, sie möge sich in diesem Falle als ein Irrtum herausstellen! —, die der weitere, langwierige und unerbittlich schmerzhafte Verlauf nur zu traurig bestätigen sollte. Und so begann denn unter Umständen, die Liebe, Treue und Anhänglichkeit an den großen Kranken und ihr humanes Empfinden auch für die Ärzte zu wahrhaft tragischen machten, mit allen Mitteln, die nur irgend im Bereich der Wissenschaft und Kunst zur Verfügung standen, der schweigend geführte Kampf gegen das furchtbare Übel."

Das nächste Ziel des Arztes war es, die unerträglich gewörde-

nen Schmerzen zu lindern. „Das Bett, mein bester Freund, will mich nicht mehr“, klagte Bismarck. Dazu hatte sich der alte Feind, die Schlaflosigkeit, wieder eingestellt, so daß Schweninger es als seine ständige Pflicht ansah, für einen ruhigen und möglichst langanhaltenden Schlaf seines Patienten zu sorgen. Außerdem mußte er durch tägliche Bewegung und zweckmäßige Ernährung bei Kräften erhalten und der Verlauf der Krankheit auf die angegriffene Stelle des Körpers beschränkt werden.

Diese Ziele erreichte Ernst Schweninger in anstrengender Bemühung. Bismarck, der schon seit Jahren nicht mehr ausreiten konnte, war gezwungen, sich in der Bewegung zu beschränken; aber ein Rollstuhl ermöglichte es ihm, jederzeit ins Freie zu gelangen und dort draußen zu überblicken und zu überwachen, was in Haus und Hof geschah. Im Verfolg der Behandlung hörten die Schmerzen zwar nicht ganz auf, aber sie wurden doch so erheblich gelindert, daß der Greis wieder regen Anteil an allen Vorgängen der Umwelt nehmen konnte. Nun erschienen auch wieder die von ihm angeregten, wenn nicht gar geschriebenen Artikel und Informationen in den „Hamburger Nachrichten“. Allerdings war es ihm nicht mehr möglich, die Einladungen der Hamburger Patrizier und Senatoren zu ihren opulenten Diners anzunehmen, die dem Arzt in den vorhergehenden Jahren so oft Anlaß zur Besorgnis gewesen waren. „Der Fürst ist sehr neugierig, will von allen Speisen versuchen und verdirbt sich den Magen“, so hatte Schweninger oft die Hamburger Seitensprünge beklagt.

Seine Verantwortung lastete in diesen Jahren schwer auf ihm; er hatte sich vorgenommen, dem Kranken Art und Umfang des Leidens zu verheimlichen, und wollte auch kein Wort darüber an die Öffentlichkeit dringen lassen, damit der Fürst nicht etwa über eine Notiz in den Zeitungen oder durch besorgte Anfragen von Freunden argwöhnisch wurde. Und es gelang ihm auch, der neugierig lauernden Außenwelt den Zustand Bismarcks zu verbergen. Dank der Verschwiegenheit des Leibarztes und sei-

nes Kollegen Dr. Chrysander konnte kein Gerücht aufkommen und kein Gerede an den Kranken herangetragen werden.

Übrigens war der Fürst selber nicht erpicht darauf, über Art und Verlauf seines Leidens unterrichtet zu sein. In diesem Verhalten drückte sich auch das Vertrauen aus, das er Schweninger entgegenbrachte, der darüber folgendes aussagt: „Er berichtete mit großer Klarheit und mit gewohnter genialer Originalität über die Art seiner Schmerzen — ‚man müßte', bemerkte er z. B. einmal, ‚die Schmerzen wie Farben unterscheiden können' — und wünschte das ‚Heute' weniger unangenehm zu verleben, ohne sich um das ‚Morgen' besonderen Kummer zu machen."

Die letzten Monate seines großen Patienten, der in Schweningers umfangreicher Praxis auch sein größter Fall sein und bleiben sollte, hat er selber bald nach dem Tode des berühmten Staatsmannes liebevoll und eingehend dargestellt:

„Aber sein Geist, sein Humor, sein Interesse, seine Frische blieben intakt bis in die letzten Tage. Immer noch war sein Gespräch bei und nach den Mahlzeiten die Freude der Seinen, immer gleich war sein Interesse an den Vorgängen der Politik, unverändert die Freude an seinem Wald, an seinem Acker, unverändert seine Teilnahme für alles: für die Vögel, die vor seinem Fenster im Parke flogen und sangen, für die Schwäne auf dem Weiher und — nicht zu vergessen — für die Hühner, die im Parke Heimatrecht hatten und vor den Fenstern regelmäßig zu bestimmten Stunden erschienen.

Das Neujahrsfest — die gerade damals durch eine Agentur verbreitete und ihm durch die Zeitung natürlich bekannt gewordene Todesnachricht erheiterte ihn nur — und seinen Geburtstag feierte er in alter Weise. Noch im Laufe des Frühjahrs machte er mit Familiengliedern, Freunden oder dem Arzte Spazierfahrten — darunter sehr lange und heitere — in seinen Wald; noch im Juli wollte er damals hinaus, die Freuden des Landmanns und Eigners an dem, wie ihm gemeldet war, prächtig stehenden Roggen zu genießen, und schon war ein Apparat kon-

struiert, um ihm bei dieser beabsichtigten Ausfahrt das Einsteigen in den Wagen unter Verhütung von Schmerzen am Fuße zu gestatten. Und als er um dieselbe Zeit zum letztenmal im Rollstuhl den Park und die Terrasse besuchte, da war es ein Strauch wundervoller, eben erblühter La-France-Rosen, der ihm Freude bereitete und ein Lächeln entlockte. So hatte selbst für den Schwerkranken das Leben, hatte die geliebte Natur noch immer Freuden."

Im Juli 1898 machte sich bei dem Fürsten das alte Lungenleiden wieder bemerkbar. Schweninger war besorgt. Immerhin war sein großer Patient und Freund nun schon über 83 Jahre alt geworden, und der Arzt wußte, daß es kaum Rettung mehr gab, wenn bei einem Menschen dieses Alters lebenswichtige Organe ernstlich angegriffen waren. Dazu wurde der Fürst nun auch bettlägerig. Schweninger wich in dieser Zeit nicht aus Friedrichsruh. Unterstützt von Dr. Chrysander mühte er sich um den Kranken. Erst in dieser letzten Zeit, kurz vor seinem Ende, zeigten sich bei dem Fürsten leichte Abirrungen des Bewußtseins, und er begann zeitweilig zu phantasieren. Aber dennoch blieb er Herr über sich. Wenn er aus einer Bewußtlosigkeit erwachte, waren seine Gedanken doch noch so klar, daß er zu Schweninger sagen konnte: „Heute nachmittag war ich teilweise etwas außerhalb; jetzt habe ich mich wieder mit mir zusammengefunden."

Es hatte den Anschein, als ob die Krankheit noch einmal vorübergehen wollte. Am Abend des 28. Juli trat eine Besserung im Befinden des Kranken ein. Bismarck bestand darauf, bei Tische zu erscheinen, und Schweninger war glücklich, ihm diesen Wunsch erfüllen zu können. So nahm der Herr von Friedrichsruh patriarchalisch wieder Platz unter den Seinen, und der Eindruck seiner Persönlichkeit war auch jetzt noch so stark, daß Schweninger dieses letzte Zusammensein mit ihm niemals aus der Erinnerung verlor. Ergreifend hat er es geschildert:

„Noch einmal sah man in voller Frische sein klassisches, von Hunderttausenden seiner Volksgenossen im Herzen getragenes und in den fernsten Ländern wohlgekanntes Antlitz, noch einmal

entzückte er alle durch seine graziöse, blitzende, geistsprühende, hinreißende Rede; noch einmal trank er, wie verjüngt, mit frohem Behagen den bevorzugten Schaumwein; noch einmal saß er, nach aufgehobener Tafel in alter Weise, die Pfeife rauchend, an dem gewohnten historischen Platz — und so steht er denn frisch und kräftig, selbst im letzten Schimmer des schon herabsinkenden Lebenstages noch einmal Sieger, vor allen denen, die das Glück und den Schmerz erlebt haben, Zeugen seiner letzten Lebenszeit zu sein."

An diesem Abend freilich ahnte Schweninger nicht, daß er Bismarck zum letztenmal bei vollem Bewußtsein erblickte. Der erfahrene Arzt wurde hier ebenso wie bei Alfred Krupp durch das Lebensgefühl seines Patienten irregeleitet: Schweninger war ein Optimist, und sein ungeheurer Glaube an den Willen des Menschen als an den Motor seines Lebens und den Bezwinger von Krankheit und Tod war so übermächtig in ihm, daß er sich durch ein letztes Zusammenreißen oder Aufflackern der Energien dieser dem Tod geweihten Großen täuschen ließ. So reiste er von Friedrichsruh in der guten Zuversicht ab, daß seinem Patienten doch noch eine längere Zeit beschieden sei. Damit erledigt sich auch die Unterstellung des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, der in seinen Erinnerungen die Abreise Schweningers als Manöver verdächtigt, das der Presse gegenüber unternommen wurde, um auf diese Weise den Kaiser zu täuschen: Wilhelm II., der sich auf einer Nordlandreise befand, sollte dadurch gehindert werden, sich im Sterbehause einzufinden. Das tatsächliche Geschehen widerlegt eindeutig diese parteiische Auslegung.

Der folgende Tag verlief befriedigend. Dr. Chrysander, der den Fürsten betreute, konnte nichts Aufregendes beobachten. Auch am Morgen des 30. Juli schien der Zustand nicht besorgniserregend zu sein. Bismarck las die „Hamburger Nachrichten", unterhielt sich über Politik, besonders über die russische Frage, und nahm noch ein Frühstück zu sich. Da trat plötzlich die Wendung zum Schlimmen ein. Ein akutes Lungenödem bedrohte

unmittelbar sein Leben, und eine plötzliche Herzschwäche zeigte an, daß mit dem baldigen Ende gerechnet werden mußte. Durch ärztliche Bemühungen konnten die Schmerzen gelindert werden; der Sterbende erhielt eine Morphiuminjektion, heiße Schwämme, die ihm auf Hals und Brust gelegt wurden, schafften Erleichterung. Im Laufe des Nachmittags verlor der Fürst wiederholt das Bewußtsein. Schweninger wurde sofort telegraphisch unterrichtet. Die Depeschen folgten ihm auf die Reise; er kehrte sogleich um und versuchte in Berlin den Schnellzug nach Hamburg zu erreichen. Seit neun Tagen und neun Nächten war er nicht aus den Kleidern gekommen. Im strömenden Regen jagte er zum Lehrter Bahnhof. Aber der Schnellzug war schon abgefahren, und ein Extrazug, den er anforderte, konnte nicht gestellt werden. So mußte er im leeren Wartesaal, mit einem Bekannten sich unterhaltend, seine peinigende Ungeduld mühsam bezähmen. Er redete unausgesetzt während dieser Zeit — nur von Bismarck. Der Mann, der während seiner besten Lebens- und Arbeitsjahre unentwegt dem Wohle des Kanzlers gedient hatte, schien jäh die Leere vor sich zu sehen, die über ihn kommen mußte, wenn die große Aufgabe plötzlich fortfiel.

Schweninger traf mit dem fahrplanmäßigen Personenzug um halb elf Uhr abends in Friedrichsruh ein. Er eilte an das Sterbelager, wo Chrysander die notwendige ärztliche Hilfe leistete. Das Bewußtsein des Fürsten war bereits völlig geschwunden; das einzige Zeichen, welches noch auf Leben hindeutete, waren die röchelnden Atemzüge, unter denen sich die mächtige Brust stoßweise hob und senkte. Schweninger, der Helfer in so vielen entscheidenden Stunden, erkannte, daß hier nichts mehr zu helfen war, nur Erleichterung konnte er dem Sterbenden schaffen, indem er ihm mit einem Tuch den Schleim, der die Atmung behinderte, aus dem Munde entfernte. Eine halbe Stunde nach der Ankunft des Arztes, kurz vor elf Uhr abends, am 30. Juli 1898, schied Bismarck aus dem Leben. Schweninger wartete drei Minuten, und als er in dieser Zeit keinen Atemzug und keinen Puls-

schlag mehr wahrgenommen hatte, „erklärte er in einfacher und ruhig schonender Weise, daß der Tod eingetreten sei".

Und dann kam die Stunde des endgültigen Abschieds. Der Tote, an den Schweninger herantrat, lag im weißen Nachtgewand auf dem Rücken, den Kopf ein wenig seitwärts geneigt und durchaus nicht entstellt: der leicht geöffnete Mund täuschte den Eindruck vor, als wolle der große Abgeschiedene jeden Augenblick wieder aufwachen und sprechen. Seine rechte Hand lag auf dem Schoße, leicht vorgestreckt; in die linke legte ihm der Arzt, ehe er ihn verließ, eine weiße Rose.

Der Schmerz, der ihn in diesen Tagen erfüllte, muß nicht geringer gewesen sein als der beim Tode seines Vaters; der Bezirksarzt Dr. Franz Schweninger, an dessen Wohlergehen auch der Fürst immer herzlich Anteil genommen hatte, war am 20. Februar 1891 in Neumarkt gestorben. Seitdem war die schon enge Beziehung zum Fürsten, seinem Patienten und väterlichen Freunde, vielleicht noch enger geworden. Der das ganze deutsche Volk bewegende Trauerfall traf ihn härter als je ein harter Schlag. „Sein Tod nahm Schweninger den eigentlichen Inhalt seines Lebens", schreibt Grotjahn. Und Schweninger selbst, der noch im letzten vom Fürsten geschriebenen Briefe Erwähnung findet — eine Schickung des Zufalls, die für die enge Bindung dieser beiden Menschen aneinander zeugt —, bekannte oft: „Damals habe ich den großen Strich unter mein Leben gemacht." In der Verklärung aber, die Bismarcks Gestalt über ein Jahrzehnt später für Schweninger gewonnen hatte, war der Schmerz geschwunden und die weise Resignation geblieben. So konnte er bekennen: „Wenn Eckermann schreibt: ‚Goethe schwieg, ich aber bewahrte seine Größe und Güte weiter in meinem Herzen', so sollte mir das zur Richtschnur dienen, und ich habe bis heute es in der Hauptsache auch mit den großen und guten Worten Bismarcks, die ich vernahm und in mich aufnehmen durfte, so gehalten."

Groß-Lichterfelde

Wenn Schweninger sagte, er habe nach Bismarcks Tode den großen Strich unter sein Leben gemacht, so zeigte sich bald, daß es kein Schlußstrich war, sondern daß durch dieses einschneidende Ereignis sein ärztliches Wirken eine Weite und Bedeutung erhielt, wie sie nur wenigen großen Ärzten zuteil geworden ist. Bisher hatte ein großer Teil seiner Zeit dem einen Patienten gehört. Nun hätte es nahegelegen, daß er das durch die Behandlung des Fürsten angehäufte Kapital an Vertrauen in seine ärztliche Kunst materiell ausmünzte. Aber Schweninger, der ewig von seiner großen Praxis Gehetzte, spürte angesichts der Lücke, die Bismarcks Tod in seinem Leben hinterließ, daß er sich eine neue Aufgabe schaffen mußte, die seinen Vorstellungen von dem Priestertum des Arztes entsprach. Er war durch Zufall der Modearzt der Gesellschaft geworden. Doch dieser Arzt aus Leidenschaft erkannte, daß die Behandlung reicher, mehr oder minder eingebildeter Kranker, deren Leiden zumeist die Folge einer allzu üppigen, oft auch allzu unruhigen Lebensweise war, nie und nimmer ein Ziel sein konnte, um dessentwillen es sich für ihn zu leben und zu arzten lohnte. Gewiß, er stand als Hochschullehrer im öffentlichen Dienste und wirkte für die Allgemeinheit, aber seinem Arbeitseifer war der Umkreis eines Lehrstuhls zu klein. Er bedurfte eines Wirkungsbereiches, der an Bedeutung dem Amte gleichkam, das er als Arzt Bismarcks verwaltet hatte.

Und nun tat Schweninger etwas für die Zeit des hemmungslosen Geldverdienens Unbegreifliches: anstatt die Millionen zu scheffeln, die schon überall für ihn bereit lagen, verzichtete er auf den größten Teil seiner internationalen Praxis und nahm das Angebot des ihm befreundeten Landrates des Kreises Teltow, von Stubenrauch, des späteren Polizeipräsidenten von Berlin, an, das neue Krankenhaus in Groß-Lichterfelde zu leiten. Und mit derselben Sorgfalt, mit der er die Gesundheit des Fürsten gehütet hatte, saß er nun am Bette eines Tagelöhners, einer Fabrikarbeiterin oder eines auf Kosten des Kreises untergebrachten Proletarierkindes. Die Größe, die in diesem Verhalten lag, mußte seinen Zeitgenossen als die Marotte eines Exzentrikers erscheinen, denn für die herrschende Klasse deckten sich zumeist die Begriffe Volk und Pöbel, und wer in Salons lebte, floh den Armeleutegeruch. Schweninger hätte es nach ihrer Ansicht nicht nötig gehabt, seine Zeit an die kleinen Leute zu verschwenden, da doch die großen in Scharen zu ihm pilgerten. Für die Kreise, die er bisher fast ausschließlich behandelt hatte, blieb ein Mann, der für seine Ideale kämpfte und sie zu verwirklichen suchte, unverständlich. Aber Schweninger, der ewige Rebell, kümmerte sich nicht darum, was man von ihm dachte. Wie der Friedrichshagener Kreis auf seinem Gebiete, der Kunst und Naturwissenschaft, dem Kastengeist des Obrigkeitsstaates bewußt entgegentrat, so wirkte unbewußt auch Ernst Schweninger im Bereich der Heilkunde in derselben Richtung, wenn er gegen ärztliches Spezialistentum und gegen ärztlichen Kastengeist wetterte.

Die Gründe, welche ihn veranlaßten, die Leitung des neuen Krankenhauses zu übernehmen, hat Schweninger später in seinem Abschiedsbericht ausführlich dargestellt: „Fünfundzwanzig Jahre ärztlichen, die ganze Persönlichkeit beanspruchenden Wirkens lagen hinter mir. Eine verantwortungsreiche Lebensaufgabe war abgeschlossen, da der Mann nicht mehr lebte, dem zu dienen die vornehmste und endlich die einzige Bestimmung dieses Wirkens erschien. Das redliche Bewußtsein einer erfüllten Pflicht

wähnte sich berechtigt zu der Abkehr von jeder weiteren ärztlichen Tätigkeit, zur Flucht in eine nur noch der großen Erinnerung gewidmete Ruhe. Zu sättigende Reste irgendwelchen Ehrgeizes waren nicht mehr vorhanden, da die zurückliegende Jugend schon an den letzten und höchsten Erfüllungen eines Erfolge suchenden Berufes sich hatte genugtun können. Der Erwerb aus einem Entgelt an verwertbaren Gütern hatte von jeher wahrlich nicht genügende Reizkraft, um die Abhängigkeit von Menschen, von Verhältnissen, von Dingen erträglich zu gestalten.

Was die Erwägungen zu dem Entschluß brachte, der auf ein otium cum dignitate verzichtete, eine wahlfreie Selbstbestimmung von dem verantwortungslosen Platz des Zuschauenden weg und neuerlich in den Kreis nie befriedigenden Mühens und Kämpfens drängte, war ein Rückstand von Unlust. Es war das Empfinden, daß eine große Überlieferung, in deren Lichtstrahlen sich zu sonnen jeder Arzt ein Recht hatte, in unseren Tagen wieder einmal bedroht erschien, weil die Auffassung der diesem Recht gegenüberstehenden Pflichten wieder schwankend geworden war. Hier wurde Mitarbeit ein Gebot; eigensüchtige Wünsche mußten schweigen ...

Der Entschluß, dem ehrenvollen Ruf zur Leitung eines neuen Krankenhauses zu folgen, wurde durch eine weitere Absicht mitbestimmt. Meine Grundsätze und Anschauungen schienen dem fernstehenden Zuschauer bisher nur an bemittelten Kranken erprobt; an dem eng begrenzten Betätigungsfeld eines klinischen Sonderfaches (der Dermatologie) hatten sie ihren Anspruch auf allgemeine Gültigkeit nicht deutlich zu erweisen vermocht. Die tiefere Überzeugung, daß der Unterschied zwischen Arm und Reich vor den ärztlichen, den reinsten aller menschlichen Hilfebestrebungen nicht bestehen bleiben dürfe, schuf den entscheidenden Bestimmungsgrund. Erst dann hat Wissen und Können seines Daseins Berechtigung erwiesen, wenn es über alle menschlichen Einrichtungen hinweg aufgenommen werden kann in den großen Strom, aus dem zu schöpfen jeder der Hilfe bedürfende

Nebenmensch ein rückhaltlos zugestandenes Recht hat; der Reichste nicht mehr als der Ärmste, der Letzte so gut wie der Erste. Arzt sein, heißt, ein humaner Künstler sein. Deshalb konnte es nicht genügen, sich auf den bequemen und üppig ausgestatteten Posten des Leiters eines Sanatoriums zurückzuziehen, wo mit überreichlichen Mitteln alle Ergebnisse wissenschaftlichen und technischen Suchens in luxuriöser Verschwendung, ohne Rücksicht auf Geld, auf Zeit und einfachste Zweckmäßigkeit, herbeigeschafft und verwendet werden können. Die Arbeit war zu leisten innerhalb der genau bestimmten Grenzen einer aus öffentlichen Mitteln erhaltenen, gewissenhafte Hauswirtschaft als erste Regel heischenden Einrichtung, die jedem leidenden Kreisinsassen offen steht. Gelang es da nicht, dann war sie im höchsten Sinn wertlos."

Diese zutiefst sozialreformatorische Tendenz, die ihn in die Nähe unserer Tage rückt, wurde auch schon äußerlich für jeden Besucher des Krankenhauses bemerkbar, dessen Leitung Ernst Schweninger im Jahre 1900 übernahm. Schon die Einrichtung und Einteilung unterschied sich grundlegend von der anderer Krankenhäuser. Da der Leiter nicht Krankheiten, sondern kranke Menschen behandelte, duldete er keine schematische Aufgliederung in Stationen. Die Trennung der Kranken voneinander erfolgte lediglich aus zweckmäßigen Erwägungen nach dem Geschlecht. Selbstverständlich wurden ansteckende Kranke isoliert. Diese Grundsätze, an denen Schweninger festhielt, führten zeitweilig zu Unstimmigkeiten zwischen ihm und seinem Chirurgen, dem berühmten Erfinder der Infiltrationsanästhesie, Carl Ludwig Schleich.

Auffallend war weiter, daß der Besucher nirgends in diesem Haus der Kranken den üblichen Hospitalgeruch wahrnahm. Jodoform und Karbol wurden hier nicht verwendet. „Um die Asepsis zu erreichen, brauchten wir keinerlei chemische Desinfektionsmittel", schreibt Schweninger. „Wir beschränkten uns auf die Verwendung von sehr heißem Wasser und Marmorstaubseife.

Eine Unterstützung fanden wir in der bei uns zum Gesetz erhobenen peinlichsten Reinlichkeit. Alle Kranken und Ärzte im Hause baden fast täglich.“

Auch die Medikamente wurden nur sparsam verabreicht. Schweninger war zwar kein Verächter der Heilmittel, wie es ihm zuweilen vorgeworfen wurde. Er unterschätzte nicht die Methoden der Schulmedizin, aber er war der Ansicht, daß die andern Ärzte sie überschätzten. Doch da ihm jede Dogmatik fremd war, versteifte er sich auch nicht auf seine bewährten Mittel, die heißen Lokalbäder und die diätetischen Verordnungen. Wenn sie nicht wirkten, griff er selbstverständlich auch zu anderen Heilmitteln, von denen er sich Erfolg versprach. Aber meist half das in Jahrzehnten Erprobte. Eine überflüssige Verabfolgung von Arzneien galt ihm als Verschwendung. Der Sucht des Kranken nach Pillen und Mixturen wurde nicht stattgegeben. „Seit der Eröffnung des Hauses wurden für 42 320,97 Mark Heilmittel verbraucht“, schrieb Schweninger, nachdem er sechs Jahre in Groß-Lichterfelde gearbeitet hatte, „das macht für jeden Kranken jährlich 5,06 Mark. Eingerechnet sind die in seltenen Fällen verabreichten Antipyretika, Morphium, Brom, Digitalis, ferner Gummipapier, Öl, Terpentin, Abführmittel, Schwitztee, Kamillen, Pflaster, Seife, Verbandmaterialien aller Art. Die Verwendung der hier angeführten ‚allopathischen‘ Heilmittel diene zum Beweis, daß wir das Gute nehmen, wo wir es finden, daß wir den Ereignissen gegenüber durchaus nicht mit halsstarriger Einseitigkeit an grundsätzlichen Forderungen festhalten.“

In diesem Krankenhause herrschten Sauberkeit, Licht und Luft. Das mag heute selbstverständlich klingen, war aber in einer Zeit, die das Krankenzimmer gegen jeden Luftzug absperrte und es dafür mit allen nur denkbaren Apothekergerüchen schwängerte, eine Neuerung von gewaltigem Ausmaß. Und eine Neuerung war es auch, daß Garten, Luftbad und Turnplatz eine selbstverständliche Erweiterung der Krankensäle waren. Unter solchen Vorzeichen hob sich natürlich das Vertrauen und das



Professor Schweninger in Begleitung des Fürsten Bismarck auf dem Spaziergang in Friedrichsruh

Selbstbewußtsein der Kranken, die als Heilfaktoren nicht unwesentlich sind. Es herrschte frohe Laune, selbst wenn sie unter Schmerzen litten, und sie verehrten den schwarzbärtigen Professor, der mit ihnen sprach, als ob sie seinesgleichen wären, und sie durch Scherze zu erheitern suchte. Den Armen gegenüber, die hier seine Patienten waren, verzichtete er auf das Mittel des robusten Tons, das bei den Damen reicher Kreise oft am Platze war, weil sie aus Eitelkeit sinnlos ihren Körper verunstalteten und malträtierten, die Vorschriften des Arztes mißachtend. So gewann er das Vertrauen der arbeitenden Schichten, die im allgemeinen wenig Grund hatten, mit der Art und Weise zufrieden zu sein, wie sie als Kassenpatienten behandelt wurden. Der geldverachtende, volksverbundene Bayer Schweninger, der so gar kein Talent dafür besaß, nach oben den Rücken zu krümmen, hatte ebensowenig das Gefühl einer Überheblichkeit gegenüber sozial geringer Eingestuften.

Diese saubere Haltung, welche die Würde des Mitmenschen jenseits aller gesellschaftlichen Unterschiede hochhielt, hatten auch seine untergebenen Ärzte zu wahren: „Die Kranken waren kein ‚Material', an dem die jüngeren Ärzte für die Erlernung eines Handwerkes dressiert wurden, und aus dem die älteren Semester Themen zu wissenschaftlichen Arbeiten ‚herausschinden' sollten. Die Ärzte waren der Kranken wegen da, nicht die Kranken wegen der Ärzte. Der ärztliche Dienst mußte so eingerichtet werden, daß Gewöhnung an handwerkende Einseitigkeit sich nicht einnisten konnte; alle Ärzte, vom ältesten bis zum jüngsten, hatten an der gemeinsamen Arbeit, an täglichen Visiten, an den Operationen und Aussprachen teilzunehmen. In der Leitung der Abteilungen mußten die Herren abwechseln, die mir im ärztlichen Dienst zur Seite standen, und keiner durfte je das Bewußtsein verlieren, daß er für das Ganze verantwortlich sei."

Der „nicht nach der Kirchenschnur fromme Bayer", wie ihn ein Publizist einmal nannte, war auch kein nach der wissenschaftlichen Schnur gelehrter Medizinmann. Da er sich nicht in die

gültige ärztliche Schablone pressen ließ, hatte er schon immer viele Anfeindungen über sich ergehen lassen müssen. Hatte er bisher, gelinde gesagt, als ein Außenseiter gegolten, so wurde er jetzt, da er ein öffentliches Krankenhaus leitete, gewissermaßen als Ketzer in Acht und Bann getan.

„Die Ärzte in ihrer hilflosen Verblendung", sagte Dr. Winsch in seiner Gedächtnisrede auf Schweninger, „hatten sein Krankenhaus boykottiert und schickten keine Kranken mehr hin. Aber es war so voll, daß man sich monatelang vorher anmelden mußte, und der Kreis, welcher das Krankenhaus gebaut hatte, mußte sich eine Anzahl Stellen für die Kreiseingesessenen sichern, weil es sonst nicht möglich war, überhaupt noch ein freies Bett zu finden."

Der erste Vorwurf, der gegen den leitenden Arzt des Kreiskrankenhauses Groß-Lichterfelde schon in dem ersten Jahr seiner neuen Tätigkeit erhoben wurde, ging dahin, daß die Sterblichkeitsziffer der in seiner Behandlung befindlichen Diphtheriekranken ungewöhnlich groß sei. Dies führten die Kritiker darauf zurück, daß Professor Schweninger grundsätzlich keinen Gebrauch von dem Diphtherieserum mache, da jedes „Spritzen" seinen Grundsätzen zuwiderlaufe. In den jährlich erscheinenden Berichten aus dem Kreiskrankenhaus Groß-Lichterfelde verwahrte sich der Angegriffene mehrfach gegen diese Unterstellungen. Er antwortete, daß er es nicht für angebracht halte, „jeden Kranken von vornherein zu spritzen", daß aber „ein Teil der Kinder bereits eingespritzt eingeliefert wurde" und daß er selbst „mehrere mit Seruminjektion behandelt" habe. Somit war die Beschuldigung doktrinärer Einseitigkeit entkräftet, und mehr blieb auch von der behaupteten außergewöhnlich hohen Sterblichkeitsziffer unter seinen Diphtheriekranken nicht übrig. Schweninger erinnerte daran, daß im zweiten Halbjahr 1900 eine epidemisch auftretende Diphtherie beträchtliche Opfer gefordert hatte. Der Jahresbericht für 1900 fährt dann fort: „Nun scheint in die Zeit, aus der unsere Statistik stammt, gerade eine Akme einer solchen

Kurve zu fallen, die jetzt wiederum rapide zu sinken scheint, denn im Januar dieses Jahres (1901) haben wir von sieben zum Teil recht schweren Diphtheriekranken auch nicht einen einzigen verloren."

Als ein Mensch der Impulse, der fühlte, wie toter Formelkram oft das lebendige Leben zu ersticken droht, benutzte Schweninger die Gelegenheit, sich sogleich gegen eine rein formale und deshalb unsachliche Ausdeutung der Statistik zu wenden; er empfand nur zu gut das Mephistophelische einer Polemik, die auch mit Zahlen trefflich streiten und ein System bereiten zu können glaubte.

„Als auf eine letzte Fehlerquelle", so heißt es in dem Bericht für das Jahr 1901, „wollen wir noch auf den Umstand hinweisen, daß man bei Vergleichen statistischer Ergebnisse die absoluten Zahlen ganz oder fast ganz unberücksichtigt läßt. Uns scheinen hundert Tote zweifellos mehr als ein Toter. Die Zahlen der Statistik dagegen scheinen oft eine andere Ansicht zu predigen. Nach ihnen kann es vorkommen, daß der eine Tote (zufällig 100 Prozent) als ein sehr großes Sterben erscheint, während die hundert Toten (vielleicht 10 Prozent) als ein geringer Abgang sich darstellen."

Die Jahresberichte, hinter denen man wohl Schweningers Antrieb spürt, waren nicht von ihm verfaßt und entbehren seines markanten, oft eigenwilligen Stils. Nur in den Fußnoten kommt hier und da seine schriftstellerische Persönlichkeit zum Vorschein, deren scharfe Klinge unsachlichen Widersachern einen blitzschnell geführten, treffenden Hieb versetzt: „Man wird leicht verstehen, daß es Männern, die ernsthaft genommen werden wollen, kein Vergnügen macht, ihre Zeit auf die Erwiderung solcher Angriffe verwenden zu müssen. Wir wiederholen nochmals ausdrücklich: keiner der vorgebrachten Angriffe hat auch nur einen Schatten wirklicher Begründung für sich. Und man muß also wohl annehmen, daß das Kreiskrankenhaus mit seinen Ärzten gewissen Persönlichkeiten und ihrem Anhang als die Schlange im Paradies von Schöneberg und Umgegend erscheint, die sie nicht lieben und

befehden, weil sie manchen Adam mit einem unbequemen Apfel der Erkenntnis bedroht."

Das Wirken Schweningers in Lichterfelde wurde in der Presse und in öffentlichen Vorträgen lebhaft erörtert. Noch nach seinem Tode konnte eine damals führende Berliner Zeitung schreiben, daß seine Tätigkeit in Lichterfelde „grotesk" gewesen sei. Ein großer Teil der medizinischen Fachwelt stellte sich gegen ihn. Seine Verteidigung übernahmen vorzüglich eine Berliner Zeitschrift und die „Neue Bayerische Landeszeitung", die eine Aufsatzreihe für Schweninger sogar in der Streitschrift „Der große Ketzer in der Medizin" zusammenfaßte.

Den Höhepunkt erreichten diese Angriffe gegen Schweninger, als der Bericht über eine Sitzung des Geschäftsausschusses der Berliner Ärztlichen Standesvereine vom 22. Juli 1904 befriedigt feststellte, daß dem Groß-Lichterfelder Kreiskrankenhaus die Berechtigung zur Ausbildung von Medizinern während des praktischen Jahres nicht gewährt worden sei, und zugleich darum bat, daß auch in Zukunft diese Berechtigung versagt werden möge, solange Schweninger das Krankenhaus leite. Damals war es allerdings eine umstürzende Neuerung, wenn der „Ketzer" die Ansicht äußerte, jeder Kandidat der Medizin habe nach dem Physikum mindestens ein halbes Jahr lang als einfacher Krankenwärter tätig zu sein, um so den ganzen Ernst seines künftigen Berufes kennenzulernen, und nach dem Staatsexamen solle er wiederum ein halbes Jahr bei einem praktischen Arzt, am besten bei einem Landarzt, in die allgemeine Praxis eingeführt werden.

Da Schweninger sich niemals in der Rolle des Angeklagten fühlte, setzte er sich auch höchst selten mit einzelnen Anwürfen auseinander. Seine Polemik bewegte sich auf einer höheren Ebene. Den Verblendeten, die es anscheinend als eine Schande empfanden, daß ein Kandidat der Medizin, zweifellos ein Angehöriger der besseren Stände, zu Handlangerdiensten der Krankenpflege herangezogen werden sollte, rief er zu: „Der an die Wissenschaft und deren ewig wechselnde Doktrin gekettete Praktiker hat heute

längst den Überblick verloren. So wie der Mensch heute in Zellen zertrümmert worden ist, so ist die Anschauungsweise der Ärzte in Tausende von Haaren und Härchen gespalten. Fast keiner weiß mehr, worauf es ankommt, und jeder möchte sich bescheiden oder bequem und faul auf ein Spezialfächelchen zurückziehen; ja nicht mehr behandeln als einzelne Haare! Bald nur mehr die gespaltenen! Denn wie die schöne Ausrede lautet: Die Wissenschaft ist heute so umfassend, so ausgebaut, daß man sie nicht mehr beherrschen kann. Das ist sehr zu begrüßen im Interesse der Wissenschaft, die vermeint, unsere Erkenntnis zu mehren. Das ist aber zu beklagen im Interesse der leidenden Menschen, die eben dem Arzt als Menschen gegenübertreten, nicht als Konvolute aus einzelnen Organen, als Konglomerate von Zellen; noch dazu entarteten!"

Bei den hochgespannten Anforderungen, die Schweninger an sich selbst und an seine Mitarbeiter stellte, konnte er keine Helfer gebrauchen, die ihren Beruf unvollkommen oder verdrossen ausübten. Dieser Mann, der den Typus des universellen Arztes in der besten Form verkörperte, forderte auch von dem Pflegepersonal des von ihm geleiteten Krankenhauses die Aufopferung und Hingabe, die er selber seinen Kranken jederzeit entgegenbrachte. Wer lediglich um des Broterwerbes willen oder um schwerer körperlicher Arbeit zu entgehen, den Pflegeberuf ergriff, hatte in Wirklichkeit seinen Beruf verfehlt. Bestürzt mußte Schweninger jedoch feststellen, daß die Schwestern, mit denen er die Arbeit begann, auf die Dauer seinen hohen Ansprüchen nicht genügten. Es kam zu einer Auseinandersetzung, die zur Folge hatte, daß die Schwestern freiwillig ihre Arbeit niederlegten. Aus diesem Konflikt zog Schweninger den Schluß, daß auch das Pflegepersonal einer gründlichen, tiefgreifenden Ausbildung bedürfe, gestützt auf eine enge menschliche Verbundenheit mit allen Kranken. Um zunächst Wandel zu schaffen, ordnete er an, daß die verbleibenden Schwestern nur noch im Operationssaal, im Isolierhaus und

auf der Frauenabteilung tätig sein sollten. Die Männerabteilungen wurden durchweg von männlichem Personal betreut.

Gleichzeitig ging Schweninger daran, in seinem Krankenhaus, soweit es die Verhältnisse gestatteten, eine Schule für Pfleger und Pflegerinnen zu errichten; gemeinsam mit seinen Hilfsärzten erteilte er in vierteljährlichen Kursen praktischen und theoretischen Unterricht in der Krankenpflege und verbesserte dadurch Leistung und Berufsethos seiner Hilfskräfte. Dieses Vorgehen Schweningers entsprang seiner tiefen Humanität. Gerichts- und Parlamentsverhandlungen hatten in jenen Jahren die Krankenpflege in Spitälern in schlechten Ruf gebracht, denn es waren dabei so viel Leichtsinn, Herzensverhärtung und Pflichtversäumnis aufgedeckt worden, daß man kaum noch des Guten gedachte, das viele namenlose Krankenschwestern und die Vereinigungen, denen sie angehörten, geleistet hatten.

Die Grundsätze, nach denen Schweninger sein Krankenhaus leitete, hat er in seinem Abschiedsbericht mit wundervoller Klarheit umrissen: „Die allgemein pathologischen und therapeutischen Auffassungen des Dirigierenden Arztes waren nicht etwa auf ihre Richtigkeit, auf ihre wissenschaftliche Geltung hin zu erweisen. Sie sollten vielmehr als Zweck ärztlicher Betätigung zeigen: wie kranke Menschen mit einfachen, so mild wie möglich zu wählenden Mitteln zu behandeln, und wie alle in ihrem Organismus vorhandenen Hilfmöglichkeiten, all seine immanenten ‚Heilkräfte' nutzbar zu machen sind. Nicht ‚Krankheiten' sollten mit Mitteln, mit Instrumenten, mit Methoden behandelt oder gar geheilt werden. Jeder kranke Mensch sollte die ihm nötige Hilfe, die nötige Ergänzung der ihm verlorenen Leistungfähigkeit finden. Dazu sollten die alten, als gut erprobten, durch neue Einsicht und Erfahrung ergänzten Methoden dienen."

Da von dieser Basis ausgegangen wurde, ist es nicht verwunderlich, daß Schweninger nur in äußersten Notfällen, wenn es für den Kranken keine andere Rettung gab, operieren ließ. Er war ja, wie wir wissen, kein fanatischer Doktrinär und infolgedessen

auch kein prinzipieller Gegner des Skalpells. Aber er war der Ansicht, daß die Operateure schneller zu ihm griffen, als es meist der jeweiligen Sachlage angemessen war, weil auch sie, in ihrem Spezialistentum befangen, nach der Betätigung drängten, die das Wesen jedes schöpferischen Menschen ausmacht. Deshalb sorgte er dafür, daß der unter seiner Leitung amtierende Chirurg so selten wie möglich Gelegenheit fand, seine Kunst im Operationssaal zu zeigen. Bei dem großen Einfluß, den Schweninger auf die unter ihm tätigen Ärzte ausübte, hätte es keine Schwierigkeiten gemacht, auch den Chirurgen auf die Grundsätze von Groß-Lichterfelde zu verpflichten. Doch leider hatte Schweninger gerade für diesen Posten einen Mann herangezogen, der genau so eigenwillig und sich seines Wertes bewußt war wie er selbst: Carl Ludwig Schleich. Wie außerordentlich Schweninger den jüngeren Kollegen schätzte, geht daraus hervor, daß er ihn der Gattin des Bildhauers Reinhold Begas als Arzt empfahl, als diese sich sehr um ihre Haushälterin sorgte, die an einem Geschwür litt. Dadurch war auch Schleich ein Vertrauter des Hauses Begas geworden. Schweninger war glücklich gewesen, diesen bedeutenden Mann als Chirurgen für sein neues Krankenhaus verpflichten zu können. Aber es zeigte sich, daß auf die Dauer beide nicht miteinander auskamen. Wenn Schleich einen operativen Eingriff für notwendig erachtete, geschah es meist, daß der Chefarzt sich dagegen aussprach, weil der Fall sich auch durch heiße Packungen oder andere Einwirkungen beheben ließ. Darüber war Schleich oft genug aufgebracht, und überdies witterte dieser große Kämpfer für die Asepsis überall Gefahren für seine Operierten, die, der Einteilung des Krankenhauses entsprechend, mit auf den allgemeinen Stationen lagen.

Zwei solche Persönlichkeiten wie Schleich und Schweninger, nicht nur als Ärzte, sondern auch als Menschen und Künstler kongenial, konnten bei täglichem Zusammensein niemals miteinander harmonieren. Zu ausgeprägt waren eines jeden Ansicht und Haltung, als daß sich einer von ihnen dem andern hätte ständig

unterordnen können. Außerdem führte die Sprunghaftigkeit Schleichs, der Schweninger nicht nur seinen Professortitel verdankte, zu Unzuträglichkeiten besonders bei dem erwähnten Konflikt mit dem weiblichen Pflegepersonal, bis Schweninger kurzerhand erklärte, er werde selber mit seinen Assistenten die ganze Pflege persönlich übernehmen. So kam es zu einem Zusammenprall, der die Trennung entschied. Schleich ging, und längere Zeit war das Groß-Lichterfelder Kreiskrankenhaus ohne einen Chirurgen.

Aber Widerstände fochten Schweninger nie an. Auch Bismarck, sein Freund und großes Vorbild, hatte in manchen Zeiten seines Lebens gegen die Welt gestanden, so wie Schweninger oft gegen die ärztliche Wissenschaft. Beide haben sich nichts aus dem Urteil ihrer Widersacher gemacht, weil sie ihre Taten sprechen lassen konnten. Sie standen beide für sich in solchen Stunden, die Entscheidungen fordern, allein. Und nur dadurch blieben sie Sieger. Denn der Welt nötigt nicht der Mann Achtung ab, der sich ihrer Trägheit willig bequemt, sondern die Persönlichkeit, die allen Widerständen zum Trotz sich selber treu bleibt und den Mut zur Einsamkeit hat. Aus ihr erwächst dann die Größe.

Bismarck hat lange Abschnitte seines Lebens auf billige Volkstümlichkeit verzichtet und wurde dennoch eingeschreint in das Herz seines Volkes. So hat auch sein Arzt, obwohl ihn die Masse seiner zeitgenössischen Kollegen nicht verstand, bei seinen Kranken den Dank gefunden, den ihm die Fachwelt zu seinen Lebzeiten versagt hat. Und seine Patienten brachten auch das Verständnis für den Kampf auf, in den er immer wieder gegen seinen Willen hineingezerrt wurde, und der gerade in seiner Lichterfelder Zeit am heftigsten tobte.

Vor allem starke Menschen, die sich die Anerkennung ihrer Umwelt hatten ertrotzen müssen und daher wußten, daß der Kampf erst die Persönlichkeit formt, wenn sie unbeirrbar zu dem von ihr als richtig Erkannten steht, wußten diesen Arzt zu schätzen. Zu ihnen gehörte auch die Herrin von Bayreuth,

Cosima Wagner. Ihre Achtung hatte sich der junge Arzt Ernst Schweninger errungen, als er mit seinem Freunde Bill Bismarck in Bayreuth weilte.

Schweninger war ja ein enthusiastischer Anhänger des Dichterkomponisten, und als junger Student hatte er nach den ersten Aufführungen der „Meistersinger" in München zusammen mit seinen Kommilitonen Richard Wagner die Pferde ausspannen wollen. Nun war der Ruf Dr. Schweningers, der in München solche Wunderkuren machte, bereits nach Bayreuth gedrungen, und Richard Wagner, der gerade während der Anwesenheit Schweningers an einer Unpäßlichkeit litt, ließ den Arzt zu sich bitten.

Als Schweninger das Zimmer des Meisters betrat, lag dieser, in einen seiner seidenen Schlafröcke gehüllt, auf einem Ruhebett. Nachdem er ihn gründlich untersucht hatte, stellte Schweninger, sachlich und sich aller Umschweife ärztlicher Diplomatie enthaltend, fest: „Es ist halt a Diarrhöe!" Unwillig, da er, für gewöhnlich, auch von Ärzten eine devotere Sprache gewöhnt war, antwortete der große Mann: „Ein Richard Wagner hat keine Diarrhöe!" Doch der junge Arzt blieb bei aller Ehrerbietung vor dem Meister bei seiner Diagnose, denn er pflegte treffende Formulierungen nicht im nachhinein abzumildern.

Damit erwarb er sich vor allem die Sympathie Frau Cosimas, die bis dahin die Ärzte, die sie und ihren Gatten betreuten, aus dem Gefühl ihrer starken Persönlichkeit heraus ebenso zu behandeln pflegte, wie Bismarck es tat, statt sich von ihnen behandeln zu lassen. Seit dieser Zeit war Schweninger ihr Arzt und genoß auch als Mensch und Persönlichkeit ihre größte Achtung und Zuneigung. „Ihr kundigster und fürsorglichster ärztlicher Berater", schreibt ihr Biograph Millenkovich-Morold, „war der berühmte Dr. Ernst Schweninger, der Leibarzt Bismarcks. Wenn dieser vor der Nachwelt ein besonderes Zeugnis für seine große Kunst nötig hätte, dann dürfte er sich außer auf Bismarck auch auf Cosima berufen, deren Leben er in erstaunlichster Weise

verlängerte oder vielmehr: deren innerste Lebenskraft er im Kampfe gegen unablässige Beschwerden und Gebrechen so wunderbar stärkte, daß sie viele weit Gesündere überleben konnte."

Frau Cosima litt lange an einem Gallenleiden und einer Erkrankung der Nieren, zu der noch mancherlei Alterserscheinungen kamen. Als sie Anfang des Jahres 1902 von einer Venenentzündung geplagt wurde, verbrachte sie mehrere Wochen in Schweningers Krankenhaus in Groß-Lichterfelde. Das war ein Schlag für seine Widersacher, die es oft so darzustellen pflegten, als sei dieses Haus die unmittelbare Durchgangsstation zum Himmel. Gut erholt konnte Frau Cosima nach Bayreuth zurückkehren, und Schweninger blieb auch künftig, selbst nachdem er sich längst zur Ruhe gesetzt hatte, ihr ärztlicher Berater und Freund. Das hohe Alter, das sie erreichte, wurde von ihren Getreuen mit Recht seiner großen Kunst zugeschrieben, und im Hause Wahnfried wurde von Cosimas Kindern nur mit höchster Ehrerbietung von Schweninger gesprochen.

Der Meister geht

Solange es Schweningers Hauptaufgabe gewesen war, das Leben des großen Kanzlers zu erhalten, sah er keine Möglichkeit für sich, sein eigenes Leben mit einem anderen Menschen zu teilen. Er pflegte nichts halb zu machen. Wenn er eine Familie gründete, dann sollte seine wenige freie Zeit auch Frau und Kindern zugute kommen. Bislang hatte er jede erübrigte Stunde in Friedrichsruh verbracht. Erst der Tod des Fürsten schuf eine Wandlung.

Selbstverständlich bedeutete diese bedingungslose Hingabe nicht, daß der berühmte Arzt ein Weiberfeind gewesen wäre. Wie alle sinnenstarken Künstlermenschen huldigte er begeistert dem schönen Geschlecht. Aber er war ihm nicht besinnungslos verfallen. Nachdem die Leidenschaften seiner Jugend sich geläutert hatten, lernte er bald, sein leicht erregbares und begeisterungsfähiges Temperament in der Gewalt zu halten, denn Beruf und Berufung duldeten kein Sichzersplittern.

Unter den vielen Frauen, denen er begegnete, und die sich oft nur aus Sensationsgier um ihn rissen, weil er „so herrlich grob" sein sollte, hatte er aber nur eine Vertraute, die gleichzeitig die Vertraute Wilhelms II. war, die schöne Gattin des großen Bildhauers Reinhold Begas, Grete, allgemein Frau Gré genannt. Es paßte zu dem fast renaissancehaft anmutenden Lebensstil des Hauses Begas, daß Schweninger der Herrin der gastfreundlichen Villa in der Stülerstraße eines Tages als kleines Souvenir ein Ponygespann mitbrachte mit dem dazugehörigen Groom, der

hinten auf dem zierlichen Wagen stand. Als der „berühmte Schweninger-Ponywagen“ ist das Gefährt auch in die Literatur eingegangen, Carl Ludwig Schleich erwähnt es in seinen Erinnerungen „Besonnte Vergangenheit“, wo er gleichzeitig eine Charakterisierung von Frau Begas gibt: „Eine der geistreichsten, amüsantesten und originellsten Frauengestalten, welche Berlin erlebt hat, voll von Reminiszenzen, einer staunenswerten Schärfe der Beobachtung und der liebenswürdigsten, humorvollsten Ironisierung. Eigentlich ein Naturkind, dem gerade deshalb keines Menschen Schwäche verborgen blieb; auf die sublimste Geistigkeit prallte zum Totlachen die handfesteste Bauernschlauheit. Vorzumachen war da nichts. Eine Künstlerdivanatur ersten Ranges. Dabei trotz allem von einer tiefen, respektvollen Bewunderung für ihren großen Reinhold.“

Aber diese Vertraute konnte dem Arzte auf die Dauer nicht genügen. Die Freunde Schweningers waren an manche Überraschungen gewöhnt, die seiner leicht beweglichen Natur entsprangen. Es gehörte zu seinem Berufe, oft rasche und entscheidende Entschlüsse fassen zu müssen, die über Tod und Leben bestimmten. Und als er erkannte, daß ihm das Schicksal die Frau in den Weg geführt hatte, die allein fähig war, seine Gattin zu sein, entschied er ebenso schnell über die Zukunft seines Lebens. Noch im Todesjahre Bismarcks heiratete er die Gräfin Lena von Moltke, die in erster Ehe mit Lenbach vermählt gewesen war.

Nun war sie in Groß-Lichterfelde, wo dem leitenden Arzt auf dem Gelände des Krankenhauses eine Dienstvilla zur Verfügung stand, Herrin im Hause, Betreuerin ihres Gatten und seiner ständig aus- und eingehenden Gäste, der Freunde und der Privatpatienten, die ihn besuchten, und der einsichtigen Ärzte, denen sein umfassendes Wissen immer in selbstloser Weise zur Verfügung stand. Da Schweninger im Jahre 1902 seine Klinik an der Charité aufgegeben und dafür einen Lehrauftrag für allgemeine Pathologie und Therapie und Geschichte der Medizin angenommen hatte, konnte er sich seiner Tätigkeit in dem Kreiskranken-

haus besser hingeben und im Sinne seiner ärztlichen Auffassungen mit größerem Erfolg in die Breite wirken. Einmal wöchentlich hielt er seine so berühmt gewordene Ärzteschule ab, zu der sich jeder Arzt der Reichshauptstadt einfinden konnte. Und es fanden sich auch genug ein: alle die, welche sich gleich ihrem Meister Schweninger Gedanken machten über das starre Schema, in dem die Medizin ihrer Tage festgefahren war, und nun für ihre Zeit die Erkenntnisse suchten, die schon Hippokrates und Paracelsus als grundlegend für die Heilkunde gefunden hatten. Auch Studenten und interessierte Bekannte des Hauses Schweninger waren zugelassen. Bei diesen Versammlungen wurden Kranke vorgestellt, ihr Fall ausführlich besprochen, auch an Leichen wurden Demonstrationen veranstaltet und hinterher diskutiert. Über toter Schulweisheit stand die lebendige Anschauung, und jeder konnte reden, wie es ihm seine Ansichten eingaben. Daß dabei auch ketzerische Äußerungen fielen, entsprach dem alten Brauch, den Schweninger seit Jahren schon in seinen Kolloquien geübt hatte.

Schweninger hatte seine Freude daran, wenn es zwischen werdenden und bestallten Ärzten, seinen Assistenten und Laien, die an seinen Bestrebungen Anteil nahmen, lebhaft zuging. Auch philosophisch-akademische Erörterungen wurden nicht gemieden, aber der Hausherr verstand es immer wieder, ohne den Bakel zu schwingen, abschweifende Diskussionen zum konkreten Kern des Themas zurückzuführen. Alle Teilnehmer konnten dabei häufig feststellen, daß ihr „Schulleiter" selbst auf entlegenen Spezialgebieten der Medizin sich mit der ihm eigenen Sicherheit bewegte. Schweninger hat einmal erzählt, daß er sich niemals auf ein Examen vorbereitet habe, und der Schatz seines Wissens war ja auch so groß, daß ihm jeder seiner Freunde und Schüler gern dieses Geständnis glaubte.

Die Ärzteschule, die Fortsetzung der „großen Kolloquien" aus der Zimmerstraße, gehörte in dem an geselligen und wissenschaftlichen Kreisen nicht armen Berlin der Jahrhundertwende

zu den anregenden Zirkeln, die jenseits des satten Behagens, in dem ihre Umwelt dahindämmerte, neuen Zielen zustrebten und die Spezialisierung und Vereinzelung aufzuheben suchten, welche die Menschen gefesselt hielten. Aus diesem Kreise sind daher eine Anzahl von Ärzten hervorgegangen, die später Bedeutendes leisteten, wie der vor einigen Jahren in Dresden verstorbene Professor Dr. Georg Hauffe, der besonders dadurch bekannt wurde, daß er die Anwendung der Schweningerschen ansteigenden Armbäder weiter ausbaute, Professor Dr. Emil Klein, der dann eine Poliklinik für Naturheilverfahren in Jena leitete, und schließlich Dr. Wilhelm Winsch, über dessen Lehre von der „Wärmekultur" Brauchle in seinem Werk „Naturheilkunde in Lebensbildern" Anerkennendes sagt.

Eine originelle Erscheinung bei den Abenden in Groß-Lichterfelde war der Rechtsanwalt Glünicke, der einen Gesundheitstee zusammengemischt hatte. Aber er begnügte sich nicht damit, seine Klientel mit Ratschlägen und Kranke mit Gesundheitstee zu versorgen, sondern suchte auch alle seine Zeitgenossen beharrlich zu seiner Anschauung zu bekehren, daß es sich für jeden Menschen außer dem täglichen Zähneputzen gehöre, auch täglich den Mastdarm zu spülen. Schweningers großzügige Natur ging über solche Ansichten jedoch nicht mit einem hochmütigen Lächeln hinweg, sondern er gab ehrlichem Streben Raum, wenn er spürte, daß dahinter ein Sucher stand, den der Drang nach Erkenntnis trieb.

Für den geselligen Menschen Schweninger war es selbstverständlich, daß er den in seinem Hause Versammelten aus Küche und Keller das Beste vorsetzen ließ, wonach sie begehrten, mochten sie nun den Genuß von Wein und Fleisch meiden — Schweninger-Schüler von einer Konsequenz, zu der sich der Meister selber nicht aufraffen konnte — oder sich, wie der Hausherr, stark genug fühlen, sich den Anfechtungen des Fleisches, des Tabaks und des Alkohols zu ergeben.

Schweninger war in gesellschaftlichen Dingen im Sinne der Konvention gebunden. So sehr er als Arzt auf seine Zeit wie ein

Revolutionär wirkte, so wenig konnte sie behaupten, daß es in seinem Heim umstürzlerisch zugehe. Aber in den „Gedanken und Gesprächen aus Schweningers Ärzteschule", die er seinem Gönner, dem Landrat von Stubenrauch, widmete, schwingt ein Unterton von Bewunderung für den Einklang von Wort und Tat im Leben großer Reformatoren mit, wenn in dem Kapitel „Kritik und Gegenkritik" einiges aus den Diskussionen seiner Ärzteschule zum besten gegeben wird:

„Vielleicht darf ich noch folgende Gedanken anregen.

Alle unsere ‚Feste' drehen sich im Grunde um Essen und Trinken, gerade als ob sich die Menschen nicht anders erfreuen könnten und als ob es etwas Langweiligeres gäbe, als stundenlang auf derselben Stelle zu sitzen und zu kauen.

Forel, der bekannte Alkoholgegner, hat, abgesehen von seinem einseitigen Standpunkte, darin recht, daß er seinen Gästen schon aus dem Grunde keinen Wein usw. vorsetzte, um sie zu zwingen, auch ohne das sich geistreich zu unterhalten.

Eine Führerin der Frauenbewegung hat recht mit der Behauptung, die Frauen haben keineswegs weniger Bedürfnisse als die Männer, nur weniger Laster.

Viele halten ihren Magen nicht nur für ein Lasttier, sondern für eine Spültonne.

Die jetzige Menschheit ist schon von Grund aus verdorben: das Kind genießt von Geburt an zuviel; wenn es den Mund nicht voll hat, schreit es, bis es den Magen wieder voll hat, wenn es auch sofort wieder speit. —"

Aber der jeder Einseitigkeit abholde Arzt ließ in der erwähnten Schrift, die eine Gemeinschaftsarbeit darstellt, auch den entsprechenden Antithesen ihren Raum. Es wird nicht nur das Goethesche Wort zitiert: „Wenn die Natur gewollt hätte, daß wir nur Vegetabilien äßen, hätte sie uns einen Pferdemagen gegeben", sondern auch der allseitig Disziplinierte gefeiert:

„Ein Mensch, der sich und seinen Magen entsprechend erzogen hat, wird auch ohne materielle Genüsse sich freuen und Feste

feiern, wird auch, ohne stundenlang zu kauen, gesellig sein können. Dagegen muß er aber auch imstande sein, sich zu freuen, Feste zu feiern, gesellig und sogar elegant zu sein, selbst wenn er einmal noch länger gekaut und in der Hitze des Gefechts sich eine Eßleistung zugemutet hat, die das gewohnte reichliche Maß um vieles übersteigt. Nur wenn er beides kann, ist er normal."

Auch die Frage des Alkoholgenusses findet hier ihre dialektische Betrachtung:

„Ein normaler Mensch, der Geist hat, muß imstande sein, diesen Geist gegebenenfalls ganz ohne Alkohol, gegebenenfalls aber auch trotz starken Spirituosengenusses noch leuchten zu lassen. Dagegen soll er weder ein gewohnheitsmäßiger Temperenzler noch ein gewohnheitsmäßiger Vieltrinker sein. Der Temperenzler behauptet ja natürlich, das Trinken sei schädlich, die Temperenz sei gesund; der Trinker behauptet in umgekehrter Weise das gleiche. Gesund und ungesund sind aber der Nahrungs- und Genußmittelzufuhr gegenüber sehr relative Begriffe. Gesund ist in dieser Beziehung alles, was zu der Aufnahmefähigkeit, zum Bedürfnis und zum Gebrauch im richtigen Verhältnis steht. Da aber diese Faktoren nicht nur bei verschiedenen Individuen sehr ungleichartig sind, sondern auch beim Einzelindividuum fortwährend wechseln, ist doch wohl der Mensch am besten ausgestattet, der dementsprechend eine gleitende Skala besitzt. Nicht der also ist normal, der sich dem eisernen Joche einer Schablone — und führe sie auch den bestechenden Namen Temperenz — unterwirft, sondern der, welcher imstande ist, wo nötig sich zu enthalten, wo nötig aber auch tapfer zuzugreifen und aufzunehmen, ja im gegebenen Falle dann und wann sogar kräftigst über die Stränge zu schlagen, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen oder eine Schädigung fürchten zu müssen. —"

Viele Gedankengänge, die in der Ärzteschule von Lichterfelde geäußert wurden, mochten nach den allgemeingültigen Auffassungen wie Verirrungen eines verschwörerischen Zönakels wir-



Schweninger mit seiner Familie im Garten seines Münchener Heims

ken und nicht wie die Lehrmeinungen einer Schule. Schweninger lag es ja auch fern, eine Doktrin zu verkünden oder seine Ansichten in ein System zu pressen. Das System hatten ja die andern, und wie weit sie damit gekommen waren, dafür fand seine Ärzteschule oft treffende Bilder:

„Betrachte man doch einmal die öde Landschaft unserer Fachzeitschriften. Weite Sandflächen bebaut mit niederen Kakteen der Apothekerreklame; im Zentrum erheben sich vaste Magazine, die vollgepfropft sind mit Vorräten und Materialien, auf der Schleppbahn der klinischen Arbeit herbeigeschafft; und dann im Hintergrunde angebaut wenige bescheidene Lehmschuppen für den kärglichen Ertrag einer mehr minder eigenartig gefärbten, oft sehr fadenscheinigen Kritik an der Arbeit anderer. Hier und da meist in den trockenen Sommermonaten braust ein laut sich gebärdender Wind über die Wüste: Verhandlungen des Kongresses zu X. oder des Tages zu U. Aber die Komplexe sind so fest gebaut, unverrückbar in ihrer trägen Masse, daß solch ein Orkänchen keinen Ziegel verschiebt. Höchstens, daß eines der kritischen Lehmhüttchen einfällt.

Und das Leben, das sind Wälder, das sind Wiesen, Quellen, Ströme, Gebirge!“

Und Schweninger liebte das Leben, seine Berge, seine Wälder und das Meer, zu dem es ihn immer wieder hinzog. Als Mitglied des Kaiserlichen Jachtklubs fehlte er bei keiner Kieler Woche. Und der so erdhafte Sohn des bayrischen Landes, der nicht die höchsten Wände scheute, wenn es „ein Gams“ zu schießen galt, ging auch sicher über die Planken einer schnittigen Hochseejacht, wenn sie unter vollem Zeuge und bei raumem Winde über die Wellen glitt.

Auf einer Nordlandreise, die er um die Jahrhundertwende mit Friedrich Alfred Krupp unternahm, stieß ihm dann jener schwere Unfall zu, dessen Folgen ihn bis an sein Lebensende peinigten. Beim Turnen glitt er auf dem vereisten Deck aus

und stürzte einen eisernen Niedergang hinunter; der tapfere Arzt, der bei körperlichen Übungen seinen Patienten gern mit gutem Beispiel voranging, erlitt hierbei einen komplizierten Beckenbruch. Nur schwer überwand Schweninger im Krankenbett die Folgen. „Es war jammervoll, den mächtigen Körper entzweigeknickt schleichen zu sehen, die Gesichtszüge übermächtig herausgearbeitet, wie bei einem antiken Kämpferfries — das schöne Gleichgewicht zwischen Kraft, Willen, Können und Wagen auf immer zerstört", so schildert ihn Fedor von Zobeltitz nach dem Unfall.

Dieser Unfall war auch ein schwerer Einschnitt in Schweningers ärztliche Tätigkeit. Er erkannte bald, daß er in seinem Zustande auf die Dauer die Leitung des Krankenhauses und die Professur an der Universität nicht behalten konnte, denn er mußte damit rechnen, daß noch Jahre vergingen, bis er einigermaßen wiederhergestellt war. Ständig drängten, nachdem die Bruchstellen schon verheilt waren, Knochensplitter unter eitrigen Entzündungen nach außen. Resigniert sah er ein, daß ihm nicht viel zu einem Invaliden fehlte. Ihm, der so vielen geholfen hatte, konnte nur noch die Zeit helfen.

Am 1. Januar 1906 richtete er an den ihm vorgesetzten Beamten im Ministerium den folgenden Brief:

„Euer Exzellenz beehre ich mich meiner Frau und meiner besten Wünsche zum neuen Jahre auszusprechen und daran die Bitte zu knüpfen, mir beim Herrn Minister, wie verabredet, einen halbjährigen Urlaub zu erwirken. Daran anknüpfend könnte dann, wie Sie in Aussicht stellten, die Emeritierung oder Pensionierung, zu der in meinen Gesundheitsverhältnissen längst Grund gegeben wäre, erfolgen."

Ein halbes Jahr danach, im Juni 1906, gab der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Ernst Schweninger auch die Leitung des Groß-Lichterfelder Kreiskrankenhauses auf. Zwar ließ sich nach dem Ausscheiden dieser starken Persönlichkeit das von ihm ge-

schaffene Werk nicht mehr in dem begonnenen Sinne fortführen, weil sich das Herkömmliche vorerst als scheinbar stärker erwies. Doch die Saat, die er ausgestreut hatte, trug reiche Frucht. Ein Stamm verantwortungsbewußter Schüler sorgte dafür, daß die Erkenntnisse der Ärzteschule nicht verlorengingen. Sie hüteten das paracelsische Feuer, das ihr Lehrer wieder entfacht hatte, zum Segen vieler Kranken.

Ein tätiges Altenteil

Der Sechsundfünfzigjährige, aller Ämter ledig, siedelte noch im selben Jahre nach seiner bayrischen Heimat über. Er war durch sein Leiden behindert, weiter seine Kräfte so zu verschwenden, wie er es seit seiner Jugend gehalten hatte. Nun hätte er ein Recht gehabt, sich zur Ruhe zu setzen, um den Frieden des Alters in Beschaulichkeit zu genießen; denn das hinter ihm liegende Vierteljahrhundert hatte von ihm Leistungen verlangt und erhalten, die ein anderer kaum in einem ganzen Leben hätte vollbringen können. Keiner seiner Schüler hat das Bildnis des alten Schweninger, der von seinem Werke Abschied nahm, aufgezeichnet. Doch wie ihm zumute gewesen sein mag, als er die Reichshauptstadt verließ, das hat er selber einmal geschildert; in der Einleitung eines Dialoges in seiner Schrift „Der Arzt“ ist das Porträt eines alten Arztes gezeichnet, in dem sich viele, ihm ähnliche Züge entdecken lassen:

„Dem Einsamen hatte die Stunde geschlagen, die den Eintritt in das Alter des Patriarchen ankündigt.

Er war nicht genötigt, in den öffentlichen Blättern anzuzeigen, mit welchem fahrplanmäßigen Zuge er die Flucht ergreifen werde, um in der Heimlichkeit einer genau bekannten Stadt den ihm zugenannten Ehrungen zu entgehen. Er konnte ruhig bleiben, wo er war; Ovationen bedrohten ihn nicht. Er war weder Ehrenmitglied gelehrter Gesellschaften, noch war er Großalmo-

senier der öffentlichen Wohltätigkeit; auch nicht Inhaber von Bürgerkronen, nicht ein Träger des Vertrauens von Behörden.

Er war immer nur er geblieben; weiter nichts. Deshalb hatte er über die kollegialen Gemeinschaften kaum je etwas Angenehmes, Süßschmeckendes sagen können; er war keine Leuchte der Wissenschaft, wußte nicht fesselnd und belehrend zu plaudern, war daher nicht als interessantes Schaustück für Zeitungsbeschreibungen verwendbar. Er hatte während langer Jahre nichts weiter vermocht, als einigen zehntausend Menschen das Leben und das Sterben zu erleichtern; er wußte von sich, daß er bei den zahlreichen großen Entscheidungen in seinem und in dem Leben anderer nie versagt hatte.

Solche Leute werden nicht gefeiert; von wem auch und zu wessen Ergötzen? Er konnte bleiben; er brauchte seine Nase vor keinem sie bedrohenden, öffentlichen Weihrauchsengen zu retten. Und vor der Dankbarkeit seiner Patienten war er nie mit bescheidener Miene davongelaufen, da er gern in glänzende Menschenaugen sah und sich gern immer wieder von dem Erfolge seiner tapferen Taten erzählen ließ.

Nur an einer Stätte seines früheren Wirkens kehrte er gern ein. Nicht als ob ihm dort von gläubigen Schülern getreu ein Nachlaß gepflegt worden wäre. Die wenigen, die ihn geliebt, die noch wenigeren, die ihn verstanden hatten, führten ihr von ihm befruchtetes Leben auf eigene Verantwortung; denn er hatte ihr Denken und ihr Entscheiden stets von dem weichen Faulbett des vertrauenden Glaubens an fremdes Urteil und an die Einsicht anderer aufgescheucht. Er ging bei Anlässen des Gedenkens immer wieder hin, bewegt von jenen Mächten, die ebenso den Verbrecher auf den Schauplatz seiner Tat zurücktreiben, wie sie den seines Schaffens bewußten Menschen an den Ort seiner Erinnerungen führen."

Obwohl der Verfasser sein eigenes Bild immer wieder hinter einer ausdrucksvoll geschnitzten Maske zu verstecken sucht, treten seine Züge doch deutlich erkennbar hervor; Einzelheiten

mögen nicht stimmen, aber das ganze Bild trifft nur auf einen Menschen zu: auf den Arzt Ernst Schweninger.

Doch seine Schaffenskraft ließ sich nicht zur Ruhe setzen. Noch im Winter des Jahres seiner Pensionierung erschien seine reifste Schrift, die Monographie „Der Arzt", eine soziologisch-philosophische Studie, in der er vor der Öffentlichkeit noch einmal die Grundsätze formulierte, die als Erkenntnisse eines reichen Lebens das fast priesterliche Arzttum bestimmt hatten, zu dem er sich bekannte. Diese Schrift hat in ihrer Klarheit und Gedankentiefe eine unzerstörbare, die Zeiten überdauernde Substanz. Hier ist in unserm Jahrhundert zum erstenmal das Ethos des ärztlichen Berufes und seiner Berufung verkündet worden, gipfelnd in der Sentenz: „Arzt sein kann einer nur aus Humanität."

Vor den Toren Münchens war die letzte Feile an die Niederschrift des Werkes gelegt worden, draußen im Isartal, hoch über dem Fluß, wo auf Burg Schwaneck die Familie Schweninger sich niedergelassen hatte. Der Besitzer der Burg, ein Patient des großen Arztes, hatte eigens für ihn einen Schloßflügel anbauen lassen, als steingewordenen Zeugen seiner Dankbarkeit. Hier wehte die freie Luft der Voralpen, drunten am Fuße des steil abfallenden Burgberges zwängte sich die muntere Isar eilends durch die Schlucht und übertönte mit ihrem Rauschen das Knarren und Ächzen der Bäume, die der Wind wiegte. Besonders schön war es hier, wenn der Laubwald von der Palette des Herbstes bunt gefärbt worden war.

Umsorgt von der Gattin, betreut von den Freunden, hauste er nun hier, „der Weltweise, der jetzt dort oben nach manchen Irrfahrten Posten gefaßt hat, um als neuer Burgherr, procul negotiis, über die Gefilde zu blicken", wie sein Freund Josef Ruederer ihn in dem Buch „München" schildert, das Schweninger gewidmet ist. In diesem Werk, des Dichters bestem Prosabuch, hat Ruederer auch gleich sein Verhältnis zu Schweninger umrissen:

„Zu ihm, der von Beruf auch Medizinmann ist, nebenbei aber

noch Künstler, war ich gekommen, als er, selbst noch auf der Hetzjagd, von einem Bahnzug zum andern sprang. Ich hatte die Doktores abgegrast bis zum Naturheilverfahrer herunter und verlangte jetzt, er solle weiterhelfen auf der großen Rennbahn des Lebens. Doch er wies nicht auf Herz oder Hirn, wie seine Vorgänger, sondern auf einen Körperteil, der, lang nicht so edel wie die erstgenannten Organe, an der Hauptstelle seiner besonderen Funktionen ein Epitheton bietet, das man in der Regel dem dümmsten Kerl an den Kopf wirft. Ein Epitheton, das man erfinden müßte für die deutsche Sprache, hätte die bayrische es nicht schon lange geboren, das herrliche, große, befreiende Wort. Und weil der praktische Arzt als richtiger Altbayer meine Landessprache beherrscht wie ich selber, wirkte das Mittel. So kräftig, so sicher, daß ich genas."

Schweninger hatte auch an seinem Freunde Ruederer, der seit dem Jahre 1902 sein Patient war, eine seiner heilerischen Meisterleistungen vollbracht, weil dieser eigenwillige Mann, ein echter „Raunzer" bayrischer Prägung, sich schließlich doch der größeren Eigenwilligkeit seines Arztes bequemte, der ihn von hartnäckigen inneren Leiden erlöste. Beim Durchblättern der Briefe Schweningers an Ruederer und der Krankenberichte, die der Dichter über sich selbst an Schweninger schickte, zeigt es sich, daß hier der Schulfall der von dem Arzte gern geübten brieflichen Fernbehandlung vorliegt.

In knapper Sprache heißt es da beispielsweise auf einer Karte aus Groß-Lichterfelde: „Professor Dr. Ernst Schweninger bedauert die neuen Klagen, glaubt aber dieselben bald behoben, wenn Sie jeden dritten Tag nichts Festes, nur Flüssiges genießen. Fleisch, Eier, Käse recht einschränken, überhaupt nur in kleinen Mengen essen oder trinken, nachts, wenn Sie nicht schlafen können, feuchtwarme Leib- und Rumpfpackungen vornehmen, eventuell auch nasse Strümpfe anziehen, mit Flanell bedecken, das rechte Auge mit heißen Fenchelteeumschlägen traktieren und im Notfall jeden zweiten Tag abends je ein Pulver von Acetanilid,

0,5 Gramm stark, nehmen. Das wird die Zerschlagenheit beheben.“

Aus dieser Beziehung zwischen Arzt und Patient erwuchs im Laufe der Jahre eine feste Freundschaft, die zum brüderlichen Du führte. Mit einer rührenden Sorge und immer regen Anteilnahme verfolgte Schweninger Leben und Schaffen des um elf Jahre Jüngeren. Er ließ es, wenn die Mitwelt das Werk des Dichters nicht genügend würdigte, nie an Zuspruch und Trost fehlen, denn Ruederer hatte es nicht so leicht, wie sein gefälligerer Landsmann Thoma, da seine große Begabung ständig unter der Kontrolle einer galligen Ironie stand. Der Arztkünstler Schweninger wußte, was es heißt, verkannt zu werden, und seine künstlerische Einfühlungsgabe erfaßte schon frühzeitig Talent und literarische Bedeutung seines Freundes. In einem Briefe an Ruederer bedauert er, nicht eine so gute Feder schreiben zu können, um es den „Banausen zu zeigen“, was für ein Dichter sein Freund sei. „Gibt es denn keine Männer mehr“, so läßt er seinen Zorn flammen, „die Arbeiten wie die Ihrige voll würdigen und dementsprechend zu kritisieren vermögen? Sind wir auch hier schon so weit in der Decadence?“

Auf Burg Schwaneck litt Schweninger noch sehr unter den Folgen seines Beckenbruchs. Immer wieder eiterten Knochensplitter aus seinem Körper, den er, um die Qualen zu lindern, auf ein Wasserkissen betten mußte. Doch sein Freund Ruederer sollte, selbst wenn er nicht selber ihm die gewohnten Zeilen schicken konnte, über seinen Zustand unterrichtet sein. So lesen wir in einem Briefe seines Bruders Carl, der Ernst auch als Vermögensverwalter zur Seite stand, an den Dichter: „Zustand objektiv besser — subjektiv wie ‚Er‘ sagt — scheußlich!“ Aber wenn er selber zur Bleifeder griff, hieß es tapfer: „Befinden in letzten Tagen wieder weniger gut, aber Humor bestens . . .“

Doch von ihm und seinem Befinden ist in diesen Briefen verhältnismäßig wenig die Rede. Wie er zeitlebens wenig Aufhebens von seiner Person machte, so hält er auch vertrauten Freunden

gegenüber daran fest, immer der Gebende und nur selten der Nehmende zu sein, denn am wenigsten vertrug dieser Verschwender des Mitleids, daß er bemitleidet wurde. Und als Ruederer in Rom eine Blinddarmentzündung befiel — Schweninger kannte dieses Leiden aus eigener schmerzhafter Erfahrung —, verzehrte er sich in Unruhe um den Freund, obwohl er ihn in der Obhut guter Ärzte wußte. Gewissenhaft schickte er seine brieflichen Ratschläge, wobei er jedoch betonte: „Ohne persönliche Untersuchung läßt sich natürlich ein irgend richtiges Urteil nicht bilden, und wenn ich auch ungezählte Erkrankungen der Art gesehen habe, so muß ich doch gestehen, daß jeder Fall für sich behandelt werden muß. Schablone ist unzulässig.“ Erst nach diesen Vorbehalten gab er einige Anweisungen, von denen er wußte, daß sie für dieses Leiden, für das er einen operativen Eingriff nicht als ultima ratio betrachtete, allgemeingültig sind: „Vorsicht im Essen und Trinken, später auch lange noch im Bewegen, heiße Umschläge mit oder ohne Feuchtigkeit, heiße Beutel, Sorge für regelmäßigen, tunlichst selbsttätigen Stuhl, vorsichtigster Diät, für länger nur Flüssiges und da nur weniges zur Zeit . . .“

Aber der Arzt hatte nicht nur für seinen Freund Ruederer zu sorgen. Auch mit vielen anderen Patienten wechselte er ständig Briefe; denn mit vielen von ihnen hatte sich im Laufe der Jahre ein fast freundschaftliches Verhältnis herausgebildet, und die heilige Besessenheit des Arztens war für ihn so sehr Lebenszweck geworden, daß er einen Kranken, der sich an ihn wandte, niemals ohne Rat ließ. Noch immer überwachte er auch den Gesundheitszustand Cosima Wagners, der er in S. Margherita stets einen Besuch abstattete, wenn er im Frühjahr an die Riviera fuhr, und die ihn immer eifersüchtig für sich mit Beschlag belegte, sobald er zum Besuch der Festspiele in Bayreuth eintraf. So lesen wir in einem seiner Briefe: „Ich fahre jeden Tag mit der Meisterin in den Wäldern spazieren und komme meist erst zum letzten Akt, indes Frau und Töchter von Anfang an der Aufführung beiwohnen.“

Dabei fand er aber noch die Zeit, Patienten, die ebenfalls die Festspiele besuchten oder ihm nachgereist waren, zu beraten und zu behandeln.

In Bayreuth wohnte er für gewöhnlich in einem großen, ihm von der Familie Wagner zur Verfügung gestellten Quartier, so daß er sein Leben in dem gewohnten Rahmen führen konnte. Auch hier war er der Hausherr, dem es Freude machte, Gäste bei sich zu sehen, und als sein Schüler Dr. Richter ihn einmal in Bayreuth verfehlt hatte und im Hotel abgestiegen war, ließ Schweninger am nächsten Morgen das Gepäck seines Gastes einfach aus dem Hotel abholen. Wer von lieben Freunden ihn besuchte, hatte selbstverständlich bei ihm zu wohnen.

Auch um die Eintrittskarten zu den Festspielen brauchten sie sich nicht zu sorgen, das erledigte Schweninger für sie. Bei den Generalproben saßen sie neben ihm und seiner Familie in einer der vorderen Reihen, die für ihn freigehalten wurde. Dr. Richter fiel dabei auf, daß vor ihnen nur einsam Siegfried Wagner saß, während viele berühmte Gäste weniger bevorzugte Plätze besetzt hielten.

Mit seiner unerschütterlichen Willenskraft hatte Schweninger erreicht, daß er Herr über seinen Körper geblieben war, und daß sein Leiden nicht Besitz von ihm ergriffen hatte. Dieser vollblütige Genießer hätte ein Leben im Krankenstuhl wohl auch kaum ertragen. Mit größter Verwunderung und Bewunderung kann man nur vernehmen, daß er im Jahre 1908 nach den Bayreuther Festspielen als Gast des Prinzen Ludwig von Bayern nach Pfronten im Allgäu fuhr, um dort die ihm zugesagte Gemse zu schießen.

Und von dieser Jagd kehrte er zurück, um von nun an „im eigenen, neuen, bescheidenen“ Heim zu wohnen, seiner Villa auf der Prinz Ludwigshöhe bei München, dem „Hexenhaus“, wie er es nannte, denn für die geliebte Gattin, die „Hexe“, war es gekauft und ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet worden.

Jeder Raum enthielt hier Erinnerungen an Schweningers Leben und Wirken. Hier war eine ganze Lenbach-Galerie zu bestaunen, daneben umfangreiche Sammlungen von Plastiken, Gemälden und Goldschmiedekunst, die Schweninger Stück für Stück zusammengetragen hatte, und dazwischen eine hohe Statuette seines verehrten Fürsten, ein Geschenk aus dem Hause Krupp. Damit er aber auch seinen geliebten Bergen immer nahe war, hatte er sich einen Turm auf sein Haus setzen lassen, wohin der „grobe Bayer", wie er sich selbst mit Vergnügen nannte, immer dann entwich, wenn er mit sich allein und der Natur ganz nahe sein wollte. Ringsum breitete sich die grünende Landschaft, in die der reizende Ort eingebettet liegt, und bei klarer Sicht hoben sich vom Horizont die Konturen der Alpenkette ab. Hier erfüllte ihn ein Gefühl glücklichen Geborgenseins, wo ihn nichts anfocht, was sich jenseits seines Gartens abspielte. Der ein wenig weltmüde gewordene Weltweise ließ sich nun das Leben von draußen, gleich dem alternden Goethe, von den Besuchern, die von nah und fern kamen, in sein Haus tragen, das immer erfüllt war von froher Geselligkeit.

Die Hausfrau sorgte für die Behaglichkeit eines jeden Gastes, der unter diesem Dache weilte. Unauffällig stellte sie fest, was jeder gern zum Frühstück aß, und wenn er morgens seinen Platz an der Tafel einnahm, fand er die Eier hart oder weich gekocht, Kaffee oder Tee, das Brot frisch oder geröstet vor, wie er es zu Hause gewohnt war. Jeder war des Lobes voll über die Umsicht der Frau Geheimrat, die in aller Frühe, wenn die Gäste noch schliefen, bereits ihr Haus bestellt hatte und abends, wenn alle zur Ruhe gegangen waren, noch einmal einen Rundgang machte, um nach dem Rechten zu sehen.

Berühmt waren die musikalischen Abende, bei denen Felix Mottl, der bedeutende Dirigent, bescheiden als Begleiter am Flügel saß, wenn ein großer Sänger aus dem Wagner-Kreise sich hören ließ. Gekrönte Häupter waren dabei manchmal zu Gast, wie König Ferdinand von Bulgarien oder König Gustav von Schweden. Auch eine geborene Prinzessin von Preußen, die nun

die Gattin eines Landesfürsten war, fand sich in unerschütterlicher Anhänglichkeit hier ein, obwohl ihr der Professor einst bei einer Konsultation in Groß-Lichterfelde in höchstem Zorne die verbotenen, blutstauenden Gummistrumpfbänder eigenhändig abgerissen und aus dem Fenster geworfen hatte. Diese hohen Herrschaften fügten sich dem hier üblichen Rahmen ebenso selbstverständlich ein wie die Träger schlichter Bürgernamen, die zu Schweningers Freundeskreis gehörten. So ging Gustav V. von Schweden eines Tages mit Schweningers Kindern wie ein guter Onkel in das Deutsche Museum, wovon aber gar nicht viel Aufhebens gemacht wurde. Ein Gast des Hauses erfuhr es erst zufällig, als auch er in ihrer Begleitung die Schöpfung Oskar von Millers aufsuchte, wo die Kinder von einem Museumsdiener mit den Worten angeredet wurden: „Seid ihr nicht neulich mit dem König von Schweden hier gewesen?“

An Schweningers Tafel waren alle gleich, wenn dies in der durch festliche Abende gebotenen Gemessenheit auch nicht so in Erscheinung trat wie bei seinen berühmten Bockbierfrühstücken, über die ein Teilnehmer folgendes berichtet:

„Schweninger hatte seine Freunde zu einem Bockbierfrühstück eingeladen; nämlich als ganz besondere Auszeichnung erhielt er als erster das erste Faß Bockbier. Dies Frühstück dauerte von zwölf Uhr mittags bis zwölf Uhr nachts. Ein langer Tisch war im Garten gedeckt. Man schwelgte in den verschiedensten lukullischen Genüssen, unter denen besonders Berge von blonden ‚Weißwürschten‘ in hellster Frühlingspracht hervorleuchteten. Ich gedachte als arger Sünder des Verbotes unseres verehrten Gesundheitspropheten, nie — niemals beim Essen zu trinken! Aber ich frage alle aufrichtigen Menschen — kann man das? Ich konnte es nicht — und nachdem ich Unmengen dieses Göttertrankes in meinen Magen gepumpt — sagte ich mir: ‚Wenn du schon sterbst — Schweninger ist ja da.‘“

Für gewöhnlich fand das Bockbierfest statt, wenn Schweningers von der üblichen Reise nach der Riviera zurückgekehrt

waren. Der alte, so ungeheimrätliche Geheimrat entfloh gern vor dem allzu langen Winter der Heimat in die milde Luft der Mittelmeerküste. Er war in Nizza ein bekannter Gast, denn er gehörte zu der großen Welt, die sich hier im Frühjahr ein Stelldichein gab, mochten es nun Fürsten, Wirtschaftsführer, Finanzgewaltige oder die Könige im Reiche der Kunst sein. Viele von ihnen waren seine Patienten, verdankten ihm Leben und Arbeitskraft, und wer es noch nicht war, suchte, wenn er sich unpäßlich fühlte, seinen Rat. Eine heitere Sonne verjüngte an dieser blauen Küste das Herz. Schweninger war ja nicht mehr der vielbeschäftigte Professor, dem jede Minute kostbar sein mußte, er konnte daher mit größerem Behagen genießen, was die Stunde ihm zutrug. Seine besonders liebenswerten Eigenschaften traten dann am deutlichsten hervor, wie aus einem Bericht hervorgeht, den die „Deutsche Allgemeine Zeitung" einmal aus der Feder eines Mitarbeiters veröffentlichte:

„Mit meiner Familie wohnte ich seinerzeit in Nizza in Villa Arson mit dem berühmten Garten. Eine uns befreundete Dame brachte in ihrem Auto an einem strahlend hellen Frühlingsnachmittage Schweninger mit seiner schönen, rotblonden Frau, einer geborenen Gräfin Moltke, nach unserem entlegenen idyllischen Erdwinkel. Ich mußte es als große Auszeichnung betrachten, daß der berühmte Arzt, der zur Erholung in Nizza weilte, sich zu uns einfachen Sterblichen heraufbemühte. Dieser prächtige, gütige Mensch gewann im Sturm unser aller Herzen, und nach kurzer Zeit erschien er uns wie ein lieber alter Freund."

Doch auch im höheren Alter dachte Schweninger nicht daran, seinen Aufenthalt in Nizza ausschließlich für seine Erholung zu nutzen. Es war ein Grundzug seines Wesens, sich zwar den Freuden des Daseins hinzugeben, aber ebenso stark war der andere, nicht sich selber, sondern seinen Mitmenschen zu leben. So blieb die Riviera für ihn nicht ein „Unter-Palmen-Wandeln", sondern Erholung wechselte hier mit den selbstverständlichen Pflichten seines Berufes ab. Dabei mußte er auch in diesen Breiten die ihn

immer wieder erschütternde Erfahrung machen, daß es Ärzte gab, welche die Berufung ihres Berufes mißachteten. In einem Vortrage, den er im Frühjahr 1914 in Wien hielt, berichtete er temperamentvoll über einen solchen Fall:

„An der Riviera, von der ich eben jetzt komme, wurde ich zu einem Konsilium gebeten, wobei einer der anwesenden Herren mir sagte: ‚Sie lassen hier nicht die Operation machen? Das ist doch das einzige, wobei wir etwas verdienen.‘ Ich sagte ihm darauf: ‚Ich wußte nicht, daß Sie diesen Standpunkt einnehmen. Mein Standpunkt ist der, dem Menschen nach bestem Wissen und Gewissen einen Rat zu geben und den womöglich auch durchzuführen. Aber bloß deshalb zu einer Operation schreiten, weil die am besten bezahlt wird, dazu gebe ich mich nicht her.‘ Das sind doch gewiß Erinnerungen und Erscheinungen, die einem zu denken geben.“

In demselben Vortrag erwähnte er auch, daß er mit Frau Cosima Wagner gerade wieder an der Riviera zusammengetroffen war. Beglückt erzählte er, daß er die große Frau — wie er sie gern verehrungsvoll nannte — trotz ihrer achtundsiebzig Jahre in voller geistiger und körperlicher Frische angetroffen habe. Er konnte auch um so stolzer sein, da es wohl seiner großen ärztlichen Kunst zuzuschreiben war, daß sie die schwere Krankheit, die er im Jahre 1902 in Groß-Lichterfelde behandelt hatte, überstand. Voll burschikosen Übermuts hatte er damals zu einem Besucher gesagt, als Frau Cosima die Krise hinter sich hatte: „Ja, die hab' ich für mindestens zehn Jahre wieder zusammengeflickt.“ Seine Ratschläge, rauhes Klima zu meiden, viel im Süden zu leben, verbunden mit seinen Diätvorschriften, brachten es zuwege, daß Frau Cosima, die mehr als zwölf Jahre älter war als er, ihn noch um sechs Jahre überlebte. Und es mutet fast mystisch an, daß sie, die unter seinen Patienten für ihn unmittelbar hinter seinem geliebten Fürsten stand, gerade am Geburtstage Bismarcks starb.

Wenige Monate nach diesem Vortrage brach die Katastrophe

des Weltkrieges über Europa herein. Schweninger, der das Werk Bismarcks in schwachen Händen sah, blickte voll banger Sorge in die Zukunft, wie aus einigen Briefen hervorgeht, die er an Josef Ruederer richtete. Da mag es für ihn eine Erlösung gewesen sein, daß er gebeten wurde, seine Erinnerungen an den großen Kanzler für ein Sammelwerk, das zum hundertsten Geburtstage Bismarcks erscheinen sollte, niederzuschreiben, obwohl er zunächst Bedenken gehabt hatte, diesem Rufe zu folgen. Er hatte als Freund des Hauses Bismarck stets größte Zurückhaltung geübt. Doch unter dem Eindruck des Krieges war er sich der Verantwortung bewußt, die auch auf ihm ruhte: das Andenken des Reichsgründers für die Nachwelt durch Berufene zu bewahren.

Schweningers sachliche und so überaus eindringliche Darstellung hat es ermöglicht, sein Verhältnis zu dem Fürsten in die richtige historische Perspektive zu bringen. Und er hat sich bei dieser Gelegenheit auch der düster prophetischen Worte des Kanzlers erinnert: „Wir gehen schweren und schwierigen Zeiten entgegen."

Die „Blätter aus meiner Erinnerung", die Schweninger seinem großen Patienten und Freunde widmete, gehören zu den lautersten Quellen, aus denen uns heute das Bildnis Bismarcks entgegenstrahlt. Mit dieser Darstellung voll Liebe und Zartheit, wie sie einmal genannt wurde, schloß Schweninger seine publizistische Tätigkeit ab, nachdem er ein Jahr zuvor noch die Fanfare „Zur Krebsfrage" hatte ertönen lassen, eine Schrift voll tiefer Weisheit, die auch heute noch Beachtung verdient.

Der Lebensabend dieses großen Arztes und einzigartigen Menschen verlief nicht ungetrübt. Immer wieder litt er unter schweren Schmerzen, den Folgen seines schlecht verheilten Beckenbruches. Nur der Beistand und die Pflege seiner geliebten Frau vermochten ihm sein Leiden zu erleichtern. Hinzu kam sein nie versiegender Humor. Der Mann mit dem dämonischen Äußeren hatte im Grunde ein glückliches Naturell, aus dem heraus er sein bewegtes Leben, trotz aller Dissonanzen, harmonisch zu gestalten wußte.

Seine Ehe war der Idealfall einer Ehe. Vier Kinder waren herangewachsen, zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der ältere, der Offizier geworden war, erst sechzehn Monate nach dem Waffenstillstand aus französischer Gefangenschaft zurückkehrte und doch noch zeitig genug, um den siebzigsten Geburtstag des Vaters mitfeiern zu können. Oft genug hatte der alte Arzt gemeint, den Tag der Rückkehr des Sohnes nicht mehr zu erleben, wenn ihn sein Leiden gar zu sehr peinigte. Dann blieb bisweilen nur die Flucht auf den geliebten Turm, wo der linde Wind, der von den Bergen kam, die Stirne streichelte.

Zur Feier der Vollendung seines siebenten Jahrzehnts erfuhr der Jubilar noch die Ehrungen der Öffentlichkeit durch Aufsätze in der Tagespresse.

Doch bald darauf meldete sich der Feind des Lebens, die Altersschwäche, obwohl er ihr noch einige Jahre widerstand. Eine Lungenentzündung beschleunigte dann das Ende. Ein junger Kollege, Dr. Hoffmann, der auf der Prinz Ludwigshöhe praktizierte, betreute ihn während seiner letzten, tödlich verlaufenden Krankheit. Am 13. Januar 1924 verschied Ernst Schweninger in den frühen Morgenstunden. Nur seine Gattin war bei ihm und drückte ihm die Augen zu. Im Krematorium München nahmen die Angehörigen und seine Freunde Abschied von dem teuren Toten, dessen Asche auf dem Friedhof in Solln beigesetzt wurde. Abhold dem Pomp und allem feierlichen Gepränge, wie das Leben dieses Mannes gewesen war, so vollzog sich auch die Totenfeier.

Die Fachwelt meldete sich erst wieder nach seinem Tode. Der alte Groll, den wissenschaftliche Gegner gegen ihn aufgespeichert hatten, verstummte selbst nicht am Grabe und färbte pamphletistisch die Nekrologe. Die großen ärztlichen Leistungen Schweningers, seine weit vorausschauenden Gedanken erfahren erst in unseren Tagen die ihnen gebührende Würdigung. Aber der Lebenskünstler und Weise Ernst Schweninger, dem schon die Palme der Unsterblichkeit zukäme, wenn er nichts weiter vollbracht hätte als die an ein Wunder gemahnende Leistung, Bismarcks

Leben um anderthalb Jahrzehnte zu verlängern, stand hoch über allen Seitenhieben kleinlicher Geister und hatte sich schon lange selbst mit den Worten getröstet:

„Meine Lieben, wofür die Welt mich ansieht, das ist mir stets recht gleichgültig gewesen. Wenn die Kollegen mich aus Unkenntnis, aus Kurzsichtigkeit, aus Ärger falsch beschuldigt haben, so hat mich das wohl manchmal gekränkt und erbittert; das war aber nur, als ich noch strebte, noch etwas wollte, als ich jung war; heute ist auch das mir gleichgültig, weil ich nichts mehr will. Nur das aussprechen, was mein beschränkter Menschenverstand für wahr und notwendig hält."

Verzeichnis der wichtigsten gedruckten Quellen

Ärztlicher Bericht aus dem Kreiskrankenhaus Groß-Lichterfelde für das Kalenderjahr 1901. Berlin 1902

Allers, Karl Wilhelm: Bismarck in Friedrichsruh. Stuttgart 1892

Berdrow, Wilhelm: Alfred Krupp. Berlin 1928

Bismarck, Otto Fürst von: Gedanken und Erinnerungen, Band I—III. Stuttgart und Berlin 1921/22

Brauchle, Dr. med. Alfred: Naturheilkunde in Lebensbildern. Leipzig 1937

Busch, Moritz: Bismarck und sein Werk. Leipzig 1898

Der große Ketzer in der Medizin. Würzburg 1902

Eckardstein, Hermann Freiherr von: Lebenserinnerungen und Politische Denkwürdigkeiten. Leipzig 1919

Eppstein, Prof. Dr. Georg Freiherr von: Fürst Bismarcks Entlassung. Berlin 1920

Erinnerungen an Bismarck. In Verbindung mit A. von Brauer gesammelt von Erich Marcks und Karl Alexander von Müller. Stuttgart und Berlin 1915

Eulenburg-Hertefeld, Philipp Fürst zu: Aus 50 Jahren. Berlin 1923

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Berlin 1900

Fürst Bismarck und die Hamburger Nachrichten. Berlin 1894

Gedanken und Gespräche aus Schweningers Ärzteschule. Leipzig 1900

Grotjahn, Alfred: Erlebtes und Erstrebtes. Berlin 1932

Lange, Hermann: Erinnerungen an den Sachsenwald. Halle 1909

Lindenberg, Paul: Es lohnte sich, gelebt zu haben. Berlin 1941

Millenkovich-Morold, Max: Cosima Wagner. Leipzig 1937

Penzler, Johannes: Graf Wilhelm Bismarck. Berlin und Stuttgart 1902
Röttger, Bernhard Hermann: Die oberpfälzische Stadt. Augsburg 1926
Ruederer, Josef: München. Stuttgart und München 1907
Schäfer, Dietrich: Bismarck. Berlin 1935
Schleich, Carl Ludwig: Besonnte Vergangenheit. Berlin 1922
Schweninger, Ernst: Gesammelte Schriften. Berlin 1886
— Dem Andenken Bismarcks. Leipzig 1899
— Der Arzt. Frankfurt a. M. 1906. 2. Auflage Radeburg (Bezirk Dresden) 1926
— Zur Krebsfrage. Berlin 1914
— Blätter aus meiner Erinnerung. 1915
Wolf, Georg Jakob: Ein Jahrhundert München. 1800—1900. Leipzig 1935
Wyl, Wilhelm: Franz von Lenbach. Stuttgart und Leipzig 1904
Zobeltitz, Fedor von: Ich hab' so gern gelebt. Berlin 1934
Außerdem zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Tageszeitungen

Verzeichnis der Abbildungen

Bildnachweis: H. Handke, Bln.-Wilmersdorf (7 und 8). Scherl-Bilderdienst (10). Heimatmuseum Neumarkt, Obpf. (2). Fotograph Raimund F. Schmied, Hamburg (9). Union Dtsch. Verlagsgesellschaft, Stuttgart (6). Major Dipl.-Ing. Schweninger, Berlin (3 und 4). Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie., Stuttgart (5). Wilfried Göpel, Bln.-Zehlendorf (Umschlag).

Inhalt